Geschichte

des

dreißigjährigen Krieges.

Ein Beitrag
zur deutschen Geschichte der Jahre 1600 bis 1650

von

F. R. Paulig.

Zweite Auflage.

Frankfurt a. O.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1885.

Geschichte

des

dreißigjährigen Krieges.

Ein Beitrag
zur deutschen Geschichte der Jahre 1600—1650

von

F. R. Paulig.

Zweite Auflage.

Frankfurt a. O.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1884.

Er ist noch nicht geschlossen
Der große Friedensbrief,
Es sind daran noch Glossen
Zu schreiben hoch und tief.

Rückert.

Vorwort.

Nachdem Deutschland wieder mit Stolz und Freude auf seine Einheit und seinen Kaiser blickt, bedürfen unsere Anschauungen von der deutschen Vergangenheit vielfach einer Berichtigung. Vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, erscheint vieles anders, wie von dem einer Konfession, Partei oder eines einzelnen Staates. Die Vergangenheit ist der Boden, aus welchem unsere Zustände, unsere Geschichte hervorgegangen. Wie der Grund und Boden, in welchem die Asche unserer Väter ruht, gleichsam unser körperliches Vaterland ist, so ist die Vergangenheit das geistige Vaterland unseres Volkes, von dem ebenso wie von jenem des Dichters Wort gilt, daß hier die starken Wurzeln unserer Kraft gepflanzt sind.

Der durch die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches gewonnene erweiterte Gesichtskreis läßt es als eine berechtigte Forderung des nationalen Bewußtseins erscheinen, die hervorragenden, epochemachenden Zeitabschnitte deutscher Geschichte in einem helleren, aber milderen Lichte vor Augen zu führen. Es ist wichtig, daß wir jede Periode nicht nur in ihrer Bedeutung für sich, sondern sie auch in ihren Beziehungen zur Gegenwart recht verstehen lernen.

Die Beurteilung der Zeit und Personen, welche die vorliegende Schrift zum Gegenstande hat, ist stets eine überaus verschiedenartige gewesen. Der Gegensatz zwischen Imperium und Sacerdotium wird ja in aller Zeitlichkeit nicht aufhören. Besteht er doch so lange die Kirche in der Welt ist; allein

trotz alledem ist ein gutes Nebeneinander der beiden Gewalten sehr wohl denkbar. Aber der Katholicismus war bis zur Reformation der legitime Alleinbesitzer dieser Gewalt, der seine Rechte nicht gutwillig preisgeben konnte. Es ist daher kein unberechtigtes Verlangen, daß man sich bei Beurteilung jener Zeit auch auf seinen Standpunkt stellt. Wie schwer das ist, und wie selten es geschehen, davon legen hunderte von Geschichtswerken Zeugnis ab. Heute stellen wir mit Recht an unsere katholischen Mitbürger die Bitte, daß sie über ihre religiösen Gefühle nicht ihre nationalen Pflichten vergessen, demnach sollen auch wir Protestanten das nationale Gefühl in Gegenwart und Vergangenheit nicht verletzen und nicht das bei uns entschuldigen, was wir auf anderer Seite tadeln würden.

Ein erfreulicher Aufschwung des vaterländischen Sinnes ist gegenwärtig unverkennbar. Derselbe macht die Kenntnis der deutschen Geschichte zu einem immer allgemeiner und lebhafter empfundenen Bedürfnis. Ich hielt es daher für zeitgemäß, die Geschichte jenes gewaltigen dreißigjährigen Kampfes, welche für alle Zeit ein erhöhtes Interesse beanspruchen darf, im nationalen Sinne zur Darstellung zu bringen. Ich habe mich bemüht, auf beiden Seiten Gerechtigkeit walten zu lassen und wenn meine Schrift nur ein Geringes zur Versöhnung der Gegensätze beiträgt, so ist meine Arbeit, deren Mängel ich nicht verkenne, nicht vergeblich gewesen.

Frankfurt a. O., den 28. November 1881.

Der Verfasser.

Einleitung.

Die 2000 Jahre nachweislicher Existenz deutschen Lebens sind eine ununterbrochene Kette von Gestaltung und Entwicklung, die gleich einer Schöpfung im Kleinen vom rohen Elemente ausgeht, aber nach geistigen, unwiderstehlichen Gesetzen sich fortbildet und zu einem gewaltigen Bau sich vollendet. Doch nicht blos darum, um zu erkennen, wie das, was heute ist — sei es nun gut oder übel — nach und nach geworden, hat die Geschichte unseres Landes ihren Wert. Sie hat ihn auch in sich selbst, und jede deutsche Zeit hat ihr eigentümliches Interesse. Deutschland, dies Land unserer Väter, in der Mitte Europas gelegen, ist der Markt der europäischen Geschäfte, das Kaufhaus des europäischen Völkerverkehrs, das Marsfeld der meisten Kriege des Erdteils gewesen. Schlachtfeld reihet sich an Schlachtfeld; es hat den gebräunten Krieger der pyrenäischen Halbinsel, wie den Kosaken und Schweden, den Finnen wie den Römer auf seinen Fluren kämpfen sehen. Es ist jetzt der Eckstein und die weltgebietendste Macht des großen europäischen Staatengebäudes. Deutschland ist aus einem Lande des Waldes und des Sumpfes zu einem blühenden, fruchtbringenden Garten Gottes geworden.

Allerdings wurde dieses Resultat nur erreicht durch harte Arbeit und durch blutige Kämpfe. Deutschland hat neben vielen glänzenden Blättern seiner Geschichte auch manche dunkle aufzuweisen. Zu den letzteren gehört jene Zeit tiefsten materiellen, politischen und sittlichen Verfalles, welche mit dem dreißigjährigen Kriege anbrach, deren tiefeinschneidende Spuren Jahrhunderte

hindurch sichtbar sind und an deren traurigen Nachwirkungen wir zum Teil jetzt noch kranken. Durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges wurde der Baum deutscher Kultur dergestalt bis ins innerste Mark zerspalten und ertötet, daß er erst aus den Wurzeln neue Keime treiben, und mehrere Menschenalter vergehen mußten, ehe der junge Stamm wieder Blüten und Früchte zu zeugen vermochte, so daß derselbe noch bis heute nicht in allen Teilen die innere Lebenskraft und das feste Gefüge des alten Stammes erlangt hat. —

Oestreich hatte sich aus einer ursprünglich von Bayern abhängigen und gegen die Avaren errichteten Mark zu dem mächtigsten Staate Deutschlands emporgeschwungen. Die Fürsten nannten sich am Schlusse des Mittelalters Erzherzoge. Spätere Teilungen des Landes verhinderten endlich ein für Deutschland drohendes Uebergewicht. Für Deutschland mußte die Frage von höchster Wichtigkeit erscheinen, wer wieder auf den Thron, den Maximilian am 12. Januar 1519 verlassen hatte, zu berufen sei. Die Frage war nicht leicht zu entscheiden und für ganz Europa wichtig. Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich bewarben sich nachdrücklichst um den Thron. Der Letztere schickte Abgesandte mit Geldsäcken bei den Fürsten umher, und auch Karls Getreue verschmähten solche Mittel nicht. Zu beiden Thronkandidaten fand sich noch ein Dritter, Heinrich VIII. von England, auf den man indes gleichfalls keine Rücksicht nahm. Man wählte vielmehr Friedrich den Weisen von Sachsen, der die Krone aber ausschlug und durch sein einsichtsvolles, unbestochenes Votum die Wahl auf Karl von Spanien zu lenken verstand. Karl, der sich nun (28. Juni 1519) „Karl V. erwählter römischer Kaiser“ nannte, mußte die Rechte und Freiheiten der deutschen Städte beschwören und die freie Ausübung des evangelischen Gottesdienstes den Protestanten gewährleisten.

Wie das Christentum gerade damals in die Welt eintrat, als die vorhandenen Religionen ihrem tiefsten Verfalle nahe waren, so begann die welthistorische Begebenheit, die Reformation, ihre größten Triumphe zu einer Zeit zu feiern, in welcher die katholische Kirche sich weit von ihrem göttlichen Ursprunge entfernt hatte. Eine Reihe ausgezeichneter Männer, aber von der Kirche verdammte Ketzer: Arnold v. Brescia, Waldus, Wiklef, Huß, Hieronymus, Cagistrano, Berquin*), Savonarola

*) Die letzten Lebenstage eines dieser Glaubensstreiter mögen hier eine Stelle finden. — Am 16. April 1529 ward Berquin nach de Casa santo gebracht, um seinen Urteilsspruch zu vernehmen. Derselbe lautete: „Der Angeklagte soll zunächst seines Ehrentitels als Doktor der Theologie entkleidet werden, denn durch seinen ketzerischen Lebenswandel hat er diese Rangauszeichnung doppelt verwirkt. Nach vollzogener Degradation soll er baarhäuptig und mit nackten Füßen, eine Kerze in der Hand vor das Parquet des Parlaments und von da in den großen Hof des Justizpalastes geleitet werden, hier soll er das Knie beugen, und den lieben Gott, die glorreiche Jungfrau Maria, deren eingeborenen Sohn und alle Heiligen des Himmels mit lauter Stimme anrufen, daß sie ihm verzeihen möchten ob seiner ruchlosen Thaten und ärgerlichen Meinungen. Von da soll er auf den Richtplatz verbracht und auf ein Schaffot gestellt werden, damit sich Alt und Jung, Hoch und Nieder ein heilsames Exempel daran nehmen kann. Seine sämtlichen Bücher wird vor seinen Augen der Henker verbrennen, damit von diesen Teufelswerken keine Kunde übrig bleibe. Gleichzeitig soll der arme Sünder mit lauter Stimme dreimal Widerruf thun um seiner ketzerischen Bosheiten willen. Vom Richtplatze soll er dann vor das Portal der Kirche Notre Dame geleitet und nochmals zu Widerruf und Abbitte angehalten werden. Nach Vollziehung dieses Aktes wird der Nuntius den verurteilten Ritter auf den Richtplatz zurückbringen, der Henker wird ihm allda mit einem glühenden Eisen die gottlose Zunge durchbohren und ihm zum bleibenden Zeichen mit dem glühenden Eisen die Brandmarke auf die Stirne drücken. Dann aber soll er an den Bischof von Paris ausgeliefert werden zur peinlichen Leibeshaft bis zu seinem Tode.“ Noch am gleichen Tage, um die dritte Nachmittagsstunde soll die Vollstreckung des Urteils stattfinden. Um diese Zeit drängte sich in den betreffenden Gassen eine zahllose Menschenmenge. Zwei Dritteile des Trosses waren, nach gewohntem Brauch, Weiber. Plötzlich ging durch die Menge die Nachricht, der ketzerische Ritter erbitte eine Frist, um die Gnade des Königs anzurufen. Für heute war damit dem frommen Janhagel die Freude verdorben. Knurrend, wie ein Rudel heißhungeriger Hyänen, die sich um ihren Fraß betrogen sahen, nahm das Volk eine fast drohende Haltung an. Wie eine Lawine wälzte sich die getäuschte Menge gegen den Gerichtspalast und aus tausend Kehlen vernahm man den Ruf:

und andere, die als Sturmvögel vorausgeeilt, sollten nicht umsonst gesprochen und gelitten haben, wenn sie auch wie Moses, das gelobte Land nicht selbst betreten durften. Wohl war man

„Heraus mit dem Ketzer! Tod den Lutheranern!“ Die Beamten mußten der tobenden Rotte feierlich erklären, die Hinrichtung dürfe nicht sofort vollstreckt werden; aber erst den Soldknechten gelang es, den Auflauf zu bewältigen und mit Püffen und Rippenstößen das Gesindel auseinanderzutreiben. Im Gerichtspalast aber saßen zur selben Stunde der Promotor und seine Räte beisammen, um über die neue „Bosheit“ des Ketzers zu beraten. Es ward darüber Abend, es ward Nacht. Im düstern Saale brannten die Kerzen: ihr bleiches Licht flackerte über die schwarzen Gestalten hin und ließ sie erscheinen wie eine Tafelrunde von Dämonen, die der dunklen Tiefe entstiegen sind, um in Menschenblut eine schauerliche Orgie zu feiern. — In finsterer Nacht öffnete sich leise die eiserne Zellenpforte des gefangenen Ritters und ein Mann trat herein, hinter dem draußen eine Hand sofort die eisernen Riegel wieder vorschob. Der Gefangene, noch emsig mit Schreiben beschäftigt, trat erstaunt dem unerwarteten Gast entgegen, in dem er den königlichen Schatzmeister Wilhelm Budeus erkannte — einen der sechs Kronrichter. die bei dem Prozeß die Staatsregierung zu vertreten haben. Budeus, ein hochgelehrter und der Reformation zugethaner Mann, war von dem innigsten Mitgefühl zu Berquin beseelt, und von Christenliebe getrieben, hatte er trotz aller Wachsamkeit Wege gefunden, in die Zelle zu gelangen. Mit bewegter Stimme beschwor er den Ritter, dem Zwang der Verhältnisse nachzugeben und der Clerisei einige Zugeständnisse zu machen. Er werde auf die Regierung des Königs einwirken, um ihn zu retten. Dadurch werde Zeit gewonnen nicht nur für Berquin selber, sondern für die gute Sache, die er verfechte. Mit ehrerbietiger Ruhe hatte der Ritter den teilnahmsvollen, diplomatisch klugen Greis angehört, jetzt antwortete er: „Wohl danke ich tief bewegt für ihr Mitgefühl, aber Ihr denkt als Jurist, ich handle als Christ. Nicht um meine Feinde zu reizen, oder aus Furcht vor dem Brandeisen des Henkers, sondern weil ich es als recht und wahr erkenne, kann ich nichts zurücknehmen und kann ich meine Knie nicht beugen vor den falschen Priestern, oder irgend welche Abbitte leisten.“ Mit Händedruck und Thränen schieden Beide. — Im Osten dämmerte das Morgenrot. Wie Berquin in seiner Zelle, so hatten auch der Promotor und seine Räte gewacht. Ihre Stellung war eine hochpeinliche. Auf der einen Seite hatte der König deutlich erklärt, daß er in dieser für ihn so unangenehmen Angelegenheit nicht weiter behelligt sein wolle, und daß sie selber zusehen sollten, wie sie fertig würden. Auf der anderen Seite aber trotzten die mächtige Clerisei und der fanatisierte Pöbel von Paris — der Pöbel nicht nur in Lumpen, sondern auch in Sammet und Seide. Die Kronrichter, sich selber überlassen, mußten an ihren eigenen Rückzug denken und wer will darob den ersten Stein auf diese sechs Männer werfen, wenn sie im Hinblick auf ihre Familien, vor den möglichen Greueln, die sie treffen konnten, zurückscheuten und das Urteil bestätigten! Sie glauben,

an Gottesdienst reicher, aber am Glauben ärmer geworden. Bei der weit verbreiteten Sehnsucht nach einer Reform der Kirche bedurfte es eines Herrschers, der gelehrt für die Gelehrten

---

sie können den Ritter nicht retten und ordnen sofortige Todesvollstreckung an! — Es giebt Ereignisse, die desto ergreifender auf uns einwirken, je schlichter die Form ist, in der sie geschildert werden. Ein Zeitgenosse Berquin's hat in seinem (jetzt veröffentlichten) Tagebuche die Hinrichtung wie folgt beschrieben: Heute den 17. April, nach unseres lieben Herren Geburt im 1529. Jahr, um die dritte Nachmittagsstunde ist der Messire Louis von Berquin auf einem Wägelein nach dem Richtplatz gebracht worden, um allda, seines Alters 40 Jahre, als Ketzer lebendigen Leibes verbrannt zu werden. Die Kerkerhaft hatte ihn abgezehrt, sonsten aber däuchte er mir ein staatlicher Herren zu sein von hohem Wuchs. Weil der Ritterschaft angehörig, durfte er nit wie ein gemeiner Uebelthäter in seiner Standestracht verbleiben, und also war er gekleidet in ein Wams von braunem Tuch, darüber ein kurzer schwarzer Mantel geworfen war. Auf seinem Haupt saß ein schwarzer Ritterhut mit einer orangegelben Feder. Eine unzählige Menge Volkes ist nachgefolget, hat auch den armen Sünder weidlich gelästert, sogar Steine nach ihm geworfen, um der großen Aergernis willen, so er den Gläubigen und d. h. Kirche gegeben hat. Viele Weiber haben ihre Kinder emporgehalten, um ihnen den verdammten Mann zu zeigen zum abschreckenden Beispiel und heilsamen Exemplo. Der Junker saß gar getrost auf dem Wägelein und hat sich nit geforchten, wenngleich sein Schicksal so schweres war. Um denen, Lutheranern und anderen Ketzern einen geziemenden Schrecken einzujagen, ist es gehalten worden, wie es der Brauch ist bei der heiligen Inquisition im Lande Hispania. Auf der Kirche läuteten alle Glocken, die Mönche und die ganze Clerisei von Paris, die frommen Bruderschaften, die Professores und die Studenten begleiteten singend und betend in schier endlosem Zuge den armen Sünder zur Richtstatt. Alldorten angelangt, bestieg der ehrwürdige Beda, der wohlgelahrte Syndykus eine eigens erbaute Kanzel und hielt eine lange Predigt, darob alle Zuhörer mächtiglich gerührt waren und absonderlich die Weiblein sich kaum mehr zu manteniren wußten, obwohl sie den Syndikum garniche verstunden, dieweil sein Sermon in lateinischer Zunge verfaßt war. Nur der Junker ist bei seinem ärgerlichen Eigensinn verblieben und hat niemand vermerken können, daß ihm die erbauliche Ansprache sonderlich gerührt oder gar zerknirscht hätte. Als aber hierauf all seine Bücher und Scripta durch den Henker verbrannt worden sind, hat er sehr geweint, damit also dem Teufel größere Ehre gegeben als dem lieben Gott, was ihm denn auch von dem versammelten Volke sehr übel vermerkt worden ist. Nachdem die Asche der verbrannten Scripta von den Henkern in alle vier Winde zerstreut worden, hat man den armen Sünder vor ein Crucifix gestellt und ihm eine brennende Kerze in die Hand gegeben, worauf ihn der Promotor unseres heiligen Glaubens, Herr Nicolaus von Anthuile, mit lauter Stimme befragt hat. ob er seinen ketzerischen Lebenswandel bereue, auch seinen Trutz fahren lassen und

faßlich für die Ungelehrten, fromm für die Frommen, mutig für die Mutigen an dem großen Offenbarungslichte sich selbst erwärmt und seine Fackel angezündet hätte zur Schild=

---

nunmehr priesterlichen Beistandes und Trostes versehen wolle. Mit fester Stimme entgegnete der Junker, daß er seiner Meinung verharren werde und daß er zum Seligwerden keines Priesters noch Mönches bedürfe. Alles Volk bekreuzigte sich ob solch lästerlichem Greuel. Dreimal hat der Promotor seine Frage wiederholt und dreimal hat der Ritter widerspenstig geantwortet. Darauf hat der Promotor die brennende Kerze in der Hand des Uebelthäters ausgeblasen und ihm einen Schlag auf die Brust gegeben, zum Zeichen, daß er den armen Sünder anitzo der weltlichen Obrigkeit überantworte. Die Gerichtsdiener ergriffen ihn, entledigten ihn seines Ritterkleides und seiner Schuhe und warfen ein langes, gelbes Sterbehemd über ihn, so die Spaniolen „Sanbenito" nennen; auf das Haupt aber setzten sie ihm eine spitzige Mütze. Wohl gedachte der Junker eine Ansprache an das versammelte Volk zu richten, die Trabanten aber schlugen, auf Befehl des Hauptmanns, ihre Gewaffe aneinander, also daß niemand hat verstehen können, was er eigentlich geredet. Der Henker ergriff ihn bei der Schulter und geleitete ihn zum Scheiterhaufen, allwo er ihn mit einer eisernen Kette an einen Pfahl festband. Keine einzige Stimme hat dabei den Namen Jesu angerufen, was doch sonsten bei Vatermördern zu geschehen pflegt. Wie aber der Nachrichter die Fackel in das Reisig schleuderte, erscholl rings ein Geheul, als tobe eine Herde wilder Tiere: also groß war der Zorn des Volkes ob der verstockten Bosheit des Ketzers. Nun ist aber ein gar seltsam und abenteuerlich Miracul geschehen. Wie nämlich der Scheiterhaufen bereits in heller Glut brannte und der Junker wohl schon tot gewesen ist, da ist eine schneeweiße Taube über den Richtplatz geflogen und hat sich langsam niedergesenkt, als woll sie in die Flamme hinein, dann hat sie sich wieder aufgeschwungen und ist allgemach im Gewölk verschwunden. Die Lutheraner vermeinen, die Taube hab die Seele des Ritters gen Himmel getragen, die Mönche aber sagen, es sei ein Teufelswerk gewesen, auch behaupten einige, die Taube hab sich in der Luft in einen schwarzen Raben verwandelt und sei unter Feuer und Blitz gen Himmel gefahren. Die Taube hab ich nun mit eigenen Augen gesehen, von dem Raben dagegen kann ich nichts vermelden, dieweilen er vielleicht unvermerkt über meinem Haupte hinweggeflogen oder auch wohl eine gemeine Elster gewesen ist, wie deren in den Türmen hiesiger Stadt mancherlei nisten. Die Asche des Scheiterhaufens mitsammt dem Gebein des verbrannten Junkers hat gegen die sechste Abendstunde der Henker in einem eisernen Eimer gesammelt und in den Fluß geworfen, auf daß, wie das Urtel besagt, fortan auf Erden keine bleibende Ruhestätte sei für die fluchbeladenen Ueberreste des gottlosen Ritters. Dennoch ist es gar seltsam, daß, wie das Exemplum zeiget, der Messire von Berquin seine Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick seines Lebens beibehalten, auch sich garnit geforchten hat, vor dem Richterstuhl Gottes und seiner Heiligen zu erscheinen. Wie ich denn schon fromme

erhebung für die Wahrheit. In Karl V. glaubte man einen der protestantischen Sache zugeneigten Fürsten gefunden zu haben. Doch diese Hoffnungen erfüllten sich nicht: Der Kaiser blieb während seines ganzen Lebens der römischen Kirche zugethan. Als bei Gelegenheit des Reichstages zu Augsburg Karl V. den Protestanten den Befehl erteilte, ihre Geistlichen nicht predigen zu lassen, antwortete ihm Markgraf Georg von Brandenburg: „Lieber will ich sogleich niederknien und mir durch den Henker meinen Kopf abschlagen lassen, ehe ich Gott und sein Wort verleugne und einer irrigen Lehre beipflichte;" worauf ihm der Kaiser begütigend in niederländischer Mundart erwiderte: „Löver Förste, nit Kop ab, nit Kop ab." Das Wichtigste auf diesem Reichstage war, daß die Protestanten ihren Glauben nunmehr frei bekennen durften. Am 25. Juni 1530 hatten sich die Reichsstände auf dem Bischofshof in Augsburg, woselbst der Kaiser sein Quartier hatte, versammelt. Die beiden sächsischen Räte, Dr. Brück und Dr. Beyer, traten mitten in den Saal, jener hatte das

---

Christen hab sterben sehen, so keine Ketzer gewesen sind, auch die Absolution empfangen hatten und dennoch zaghafter gewesen sind als dieser arme Sünder, dem unser Herrgott gnädig sein möge." — Mit dieser Fürbitte schließt der Chronikschreiber seinen Bericht. Ein innerer, vielleicht unbewußter Zwiespalt ist es, der sich in jeder Zeile wiederspiegelt. Der alte Papist weiß nicht, ob der arme Ritter nicht vielleicht doch selig geworden. Teilnahme und stille Bewunderung wendet er ihm dennoch zu. Was Angesichts des sterbenden Ketzers den alten Chronisten so seltsam bewegte — was war es anders, als jene heilige Gottesruhe, die, wie das Morgenrot eines schöneren Tages, den Ritter auf der Schwelle des Todes verklärte. Wie ergreifend singt Nicolaus Lenau in seinem Gedichte „Savonarola auf seinem Todesgange":

Sein Antlitz ist ein hoher Friede,
Sein Schweigen seliges Gebet:
Ein Lauschen nach dem Himmelsliede,
Das tröstend ihm herüberweht.
Nun ist sein Auge hell erglommen
Und blühend sich die Wange malt —
Das ist das himmlische Willkommen,
Das auf den Dulder niedergestrahlt!

lateinische Exemplar des Bekenntnisses, dieser das deutsche in Händen. Der Kaiser verlangte das lateinische zu hören, aber der Kurfürst von Sachsen sprach: „Da wir in deutschen Landen und unter Deutschen sind, so hoffen wir, Kaiserliche Majestät werde uns auch deutsch reden lassen.“ Endlich gestattete es der Kaiser, und Dr. Beyer verstand so laut und deutlich zu sprechen, daß man bis in die entferntesten Zimmer und selbst auf dem Hofe jedes Wort deutlich vernehmen konnte. Die Vorlesung dauerte volle zwei Stunden. Der Kaiser nahm beide Exemplare des Bekenntnisses an sich. Es war unterschrieben von dem Kurfüsten Johann von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzoge Ernst von Lüneburg, dem Londgrafen Philipp von Hessen, dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen, dem Herzoge Franz von Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen. Obwohl Viele anderen Sinnes wurden und auch der Herzog von Baiern erklärte, es wäre ihm bisher die Sache ganz anders vorgebracht worden, als er es nun selbst gehört hätte, so ruhte doch der Papst nicht eher, als bis der Kaiser befahl, man solle dies Bekenntnis widerlegen. Er selbst ernannte hierzu die Geistlichen, welche ihm ihre Widerlegungsschrift nach 6 Wochen einreichten. Die Evangelischen verlangten eine Abschrift derselben, konnten sie aber nicht erhalten. Man mußte deshalb mit demjenigen zufrieden sein, was einige beim Verlesen hatten nachschreiben können. Melanchthon verfaßte eine Schutzschrift, die aber Karl nicht annahm. Eine Versöhnung beider Parteien hatte er wohl gewünscht, aber diese kam nicht zu Stande. Endlich ward er ungnädig und gab den Protestanten den Bescheid, sie seien genugsam widerlegt worden, und wenn sie beharrten, so würde er solche Widerspenstigkeit auf das Schärfste bestrafen. Die Protestanten waren jedoch der Meinung, mit ihrer Ueberzeugung

auch vor einem höheren Richter als Papst und Kaiser, Concil und Reichsversammlung bestehen zu können.

Obwohl durch den Augsburger Religionsfrieden den Evangelischen volle Glaubensfreiheit zugesichert war, wurde ihnen doch die Ausübung ihres Gottesdienstes sehr erschwert. Mit List oder Gewalt bemühte man sich, die Protestanten der katholischen Kirche wieder zuzuführen, und die Jesuiten scheuten kein Mittel, den verhaßten Evangelischen Schaden zuzufügen. Zwar wollte Kaiser Karl, der ja viele Kriege zu führen hatte, in Religionssachen nichts gewaltsam geändert wissen, dennoch aber vermochte er den Einfluß des Papstes nicht zu hindern. Auch für Karl kam der Lebensabend. Einsam und demütig wollte er sich dem widmen, was jedem Menschen allein not thut. Frieden mit Gott zu erlangen, wurde ihm sein höchstes Ziel. Am 25. Oktober 1555 trat er, von Gicht gepeinigt, in Brüssel die Regierung der Niederlande seinem Sohne Philipp feierlich ab. Ein Gleiches geschah im nächsten Jahre mit der Krone Spaniens, und am 7. Sept. 1556 verkündete Wilhelm von Oranien dem deutschen Reiche Karls Abdankung zu gunsten seines Bruders Ferdinand. Am 24. Febr. 1557, seinem Geburtstage, bezog Kaiser Karl mit seinen beiden Schwestern, den verw. Königinnen von Frankreich und Ungarn, und einem Reste seiner Hofhaltung eine einfache Wohnung in dem Garten des Klosters Juste bei Placentia in der Provinz Estremadura. Still und lieblich gelegen, sollte ihm dies Asyl den Frieden geben, den ihm die Krone, Pracht und Macht dieser Welt versagte. Als es ihm hier, bei dem Aufziehen seiner Uhren beschäftigt, nicht gelingen wollte, zwei Uhren in einen Gang zu bringen, soll er nachdenklich geäußert haben: „Und doch wollte ich so viele Menschen zu einem Glauben bringen!“ In demselben Jahre, 21. Sept. 1558, starb Karl, nach dem Genuß des h. Abendmahls mit den Worten: „Herr, Du bleibst in mir; auf daß ich in Dir bleibe.“

Unter den Fürsten Europas war Karl s. Z. die großartigste Erscheinung, unerschöpflichen Geistes, ungebrochenen Mutes und unermüdeter Thätigkeit. Als Herrscher vieler, sich oft feindselig gegenüber stehenden Staaten vermochte er allerdings nur Einheit in unbedingtem Gehorsam und bei den kirchlichen Spaltungen nur in der bisherigen Kirche finden wollen, und wenn er wirklich den Protestanten abgeneigt war, so beweist dies nur, daß er das Ehrwürdige und Bestehende der Kirche nicht einem neuen, ihm zweifelhaft erscheinenden Systeme opfern wollte, dessen völliges Begreifen ihm Erziehung und seine Umgebungen, die Rücksichten auf den Papst und Frankreich und auf seine übrigen Staaten, sowie die politische Opposition, die sich aus diesem System entwickelte, so sehr erschweren mochten. —

Der neue Kaiser Ferdinand I. besaß zwar die Talente seines Bruders nicht, er war aber bei aller Anhänglichkeit an den alten Glauben doch der Ansicht, daß man billigen Forderungen der Zeit in etwas nachgeben müsse und Verbesserungen auch der römischen Kirche garnichts schaden würden. Er bedurfte die Zuneigung aller seiner Unterthanen, da er auf die Hülfe des Papstes nicht rechnen konnte. Dieser erkannte ihn nicht an, weil Karl die Krone ohne seinen Willen so wenig habe ablegen, als Ferdinand sie habe aufsetzen dürfen. Ueberaus sorgenschwer war die Stellung Ferdinands. Dennoch hielt er in Gemeinschaft mit seinem vortrefflichen Sohn Maximilian II. in dieser bedenklichen Epoche mit vielem Geschick die Zügel des Reiches. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu vermitteln sich bemüht. An den undankbaren Versuch, beide Kirchen auf dem Konzilium zu Trident zu vereinigen, hatte er leider vergebliche Mühe aufgewendet. Von seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stich gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von

den siegreichen Waffen des Türken bedrängt, mußte er unablässig bemüht bleiben, den Frieden im Innern des Landes, das Einvernehmen zwischen Katholiken und Protestanten möglichst aufrecht zu erhalten. Um des lieben Friedens willen war er gezwungen, beide Teile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei so sehr widerstreitenden Forderungen ein Riesenwerk war. Seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten diente nur dazu, für seine Enkel den von ihm geahnten, gewaltigen Krieg aufzuheben, den sein sterbendes Auge nicht mehr schaute. Er starb am 25. Juli 1564. Nicht viel glücklicher als er war sein Sohn Maximilian. Wenn Ferdinand von Grund des Herzens Katholik war und nur den Umständen nachgab, war Maximilian im Grunde Protestant, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Leider setzte ein frühzeitiger Tod, am 12. Okt. 1576, seinem thatenreichen Leben ein Ende.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteste von diesen, Erzherzog Rudolph, erbte seine Staaten, und bestieg den kaiserlichen Thron. Die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgefunden.

Rudolph II. war nicht ohne Tugenden. Sein Charakter war mild und verträglich, er liebte den Frieden; den Wissenschaften, besonders der Astronomie, Naturlehre und Chemie, ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit erforderte, und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nötig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog, und zu einer höchst schädlichen Verschwendung führte. Sein Geschmack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich sein furchtsames Gemüt nur zu leicht überlieferte. Er öffnete sein Ohr den schlimmen Ratschlägen der Jesuiten und den

Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Bald verschwand er vor seinen Unterthanen, um sich in seinem Laboratorium, in seinen Marställen zu verbergen, während die gefährlichste Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste und die Flamme der Empörung schon anfing an die Stufen seines Thrones zu schlagen. Der Zugang zu ihm war jedem ohne Ausnahme versperrt, unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte. Die Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er unschlüssig blieb, der Infantin Isabella seine Hand zu reichen. Dem Reiche drohte die fürchterlichste Anarchie, weil er, obgleich ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beispiel zu folgen. — Die Nachkommen des so gefürchteten Karl V. schwebten in Gefahr, einen Teil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürstenbund, den ein großer Monarch in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In Deutschland geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Thron an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaisersinne fehlte. Gekränkt oder im Stich gelassen von dem Reichsoberhaupt, halfen die Stände sich selbst, und Bündnisse müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. Somit teilte sich Deutschland in zwei Unionen, die einander gewaffnet gegenüberstanden. Rudolph, ein verachteter Gegner der einen und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, stand müßig und überflüssig zwischen beiden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen und über die andere zu herrschen. Um den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhalten, trat sein eigenes Haus gegen ihn auf und

ein mächtiger Anhang warf sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, blieb ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiserthron. Unter dem Zujauchzen des Volkes hielt sein Bruder Matthias seinen Einzug in Prag, wo Rudolph kurz nachher kleinmütig genug war, ihn als Köuig von Böhmen anzuerkennen. So hart war für Kaiser Rudolph die Strafe, daß er seinem Feinde Matthias noch lebend einen Thron überlassen mußte, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demütigung zu vollenden, nötigte man ihn, seine Unterthanen aller ihrer Pflichten gegen ihn zu entbinden. Alle, auch die er am meisten an sich gefesselt zu haben glaubte, verließen ihn. Als er die Entsagungsakte unterzeichnet hatte, warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte. Am Krönungstage des Matthias rief er voll Schmerz über das undankbare Prag: „Die Rache Gottes soll Dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen!“ Und dies ist furchtbar wahr geworden. Noch suchte er Hülfe und Unterstützung wenigstens für seinen Unterhalt, denn es fehlten ihm sogar die Mittel zur Bestreitung seines Haushaltes, aber überall empfing er Vorwürfe und Abweisung. Nach dieser Demütigung ereilte ihn am 20. Januar 1612 der Tod, dem er mit Freuden, wie Jemand, dem das Leben nichts mehr zu bieten vermag, entgegengesehen hatte.

Der Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Matthias hätte gern Union und Liga ganz beseitigt, aber gerade sein Befehl, sie aufzulösen, hielt sie zusammen! Die Katholiken bewachten mit Argwohn die Union, die Union hütete mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser Mathias, letzterer wiederum beide. Auf allen Seiten stiegen Furcht und Erbitterung. Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkte eröffnete sich durch den Tod des kinderlosen Herzogs von Jülich

Jülich eine neue Streitfrage. Acht Bewerber machten Erbansprüche geltend. Vier von diesen, der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Plalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzessinnen als Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Kurtürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzöge von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich III. auf diese Erbschaft erteilt hatte. Auch die Ansprüche einiger auswärtiger Prinzen wurden nicht geachtet. Das nächste Recht war auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs. Beide Höfe ließen auch sogleich vom Lande Besitz ergreifen. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, der wahrscheinlich mit dem Degen geendigt hätte, wenn der Kaiser ihnen nicht gedroht hätte, das Land so lange in Verwaltung zu nehmen, bis sie sich geeinigt haben würden. Demzufolge kam man gegen den Willen des Kaisers überein, das Land gemeinschaftlich zu regieren. Zwar ließ Matthias die Landstände auffordern, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern, doch man unterwarf sich willig den protestantischen Fürsten.

Die Jülich'sche Streitfrage war für ganz Deutschland wichtig, weil es sich darum handelte, welche von beiden Parteien in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine ansehnliche Besitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte. Ein unerwarteter Zwischenfall gab dem Jülich-schen Streite eine überraschende Wendung. Eine Heirat zwischen dem Prinzen von Neuburg und einer Brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen Plan zerstörte leider eine — Ohrfeige, welche der Kurfürst von Brandenburg das Unglück hatte, seinem Schwiegersohn im Weinrausch zu geben. Von

jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papsttum über. Eine Prinzessin von Baiern belohnte ihn für diese That, und der mächtige Schutz Baierns und Spaniens war die natürliche Folge. Um den Pfalzgrafen zum ausschließlichen Besitz der Jülich'schen Lande zu verhelfen, wurden Spanische Truppen von den Niederlanden aus in das Herzogtum dirigirt. Und um sich dieser Gäste zu erwehren, rief der Kurfürst von Brandenburg die Holländer in das Land. Der Niederländische Krieg schien sich nun auf deutschem Boden abspielen zu wollen, und welch ein unerschöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen und mit Grimm beobachteten die katholischen Deutschen das Ueberschreiten der Holländer über die Reichsgrenzen. Im Westen sollte sich der Zündstoff entzünden, welcher schon seit lange ganz Deutschland unterminirte, und schon empfand man im Osten den Schlag, der den schrecklichsten der Kriege im Gefolge hatte. Noch wollte der Kaiser Matthias eine Vermittelung versuchen, doch, schon seit lange krank am Podagra und gebeugt durch die Leiden der Zeit, sowie durch die Behandlung seiner Brüder, ereilte kinderlos ihn am 20. März 1619 der Tod.

Der neue Kaiser, Ferdinand II., hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Lehre in seinen böhmischen Erbländern als ein unerbittlicher Eiferer für das Papsttum hervorgethan. Er wurde von den Katholiken als die festeste Stütze ihrer Bestrebungen betrachtet.

In der böhmischen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Einwohnern neue Kirchen erbaut, und ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherren, sowie der Mißbilligung des Kaisers der Bau zur

Vollendung geführt. Der Kaiser gab Befehl, wegen des eigenmächtigen Verfahrens die Kirche in Klostergrab gänzlich niederzureißen und diejenige in Braunau für den Gottesdienst gewaltsam zu sperren. Gleichzeitig wurden die unruhigsten Köpfe ins Gefängnis gebracht. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes. Man schrie über Verletzung des ihnen im kaiserlichen Majestätsbrief verbürgten Rechtes. Der Graf von Thurn, obwohl kein geborener Böhme, aber Besitzer mehrerer Güter daselbst, hatte sich durch Eifer für die protestantische Sache das Vertrauen des protestantischen Böhmens erworben. Seinen Degen hatte er bereits gegen die Türken mit vielem Ruhm geführt, und obwohl ein heißer, ungestümer Kopf, wußte er sich durch sein höfliches, ritterliches Auftreten die Herzen der Menge leicht und nachhaltig zu gewinnen. Auf seinen Antrieb wurden aus allen Kreisen Böhmens Deputirte nach Prag berufen, um die nötigen Maßregeln zu ergreifen. Man kam überein, eine Petition an den Kaiser zu richten und auf Freilassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig, rebellisch und rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau. Es verbreitete sich nunmehr die Auffassung, daß das kaiserliche Antwortschreiben nicht in Wien, sondern in Prag von den Statthaltern Slawata und Martinitz aufgesetzt sei. Beide hatten den protestantischen Ständen schon wiederholt ihre feindselige Gesinnung zu erkennen gegeben. Was den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde auf ihre Rechnung geschrieben.

Es war am 23. Mai 1618, als die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schlosse erschienen und gewaltsam in den Saal eindrangen, woselbst die Statthalter eben Sitzung hielten. Zornglühend verlangte man eine Erklärung, aber Martinitz und Slawata

verweigerten trotzig die begehrte Auskunft. Man schleppte beide an ein Fenster, unter welchem sich der 28 Fuß tiefe Burggraben befand. Umsonst flehten die Unglücklichen, welche jetzt erkannten, daß man ihnen ernstlich an das Leben wolle, man möchte ihnen doch eine Stunde Zeit gewähren, um sich zum Tode vorzubereiten. Unter Hohn und Spott wurde Martinitz, der sich laut der Gnade Jesu und der heiligen Jungfrau empfahl, mit dem Kopf zuerst zum Fenster hinaus gestürzt. Darauf folgte plötzliche Stille, da selbst die Thäter über ihre That erschraken. Als aber Thurn auf Slawata deutend rief: „Edle Herren, hier habt Ihr den andern!“ warfen sie auch diesen zu einem andern Fenster hinunter, und als er in seiner Angst sich an die Fensterbrüstung anklammerte, hieb man ihn mit seinem eigenen Schwert so lange auf die Hand, bis er losließ und hinabstürzte. Martinitz fiel auf einen Schutthaufen, ohne sich erheblich zu verletzen; aber Slawata stieß mit dem Kopfe zuerst an ein Fenstergesimse und blieb bewußtlos liegen. Mehrere ihnen nachgesandte Schüsse verfehlten ihr Ziel. Martinitz gewann bald seine Besinnung und kroch zu dem unglücklichen Slawata hin. Er machte ihm den Kopf frei und bestrich die Wunden mit Balsam, den er stets bei sich zu tragen pflegte. Aus einem benachbarten Hause ließ sodann ein Geistlicher eine Leiter in den Graben stellen, auf der beide durch treue Diener in jenes Haus gebracht wurden, wo Slawata bei einer Gräfin Lobkowitz, der Gemahlin des Kanzlers, Verpflegung fand. Zwar kam Graf Thurn und forderte die Auslieferung desselben, aber die mutige Frau verweigerte sie standhaft. Später erhielt Slawata gegen einen Revers, daß er sich nicht rächen und das Land verlassen wolle, seine Freiheit. Martinitz entkam verkleidet nach Regensburg. Der Sekretär Fabricius, den man gleichfalls zum Fenster hinaus in den schlammigen Graben geworfen, hatte keinen Schaden genom-

men. Er entfloh nach Wien, um dem Kaiser das Vorgefallene zu berichten.

Ueber ein so eigenmächtiges Verfahren verwunderte sich die ganze gesittete Welt. Die Böhmen entschuldigten es als einen „landesüblichen Brauch“, und fanden an dem Vorfall nur das eine wunderbar, daß die betreffenden Personen nur leichte Verletzungen, nicht aber den Tod gefunden hatten. „Als Freiherren fielen sie herab, als Grafen standen sie auf“, sagte man später; denn beide wurden in den Grafenstand erhoben. Der Schreiber wurde unter dem Namen „von Hohenfall“ geadelt.

Jetzt konnte man nicht mehr zurück. 30 Direktoren nahmen alle Regierungsgewalt und alle Kassen an sich, ließen sich die Truppen und Beamten schwören, warben Mannschaften unter Thurn, suchten eine Verbindung aller Protestanten herzustellen und in öffentlichen Schriften sich zu rechtfertigen.

Als die Nachricht von diesen Vorgängen in Wien eintraf, geriet der Kaiser in die äußerste Bestürzung. Es fehlte zwar nicht an Stimmen, welche zu sofortiger Anwendung der Gewalt rieten, ja die böhmischen Unruhen als einen glücklichen Anlaß betrachteten, um den Kaiser von den vielen Beschränkungen zu befreien, die ihm die Stände auferlegten; aber Matthias sowohl wie sein Minister Klesel hielten es für besser, den Weg der Güte einzuschlagen, da sie wohl wußten, wie gering die militärische Macht des Kaisers sei, und wie wenig er sich auf seine Völker verlassen könne. Matthias erklärte, daß er nicht daran gedacht, den Majestätsbrief zu verletzen, und ermahnte die Böhmen zur Ruhe. Dies half aber nichts. Mit Ausnahme von Budweiß, Krummau und Pilsen befand sich ganz Böhmen im Aufstand. Diese drei Städte, größtenteils katholisch, blieben dem Kaiser treu, der ihnen auch baldige Hülfe versprach. Dem Grafen Thurn konnte es

nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, diese drei wichtigen Plätze in feindlichen Händen zu lassen. Er erschien vor Budweiß und Krummau. Der letztere Ort ergab sich ihm, aber Budweiß verteidigte sich standhaft.

Da sich der Kaiser zu keinem entscheidenden Schritt entschließen konnte, glaubte die Ferdinandische Partei in Wien statt seiner handeln zu müssen. Sie wußte, daß Matthias ganz von Klesel beherrscht werde, der ihr Mißfallen schon in der Erbfolgesache erregt hatte; sie hielten daher die Entfernung des Kanzlers für unerläßlich. Er wurde auf Veranstalten der Söhne des Kaisers verhaftet und fortgeschafft Erst nachdem die That ausgeführt, wurde der Kaiser hiervon in Kenntnis gesetzt. Er geriet freilich in große Bestürzung, hatte aber nicht die Kraft, sie rückgängig zu machen. Von nun an befand sich Matthias in den Händen der beiden Erzherzöge und mußte thun, was diese für gut befanden.

Entschiedenes Auftreten war jetzt die Losung. Der Kaiser sandte im Aug. 1618 die beiden Generale Boucquoi und Dampierre mit zwei getrennten Heerhaufen nach Böhmen. Aber sie fanden einen heftigen Widerstand. Jeder Paß, jeder nur irgend verteidigungsfähige Ort mußte nach gewaltigem Ringen genommen werden. Die Mühsalen wuchsen mit jedem Schritte, weil die Unzuverlässigkeit der kaiserlichen Truppen, unter denen sich viele Protestanten befanden, den Freund zum Abfall und den Feind zur Verzweiflung brachten. Auch die Stände von Mähren ergriffen die Partei der aufständischen Böhmen, und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen v. Mansfeld ein ebenso unerhoffter, als tapferer Beschützer.

Unter solchen Umständen griff der Kaiser nochmals zur Milde. Er bat mehrere Fürsten des Reichs, zwischen ihm und den Böhmen zu vermitteln. Er bot sogar einen Waffenstillstand an. Aber die Böhmen wollten nicht nachgeben.

Sie stellten Forderungen, die der Kaiser nicht annehmen zu können glaubte.

Endlich starb er am 20. März 1619. Nun nahm die böhmische Angelegenheit für das Haus Habsburg eine noch unglücklichere Wendung.

Die Schlacht bei Pilsen.

Matthias hatte die östreichischen Finanzen in der größten Zerrüttung hinterlassen. Schon von Rudolph II. hatte er eine ungeheure Schuldenmasse übernehmen müssen, und unter seiner Regierung war nichts geschehen, um den Staatshaushalt zu verbessern. Die kaiserliche Kammer hatte überall Schulden, selbst bei Bäckern, Metzgern, Handwerkern. Dazu kam, daß die Stände der einzelnen Länder, die seit 1609 von Jahr zu Jahr selbständiger geworden waren, immer weniger Steuer bewilligten.

Am meisten Einkünfte hatte der Kaiser noch aus Böhmen; aber seit dem Aufstand war auch diese Quelle versiegt, denn die Stände nahmen alle kaiserlichen Einkünfte für sich in Beschlag. Wie war bei dieser Lage der Dinge an eine erfolgreiche Unterdrückung des Aufstandes durch Waffengewalt zu denken!

Es war am 28. Aug. 1618, als in der Nähe eines Vorwerks etwa zwei Meilen von Pilsen, der General Graf Mansfeld mit seinen Offizieren in einem Zelte Kriegsrat hielt. Die Bedeutung Pilsens, als Schlüssel zum deutschen Reiche, woselbst man Lebensmittel und Mannschaften beziehen konnte, war eine sehr hohe. Außerdem machten zwei Flüsse, tiefe Gräben, starke Werke und Magazine Pilsen zu einem der sichersten Plätze der Katholik en die mit vielem Geschick den Platz verteidigten. Die Stadt wird vom Watto umflossen, in welchem die Mitzer mündet,

kurz vorher mehrere Inseln bildend. Die größte derselben hatte einen Brückenkopf und mächtige Schanzen, welche die Stadt beherrschten. Ebenso führte eine Bogenbrücke über den Watto nach dem stark befestigten Prager Thor. Die nach Westen hin freie Stadt umrahmten tiefe, aus den Flüssen reichlich gespeiste Gräben, und die Werke am Nürnberger Thor spotteten des schwersten Kalibers damaliger Geschosse. Die Katholiken in Pilsen hatten auf Befehl des Hauptmanns Dornheim die Vorstädte verbrannt und aus deren Trümmern Schanzen und Verteidigungswerke angelegt. Eine Menge Proviant hatte man in die Stadt gebracht, alle Kostbarkeiten in die Keller geräumt und jung und alt übten sich unter Dornheims Leitung im Kriegshandwerk. Jesuiten und Mönche schürten durch maßlose Schilderung evangelischer Barbarei den Fanatismus, ihre Predigten athmeten Haß und Rache, und ihre Verfolgungswut pries empörende Greuelthaten gegen Ketzer als gottgefällig und seligmachend.

Alles das wußte Mansfeld. In seinem Zelte befanden sich die Obersten Frepont und Graf Solms, die Kapitäns Liebenstein, Carpazzo, Romanesque und von Heyden, sowie die Lieutenants Kechler, Helmstetter, von Heydeberg und Lamming. Auf Befehl Mansfeld's verlas der Geheimschreiber Koppe das nachfolgende an den Grafen eingegangene Bittgesuch:

„Auf Veranlassung der Protestanten in Pilsen wenden wir uns an Ew. Gräfliche Gnaden in der Eigenschaft als Chef der Böhmisch-Unionistischen Union mit der geh. Bitte, uns in großer Not Hülfe zu leisten. Die mit und neben uns wohnenden Katholiken in Pilsen haben uns stets als ihre Freunde angesehen, aber jetzt ist durch die Aufreizung Seitens der Jesuiten alle Eintracht gestört. Beraubungen Evangelischer finden statt und man hat eine große Zahl heimatlosen Gesindels in die Stadt geführt und mit solchen, die Nichts

zu verlieren haben, Ausfälle gemacht. Die in der Umgebung ansässigen Evangelischen wurden geplündert, die Edelsitze zerstört, die Schloßherren gefangen weggeführt und deren Unterthanen gezwungen, den Katholiken zu huldigen. In Pilsen werden unter dem Namen Union Werbestationen errichtet, die so viel Söldlinge hergeben, daß das aufgebotene Landvolk um Pilsen nicht das Plündern und die Greuel verwehren kann. Obgleich wir die Katholiken vielfältig gebeten, haben sie doch je mehr und mehr Feindschaft gegen uns geübt, weshalb wir uns gezwungen sehen, unsere evang. Brüder um Hülfe anzuflehen. Wir haben den Hauptführern unser Vorhaben, uns an Ew. Gräfliche Gnaden zu wenden, keineswegs verschwiegen. Anstatt eine beruhigende Antwort zu erhalten, zieht seit acht Tagen eine Anzahl von Weibern, Gesindel, Söldlingen lärmend durch die Straßen mit einer Fahne, welche ein „Kamel“ zeigt, vor sich hertragend. Wehe der Familie, vor deren Wohnung diese Kamelsfahne aufgepflanzt wird. Da geschieht Mißhandlung und Raub, nicht selten Mord und Totschlag. So ist Ehrenfried von Berbisdorf erstochen und andere umgebracht worden, weil sie geäußert, daß Ew. Gräfl. Gnaden bald zur Strafe heranziehen würden. Unsere Lage ist eine überaus traurige. Wir vertrauen dem Edelsinn und der Ritterlichkeit Ew. Gräfl. Gnaden nach alle diesem des Besten für uns zu handeln. Pilsen, den 22. Aug. 1618. Im Namen der Unionisten: U. B. von Lazan. J. Ch. von Koliwchory.“

Nach Verlesung des Schriftstücks forderte der Graf die Mitglieder des Kriegsrates auf, ihre Meinung zu äußern. Zuerst ergriff der Graf Solms das Wort, indem er ausführte, daß die Bittschrift gewiß wahrheitsgetreu berichte, daß selbige aber deshalb zu tadeln sei, weil sie nur Klagen vorbringe, besser wäre es, wenn die Petenten einige Winke über die Befestigung der Stadt, über deren Zugäng-

lichkeit, über heimliche Pfade angegeben hätten. Da dies nicht geschehen, so müsse man, ehe zu einer Aktion geschritten würde, sich hierüber Klarheit verschaffen. Dieser Meinung traten alle bei.

In später Abendstunde rief der General den Geheimschreiber Koppe zu sich in's Zelt. „Mein Freund," sagte er, „Du mußt einen schweren Gang machen. Die in Pilsen können nicht mehr lange warten, und wer weiß, wenn ich ihnen schreibe, ob sie den Brief empfangen, ob sie ihn beantworten können. Deshalb will ich Dich, mein Sohn, nach Pilsen schicken. Dort kannst Du mit eigenen Ohren hören und Dir die Blößen der Verteidigung selbst ansehen, um uns unsere schwere Arbeit, die uns bevorsteht, zu erleichtern. Der Bittsteller von Lazan ist klug und treu, zu ihm mußt Du gehen, und da man bei Dir, falls Du Unglück hättest, Nichts finden darf, so sage ich Dir hiermit die Parole. Sie heißt: „arx munita." Auf diese Parole wirst Du durch die feindlichen Vorposten bei einiger Klugheit hindurchgelangen. Du wirst mein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen. Gott sei mit Dir. Siehe zu, daß Du mit Sonnenuntergang in Pilsen bist. Es ist ein schweres Wagstück, aber ich vertraue Deiner Gewandtheit. Handle mutig im Namen des Glaubens für uns und die bedrängten Brüder!" Dem Geheimschreiber wurde es bald siedend heiß, bald eisig kalt; ihm sträubte sich das Haar vor der Gefahr.

Koppe wußte seinen Auftrag vorzüglich auszurichten. Als der Graf die gewünschten Aufschlüsse erhalten, zog er seine Truppen am 3. Sept. enger um die Stadt. Früh 9 Uhr fielen die ersten Schüsse. Die Verteidigung Pilsens wurde jedoch ausgezeichnet geleitet. Alle waffenfähigen Mannschaften traten unter's Gewehr. Weiber förderten Verschanzungsarbeiten und während sachkundige Bauhandwerker

die durch die Beschießung angerichteten Schäden an Türmen und Werken ausbesserten, trugen Frauen scharenweise das Material in Karren und Körben herbei. Mit rührender Opferwilligkeit stellte der Einzelne das zur Verteidigung Nützliche gern und unbedingt zur Verfügung. Die Mannschaften schwuren, eher den Tod zu erleiden, als sich zu ergeben.

Der Hauptangriff geschah an zwei Punkten zugleich. Auf der Prager Straße, gerade beim Brückenthor, hatte Mansfeld schwere Geschütze gegen die Türme anrücken lassen, während er Reiter im Osten und Norden bis zur vereinigten Mitzer-Watto vorschob, eine Postenkette bildend, die sich wechselseitig unterstützen sollten, wenn etwa Ausfälle geschähen. Kerntruppen sollten den Uebergang über den Fluß erzwingen.

So energisch aber auch Mansfeld seine Truppen gegen die Stadt wirken ließ, so wenig sahen sie ihre Arbeit von Erfolg gekrönt. Schlechtes Wetter, Krankheiten und besonders zu schwaches Geschütz hinderten den Fortgang der Eroberung, während die verzweifelte Tapferkeit der Pilsener jeden am Tage vom Feinde errungenen Vorteil mit Emsigkeit und scharfsinniger Benutzung der Mittel allnächtlich vereitelte.

Es vergingen Wochen und Wochen, ohne eines erheblichen Vorteils Herr zu werden. Mit vieler Mühe hatte Mansfeld große Geschützstücke von Prag kommen lassen. Diese warfen drei Wochen lang ihren zerstörenden Inhalt gegen die Stadt. Aber auch jetzt noch, und selbst, nachdem Anfangs November Bresche geschossen war, füllten die Belagerten bei heftigem Kugelregen alle Lücken wieder aus. Doch endlich begann der Sturm. Weder den morastigen Schlamm der Gräben, noch die Geschosse der Belagerten scheuend, legten die Belagerer die Leitern gegen die Mauern an. Unter großen Verlusten erstieg man die Höhe. Alles menschliche Gefühl hatte nun

ein Ende. Die nachdrückende Uebermacht stieß alles vor sich nieder. Es entstand ein fürchterliches Morden, vier Batterien arbeiteten unaufhörlich gegen die Nachbartürme, wohin sich die Belagerten flüchteten und von wo aus sie ein erfolgreiches Musketenfeuer unterhielten, bis auch diese Bollwerke zerstört wurden. Selbst in den Straßen suchten die Pilsener noch Widerstand zu leisten. Man hoffte beständig auf Entsatz der kaiserlichen Truppen, deren Annäherung von den Geistlichen bestimmt in Aussicht genommen war.

Inzwischen war auch Graf Solms von einer anderen Seite in die Stadt eingedrungen und nun ergaben sich die Kämpfenden der Gnade oder Ungnade des Siegers. Das Trommeln, Blasen, Steinwerfen nebst dem gellenden Zetergeschrei hörte auf. Das Schießen wurde bei Strafe des Gehängtwerdens verboten und alle Thore ließ man mit starken Posten besetzen.

Am 25. Nov. hielt die ganze Belagerungsarmee ihren Einzug in die eroberte Stadt. Mansfeld befahl die Abhaltung eines feierlichen Gottesdienstes in der Bartholomäikirche. Den Text der Predigt hatte er über Psalm 118 Vers 24 und 25 ausgewählt. Auch hatte er bestimmt, daß das Lutherlied „*Eine feste* Burg ist unser Gott“ gesungen werde.

Mansfeld marschiert nach Wien.

Ein böser Winter tobte im Beginn des neuen Jahres 1619, Stürme und Schneetreiben wechselten mit hartem Frost. Der tiefe Schnee machte die Wege unbrauchbar, Pilsen lag in unsäglichem Schmutz. Der Schutt der zerstörten Häuser war nicht so schnell aufgeräumt. Wie riesige Gespenster schauten die berußten Schornsteine und das schwarze Gebälk auf die Leichenzüge, welche täglich die Straßen passierten. Ein ansteckendes Fieber störte jedes Zusammenleben, löste alle Bande der Familie und Freundschaft. Hierzu gesellte sich der Hungertyphus, der später als Pest-Krankheit die Menschen zu Hunderten dahinraffte.

Man warf die Leichen in das Bett der angeschwollenen Flüsse oder in die nahen Festungsgräben. Die aus dem Leben schieden, hatten keine Treue in der Pflege, keinen Trost des Glaubens, keine Ruhe des Grabes! Und Diejenigen, welche die böse Krankheit überstanden, starben vor Hunger, da die pflegende Hand fehlte, die ihnen einen Trunk Wasser reichte.

Kein Landmann kam nach Pilsen, Jeder mied den verpesteteten Ort, verrufen war die sonst so verkehrsreiche, blühende Stadt, in welcher die Sense des Todes eine grausige Ernte hielt.

Nach der Einnahme zog Mansfeld einige Wochen später in der Richtung nach Süden weiter. Er wollte gerade auf Wien losmarschieren, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die Lage Ferdinand's war nicht beneidenswert. Jetzt, da die siegreichen Böhmen die Waffen und Gewalt in Händen hatten, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen sich ihrer bemächtigte, glaubten sie an die Bewilligung jeder Forderung. Sie erklärten dem Kaiser offen, der Königsthron von Böhmen sei erledigt, für sie sei er abgesetzt. Wollte Ferdinand sein königliches Recht ausüben, so konnte er dies nur mit dem Schwerte erobern. Aber wo sollte er hierzu die Hülfsmittel hernehmen? Auf welches seiner Länder er seine Augen richtete alles stand in hellen Flammen. Schlesien machte mit Böhmen gemeinschaftliche Sache. Mähren war im Begriff, diesem Beispiel zu folgen. In Ober- und Unter-Oesterreich regte sich der Geist der Freiheit, kein Landstaud wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabar von Siebenbürgen mit einem Ueberfall, und eine geheimnisvolle Rüstung der Türken erschreckte seine östlichen Provinzen. Um seine Bedrängnis voll zu machen, erhoben auch noch in seinen Erbstaaten die Protestanten ihr Haupt. Hier waren dic Protestanten überwiegend. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Unzuverlässigen hatten Mut. Die eine Hälfte von

Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausgang. Spanische Hülfe stand noch in fernen Landen. Was er auch jetzt, von Not getrieben, den Böhmen anbietet: alle Vorschläge zum Frieden werden mit Uebermut zurückgewiesen. An der Spitze eines Heeres zeigt sich der Graf von Thurn schon in Mähren, diese einzige, noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Thurn giebt den Mährischen Protestanten das Signal zur Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach. Auch in dieser Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe, stürzt der Rebellenstrom in Ober-Oestreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihn mit freudigem Beifall empfängt. Kein Arm wird gerührt, den Kaiser zu verteidigen, endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn einzuschließen. Schon flüchteten Ferdinand's Kinder nach Tyrol. Er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufruhr. Nur wenige Soldaten vermochte er dem wütenden Schwarme entgegenzustellen. Auf eine lange Belagerung war Wien überhaupt nicht vorbereitet. Uebrigens bildeten die Protestanten daselbst bei weitem die Mehrzahl. Am 5. Juni hatte Graf Thurn Wien umzingelt. Ferdinand's Not war auf's Aeußerste gestiegen. Flucht oder Gefangenschaft blieb ihm nur übrig. Aber standhaft hielt er aus, im festen Glauben, daß er Gottes Sache führe und von Gott Rettung erhalten werde. Schon flogen die Kugeln in die Mauern der Hofburg. 16 Edelleute stürmten in sein Zimmer, schmähen ihn und verlangen ungestüm, daß er seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit der Böhmen gebe. Als er zögerte, faßte ihn einer der Rebellen an die Brust und rief ihm drohend zu: „Ferdinand, willst Du nun unterschreiben!“ Da ertönt plötzlich Trompetenschall; seltsame Gerüchte fliegen durch die Hallen der Burg, die Abgeordneten erblassen und entfernen sich. 500 Kürassiere standen zur Rettung Ferdi-

nand's auf dem Burgplatz, welche der Graf Boucquoi durch's Fischerthor unbemerkt in die Stadt geführt hatte.

Bald darauf erhielt Graf Thurn die Nachricht, daß Boucquoi den Grafen Mansfeld bei Budweiß geschlagen habe und nach Prag eile. Da hob Thurn die Belagerung auf und zog nach Böhmen zurück.

Inzwischen hatten sich alle deutschen Erbländer mit den Böhmen vereinigt. Am 17. Aug. 1619 erklärten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind ihrer Religion und Freiheit. Ohne Aufschub schritten sie zu einer neuen Wahl. Da das ganze Land fast protestantisch war, so konnte die Wahl nicht wohl auf einen katholischen Fürsten fallen. Unter allen Prinzen. welche man in Vorschlag brachte, hatte sich Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz die meisten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben. Er war das Haupt der Reformierten in Deutschland und auf ihn fiel die Wahl. Er zögerte lange, diese Würde anzunehmen. Seine Mutter und manche wohlmeinende Freunde, sowie der Herzog von Baiern rieten ihm treubesorgt davon ab, aber seine hochstrebende Gattin, welche eine Königstochter aus England war, sprach zu ihm: „Hast Du gewagt, eine Königstochter zu freien, so hab auch den Mut, eine Königskrone anzunehmen." Auch sein Hofprediger gebot es ihm, als eine heilige Pflicht gegen seine reformierten Glaubensgenossen. Da nahm der Kurfürst die Krone Böhmens an. Mit beispiellosem Pomp geschah zu Prag am 29. Novbr. 1619 die Krönung.

Der größte Feind des Kaisers, nämlich der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen, versprach dem neuen König Beistand. Von der protestantischen Union erhoffte König Friedrich gleichfalls Hülfe. Wirklich rückte auch Bethlen Gabor mit einem Heer vor Wien und verband sich mit dem böhmischen Heere, beide mußten jedoch wegen Hungersnot,

ohne einen wesentlichen Erfolg erreicht zu haben, wieder abziehen. König Friedrichs Herrschaft in Böhmen wankte indessen schon von dem Augenblicke an, in welchem er den Thron bestiegen hatte, und daran war lediglich die religiöse Unduldsamkeit schuld. Die Königin und der allgewaltige Hofprediger wollten den reformierten Glauben mit Gewalt in Böhmen einführen, ließen die Bilder in den Kirchen zerstören, die alten Gebräuche abschaffen und erbitterten dadurch die Lutheraner und Hussiten ebenso wie die Katholiken. Durch diesen ungerechten Fanatismus entfremdete sich der neue König die Herzen seines Volkes. Er aber lebte in Saus und Braus zu Prag, als müßte seine Herrlichkeit ewig währen, und sah in unseliger Verblendung nicht, wie rings um ihn her das Verderben heranwuchs.

Indem Friedrich seine gefährdete Stellung immer mehr erschütterte, that Ferdinand alles, seine mißlichen Umstände zu verbessern. Kursachsen und Hessendarmstadt hatte Ferdinand für sich gewonnen. Nieder-Oesterreich leistete ihm willig den Huldigungseid, Bethlen Gabor schloß einen Waffenstillstand mit ihm. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Holland hatte Mühe, sich der spanischen Waffen zu erwehren. Venedig und Savoyen blieben unthätig. König Jakob von England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Die ganze Macht Baierns und der Ligue stand dem Kaiser jetzt gegen die Böhmen zur Verfügung.

Freilich nicht ohne schwere Opfer konnte Ferdinand diese Hülfe Baierns erkaufen. Er mußte Maximilian als unumschränktes Haupt der Liga anerkennen und weder der Kaiser, noch ein österreichischer Prinz durften in die oberste Leitung ein Wort einreden, oder den Kurfürsten irgendwie hemmen. Es sollte ferner kein Waffenstillstand, kein Friede geschlossen werden, ohne Einwilligung Maximilians. Der Kaiser ver-

pflichtete sich, dem Kurfürsten alle Unkosten zu ersetzen, die er im Kriege erleiden sollte, und bis die Zahlung erfolgt, ihm den Wert des Landes pfandweise einzuräumen. Sollte Maximilian baierisches Gebiet verlieren, so soll ihm der Kaiser hierfür ebensoviel österreichisches Land abtreten. Alle Teile des österreichischen Gebiets, die der Kurfürst den Feinden des Kaisers entreißt, sollen ihm mit allen Rechten so lange pfandweise überlassen bleiben, bis alle Kosten an Baiern erstattet sind. Auch mußte ihm Ferdinand versprechen, den Pfalzgrafen in die Acht zu thun und die pfälzische Kurwürde an Baiern zu übertragen.

Diese Bedingungen waren schwer, aber der Kaiser durfte hoffen, hierdurch wieder Herr im eigenen Lande zu werden.

Wirklich zog Maximilian von Baiern mit seinem wohlgerüsteten Heere nach Ober-Oesterreich, ließ sich dort als Stellvertreter des Kaisers huldigen, und rückte dann mit Boucquoi vereinigt, gegen Böhmen vor. Zwei spanische Feldherren, Spinola und Cordova, drangen mit 30,000 Mann gegen des Böhmenkönigs Erblande, die Pfalz, vor uud der Kurfürst von Sachsen besetzte die Lausitz, welche letztere den Böhmen Beistand versprochen hatte.

Die Schlacht bei Prag.

Maximilian jagte Friedrichs Truppen vor sich her und ging geradenwegs auf Prag los. Dort stellte sich Friedrichs Macht, 20,000 Mann stark, unter der Anführung des Fürsten Christian von Anhalt auf dem sogenannten weißen Berge in einem großen Bogen in Schlachtordnung. Maximilian hatte etwa 30,000 Mann. Unter ihm befehligten der Graf Boucquoi und der General v. Tilly.

Als die Feldherren vor Prag Kriegsrat hielten, drangen der alte Tilly und Maximilian auf einen schnellen Angriff.

Boucquoi aber riet, zunächst die Feinde zu umgehen. Während die Feldherren diesergestalt uneins waren, trat ein spanischer Mönch, der Pater Dominikus, plötzlich zwischen sie und rief: „Ihr Söhne der Kirche, was zögert und streitet ihr? Der Herr hat die Feinde in unsere Hand gegeben. Wohlauf verderbet die Schänder des Heiligsten!“ Dabei hob er ein Marienbild empor, dem die Augen ausgebohrt waren, und wußte die Feldherren zum schnellen Angriffsplan zu bestimmen.

Es war am 8. November 1620, einem Sonntage, als die Schlacht bei Prag am weißen Berge, etwa gegen Mittag, begann. Mit dem lauten Rufe: „Jesus, Maria!“ stürzten sich die Kaiserlichen auf das böhmische Heer. Der Prinz von Anhalt brachte anfangs die Kaiserlichen zum Weichen. Das böhmische Heer hatte auf dem Berge eine überaus günstige Stellung und konnte mit vollem Geschützfeuer auf den Feind wirken. Doch plötzlich wurde das Thurnsche Regiment überflügelt. Dennoch stürmten die Böhmen mit einer Reiter-Abteilung so heftig auf Tillys Schar, daß zwei kaiserliche Regimenter zurückwichen. Allein Maximilian sandte Verstärkung, und Tilly warf mit den baierischen Reitern die schwache Schar der Angreifer zurück, wobei der junge Fürst von Anhalt verwundet vom Pferde stürzte und gefangen genommen wurde. Da flohen auch die im Hintertreffen stehenden, aller Zucht entwöhnten Ungarn, 6000 an der Zahl, ohne Schwertschlag und rissen die Uebrigen in die Flucht. Nur die Mähren unter dem Grafen Schlick hielten tapfer Stand. Zwar suchten Thurn und Schlick die Flüchtigen wieder zu sammeln und zu neuem Angriffe vorzuführen, doch sie zeigten eine solche Mutlosigkeit, daß sie ihren besten Feldherren davonliefen und Wagen, Geschütz und Gepäck im Stiche ließen.

Dieser entscheidende Sieg war in der Zeit von nur

einer Stunde erfochten. Der König war nicht bei der Schlacht, sondern saß in Prag gerade bei der Mittagstafel, während seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschießen ließ. Vermutlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er heute ein großes Gastmahl gab. Ein Eilbote zog ihn vom Tische, und als er nach seinen Lorbeeren sich umsehen wollte, kam der ältere Fürst von Anhalt ohne Hut mit Flüchtlingen ihm entgegen und verkündete die verlorene Schlacht. Noch wollte es die Stadt auf eine Belagerung ankommen lassen. Allein der König hatte so sehr die Besinnung verloren, daß er den ihm bewilligten achtstündigen Waffenstillstand zur Flucht benutzte. Mit Zurücklassung von Krone und Szepter floh Friedrich am folgenden Morgen mit Gemahlin und dem Prinzen Christian nach Schlesien. Weil aber diese Provinz ihn nicht schützen konnte, begab er sich nach Berlin, um bei dem Kurfürsten von Brandenburg Hülfe zu suchen. Aber er fand diese auch da nicht und flüchtete nun nach Holland.

Die nächsten Folgen dieser Niederlagen waren, daß Friedrich geächtet und seiner pfälzischen Länder verlustig erklärt, Böhmen aber erobert und als aufrührerisches Land behandelt wurde. Nachdem Prag dem Kaiser gehuldigt und die Stände Böhmens Abbitte gethan hatten, wurde die Verwaltung des Landes einem Statthalter, die militärische Sicherheit aber dem General Tilly übertragen. Ehe man es wagte, an die Unterdrückung des Protestantismus zu gehen, wollte man erst das Land von den feindlichen Heeren befreien. Von Pilsen und anderen festen Plätzen aus durchzog Mansfeld noch das Land und wollte schon Prag angreifen, als Pilsen durch Bestechung in kaiserliche Hände fiel, und sich bald auch die anderen Plätze ergaben. Bethlen Gabor leistete in Ungarn hartnäckigen Widerstand, ja er streifte

bis vor Wien; als aber viele Magnaten von ihm abfielen, schloß er Frieden mit dem Kaiser und verzichtete auf die Krone Ungarns.

Bedrückung der Protestanten.

Inzwischen hatte der Kaiser in Prag die Gegen-Reformation begonnen. Die calvinistischen Priester wurden verbannt, sämtliche Schulen samt der Universität der Leitung der Jesuiten übergeben. Die lutherischen Priester wurden aus Rücksicht auf Kursachsen anfangs belassen, aber schon im nächsten Jahre aus Prag und nachher aus ganz Böhmen vertrieben. Anfangs war Ferdinand geneigt, kein Bluturteil zu fällen, aber die Vorstellungen seines Beichtvaters Lämmermann, daß dem Ketzerwesen nur auf diese Weise gesteuert werden könnte, bestimmten ihn, von den 78 gefangenen Anhängern Friedrich's 27 vornehme Protestanten zum Tode zu verurteilen. Sie wurden am 21. Juni 1621 vor dem Prager Rathause hingerichtet, und mit den eingezogenen Gütern derselben die Jesuiten entschädigt. Eine unzählige Menge von dem gemeinen Volk wurde gleichfalls mit dem Tode bestraft. Unter den hingerichteten Protestanten, die alle glaubensmutig starben, befand sich auch der Oberstlandrichter von Böhmen, Graf von Schlick, der vor seinem martervollen Tode ausrief: „Zerreißt diesen Leib in tausend Stücke, durchwühlet meine Eingeweide, Ihr werdet nichts anderes darin finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Freiheit und zur Religion hat uns das Schwert in die Hand gegeben. Weil aber Gott dem Kaiser den Sieg verliehen hat, so geschehe des Herrn Wille!" Es wurde ihm zuerst die rechte Hand abgehauen, dann der Kopf vom Rumpfe getrennt. Dem Universitäts-Rektor von Issen wurde vor der Hinrichtung zuerst die Zunge ausgeschnitten, dann riß man ihn durch vier Pferde in Stücke; die Leichen wurden auf

Pfähle gesteckt und an den Straßen ausgestellt. Außerdem wurden 723 Personen, meist aus dem Adelsstand, zwar amnestiert, aber ihre Güter eingezogen und diese dem kathol. Adel zur Belohnung gegeben. Alle protest. Schullehrer wurden vertrieben, den Protestanten alle Aemter entzogen, ihnen Handel und Gewerbe untersagt und wer sich nicht zum kathol. Glauben zwingen lassen wollte, mußte das Land verlassen. 30,000 Familien, darunter 185 Adelsgeschlechter bewiesen, daß ihnen ihr Glaube über Vaterland und Besitztum ging, denn sie verließen arm ihre Heimat. Böhmen verlor seine sämtlichen Freiheiten. Alle Religionsduldung gegen die Protestanten wurde aufgehoben, und der Kaiser zerriß mit eigener Hand die darauf bezüglichen Urkunden, selbst das Siegel derselben verbrannte er. Die Zahl der Bevölkerung Böhmens sank daher auf ein Dritteil ihres bisherigen Bestandes zurück. Das Ziel der Wünsche Ferdinand's war nun erfüllt. Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen und seine Armeen zurückrufen. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf seinem persönlichen Willen. Nie lag eine so große Entscheidung in Eines Mannes Hand; nie stiftete Eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Wenn Ferdinand seine Feinde rücksichtslos bestrafte, so wußte er die Unterstützung seiner Freunde glänzend zu belohnen. Der Kurfürst von Sachsen erhielt die Lausitz, Maximilian die Oberpfalz, der General von Wallenstein das Herzogtum Friedland. Nicht blos die Besitzungen des geächteten Kurfürsten Friedrich, auch seine Rechte wollte der Kaiser einziehen und anderweitig vergeben. Damals als er mit Maximilian auf der Rückkehr von Frankfurt jenes Bündnis geschlossen, dem er Rettung und Sieg verdankte, hatte er ihm das Versprechen gegeben, seinem Hause die pfälzische Kurwürde zu verschaffen, wodurch die katholischen Interessen das

Uebergewicht im Rate der Kurfürsten mit vier Stimmen gegen zwei erhalten mußten. Dieser Uebertragung widersprachen jedoch Sachsen und Brandenburg, weil sie die gegen Friedrich ausgesprochene Acht, welche ohne Fürstengericht durch einen Machtspruch des Kaisers erfolgt war, für unrechtmäßig erklärten. Dennoch belehnte Ferdinand den Herzog Maximilian am 25. Febr. 1623 mit der Kurwürde, aber nur auf Lebenszeit und mit Vorbehalt der Rechte der Nachkommen Friedrich's. Dies geschah in der schlauen Absicht, daß Maximilian die Erblichkeit der Kur, nach der er strebte, durch neue Anstrengungen und Verdienste um Oesterreich erkaufen sollte. Diese Uebertragung mußte als ein neuer bedeutender Sieg des Katholicismus über die Protestanten betrachtet werden.

Allerdings hätte ein entschlossenes Handeln des brandenburgischen Kurfürsten, insbesondere in Verbindung mit dem Kurfürsten von Sachsen, wohl zu entscheiden vermögen, welche von beiden streitenden Parteien wohl den Sieg behalten sollte. Doch beide Fürsten wollten sich mit dem Kaiser nicht direkt überwerfen, Krone uud Leben wollte man nicht an das Glückspiel des Krieges wagen. Wenn die Zeitgenossen besonders den sächsischen Kurfürsten anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen, daß er der Vergrößerung seines Hauses die Errettung des Vaterlandes nachgesetzt, daß er die evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloßgestellt habe, wenn sie ihn beschuldigten, daß er dem allgemeinen Wohle als Freund ebenso wie die erklärtesten Feinde geschadet habe, so waren die prost. Fürsten mit Schuld daran, daß sie die beiden Kurfärsten von Sachsen und Brandenburg nicht unterstützten und in andere Bahnen zu drängen verstanden. Wenn Deutschland über die Greuel der kaiserlichen Kriegszüge seufzte, wenn man Zeuge war, wie Ferdinand seine

Bundesgenossen täuschte, um so mehr war es Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging.

Während die protest. Fürsten jeden weiteren Zusammenstoß zu meiden suchten, hielt sich der Prinz Christian von Braunschweig für berufen, die Verteidigung des kurpfälzischen Hauses zu übernehmen. Er that dies aus einer Art phantastisch-ritterlicher Galanterie gegen Friedrich's Gemahlin, der Kurfürstin Elisabeth. Von Natur wild und ausgelassen, leichtsinnig und übermütig, setzte er den Krieg fort, plünderte und beraubte die geistlichen Stifter Westphalens und betrieb das Anzünden der Städte und Dörfer durch eigens angestellte Brandmeister kunstmäßig. Als er im Dom zu Paderborn die silbernen Bildsäulen der Apostel fand, rief er lachend: „Was macht ihr hier, da geschrieben steht: Geht in alle Welt: wart, ich will euch hinausschicken!" Er ließ aus ihnen Thaler prägen mit der Unterschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" Man nannte ihn daher den „tollen Christian."

Aber auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden war noch in den Waffen geblieben, um in Vereinigung mit dem kriegslustigen Ernst von Mansfeld die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Aus der Oberpfalz vertrieben zog er nach Franken, und drückte die Bistümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt mit schrecklichen Brandschatzungen. Mansfeld's kräftige Natur, sein Heerführertalent, der Ruf seiner Freigebigkeit verschafften ihm starken Zulauf kriegs- und beutelustigen Volkes. Von Tilly hart bedrängt, warf sich Mansfeld mit seinem auf 20,000 Mann angewachsenem Heere nach dem wohlhabenden Elsaß, um sich von dort Geld zu verschaffen. Der Stadt Hagenau preßte er 100,000 Gulden ab. Hierauf wandte er sich nach Zabern. Doch die Besatzung verteidigte sich so tapfer, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Das

platte Land und die Klöster kamen dafür um so schlimmer weg. Dem Pfalzgrafen Friedrich wuchs allmälig wieder der Mut, so daß er Holland verließ und verkleidet in dem Lager des Grafen Mansfeld erschien. Mansfeld ging mit ihm bei Germersheim über den Rhein und schlug Tilly durch rasche Benutzung der Umstände in einem Treffen bei Wisloch am 29. April 1622.

Tilly wich nun bis nach Heilbronn zurück, das ihm nicht einmal die Thore öffnete. Schon hoffte man, daß die verbündeten Heere den Feind vernichten würden, als sich plötzlich der Markgraf von Baden von Mansfeld trennte. Entweder konnten sich die Feldherrn über ihre Pläne nicht einigen, oder die beiden Räuberschaaren fanden auf dem gleichen Boden nicht den genügenden Unterhalt. Der Markgraf wandte sich unklugerweise nach Wimpfen, woselbst ihn Tilly mit seiner gesamten Macht umzingelte. Nach verzweifelter Gegenwehr erlitt der Markgraf hier am 6. Mai 1622 eine vollständige Niederlage. Mit 12 Wunden fiel der junge Herzog von Würtemberg an der Spitze seines Regiments; durch die heldenmütige Aufopferung von 400 Pforzheimer Bürgern, welche so lange unter ihrem Bürgermeister Deimling um den Markgrafen fochten, bis ihnen der letzte Mann gefallen war, gelang es, letzteren vor Gefangenschaft zu retten.

Durch bedeutende Geldmittel unterstützt, brachen Mansfeld und Christian mit neugeworbenen Heeren, brandschatzend und plündernd, jener in Ostfriesland, dieser durch das Oldenburgische in's Osnabrück'sche ein, wo er Hameln, Rinteln und Höxter wegnahm. Da Christian sich mit Bethlen Gabor heimlich verständigt und sich mit diesem zu vereinigen strebte, hielt es Tilly für die höchste Zeit, dieser Vereinigung zuvorzukommen. Tilly rückte ihm entgegen. Bei der Annäherung des ihm weit überlegenen Feindes beschloß Christian, da der

Kurfürst von Sachsen ihm den Durchzug verweigerte, nach Westphalen zurückzugehen und sich mit Mansfeld zu vereinigen. Allein er kam nicht weit. Tilly verfolgte ihn in Eilmärschen und erreichte ihn am 6. Aug. 1623 bei Stadtlohn im Kreise Ahaus. Hier zwang er ihn zum Stehen. In einer dreitägigen mörderischen Schlacht schlug er ihn dergestalt, daß sich Christian's Heer völlig zerstreute. Auch Mansfeld, der auf Christian's Hülfe gerechnet hatte, getraute sich nun nicht länger gegen den immer weiter vorrückenden Tilly das Feld zu behaupten. Er entließ seine Soldaten, beschied einige mit Pässen an andere Sammelplätze und begab sich nach London. Christian ging nach Paris, um sich hier Beistand zu verschaffen. Inzwischen war Bethlen Gabor mit einem großen Heere bis an die Mährische Grenze vorgedrungen, da er aber von seinen Bundesgenossen keine Kunde vernahm, ging er zurück und ließ sich später zu einem Frieden mit dem Kaiser bewegen.

König Christian IV. von Dänemark.

So gab es nun keine feindliche Armee mehr in Deutschland. Da nun Tilly keine Gelegenheit fand, im Felde Lorbeeren zu gewinnen, so wollte er sich in anderer Weise seinem Kaiser nützlich erweisen. Er besetzte gewaltsam geistliche Stellen, die seit langen Jahren protest. Geistliche inne gehabt, mit Katholiken. Das protest. Bistum Hildesheim wollte er einem kath. Bischof übertragen. König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein zu den deutschen Reichsfürsten gehörte, protestierte hiergegen und erklärte das Verfahren Tilly's für einen ungerechten Uebergriff des Kaisers.

Tilly wütete nun noch mehr, als er sah, daß die protest. Fürsten sich seinen Grausamkeiten widersetzten. Seine Soldaten glichen oft mehr einer Mordbrennerbande als einem Heere von Kriegern. Rauben, Brennen und Morden bezeich-

reten ihren Weg. Weibern wurden die Brüste abgeschnitten, evang. Predigern Hände und Füße abgehauen, Anderen Nasen und Ohren abgeschnitten. Seine Croaten wollten ein Kind lebendig braten: da es aber die unglückliche Mutter nicht losließ, schnitten sie ihr die Finger ab. Dem Wehklagen des Vaters machte man damit ein Ende, daß man ihm die Gurgel durchschnitt. Diese und andere Greuelthaten berichtet uns ein Katholik, der östreichische Graf Khevenhüller in seinem Hauptwerk, den Ferdinand'schen Annalen Bd. X. S. 193. Gegen solche Brutalitäten mußten sich endlich Freund und Feind, Katholische und Evangelische erheben.

Zwischen den feindlichen Parteien wollte der König Jakob von England nicht unthätig bleiben. Als Schwiegervater des vertriebenen Pfalzgrafen Friedrich lag ihm daran, diesen wieder in Besitz Böhmens zu setzen, und als König des ganz protest. Englands wollte er die tausendfach gegen ihn erhobenen Vorwürfe wegen Schädigung der kirchlichen Interessen zum Schweigen bringen. Auch der Pfalzgraf wollte angesichts des sich vorbereitenden Entscheidungskampfes nicht unthätig im Haag sitzen und beschloß, sich auf den Kampfplatz zu begeben. Jakob von England schloß im Juni 1624 mit Holland eine Allianz, durch die er sich verpflichtete, die Kosten für die Unterhaltung von 6000 Mann zu tragen, die in England geworben werden sollten, und zu denen Holland aus eigenen Mitteln 4000 Mann stellen wollte. Gleichzeitig beorderte er seine Gesandten, Dänemark und mehrere deutsche Staaten zum Anschluß an diese Allianz zu bewegen, deren vornehmster Zweck die Restitution seines Schwiegersohnes, des Pfalzgrafen, sein sollte. Auch Frankreich unterstützte diese Bemühungen, indem es dem Grafen Mansfeld Vorschub leistete und auch an die protest. Fürsten Deutschlands eine Botschaft abschickte, um sie gegen den Kaiser aufzuhetzen.

Mitten unter diesen Bemühungen griff der Kurfürst

Georg Wilhelm von Brandenburg in den sich vorbereitenden Feldzug in entscheidender Weise ein. Zwei Ursachen mögen ihn veranlaßt haben, aus der bisherigen Zurückhaltung herauszutreten: erstens seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Pfalzgrafen, mit dessen Schwester er verheiratet war, und dann sein Haß gegen jede Vergrößerung der kath. Herrschaft. Offenbar war ihm der Eifer, den der König von England jetzt entwickelte, willkommen. Auf eine günstige Beurteilung seines Handelns seitens der Protestanten rechnete er mit Sicherheit. Er schickte seinen Rat Bellin an Christian IV., an Gustav Adolf und an den Prinzen von Oranien im Haag ab, wo er überall auf das energischeste die von den Katholiken drohende Gefahr vorstellen und zur gemeinsamen Abwehr mahnen sollte. Die Generalstaaten trugen diesen Mahnungen schon im Hinblick auf Spanien Rechnung und hatten dies eben durch den Abschluß des Bündnisses mit Jakob gezeigt. Auch Dänemark war zu entscheidendem Handeln bereit, und Gustav Adolf wollte 12 Regimenter Fußvolk und 2000 Reiter ausrüsten, wenn nur die deutschen Fürsten selber sich an dem Bündnisse beteiligen würden. Gustav Adolf wollte seinen Zug durch Polen nach Schlesien antreten, von dort aus Bethlen, auf den er unter allen Umständen rechnete, die Hand reichen und so den Kaiser erdrücken. Als Christian merkte, daß man in London auf seine und nicht auf Schwedens Mitwirkung das größere Gewicht legte, betrieb er die Vorbereitungen zu einer großen Allianz mit noch größerem Ernst. Am 15. Jan. 1625 gab er dem Kurfürsten von Brandenburg Nachricht, daß er im Frühjahr mit 30,000 Mann auftreten werde, wobei er die Mithülfe Georg Wilhelms auf 3000 Mann voraussetze. Dem Könige von Dänemark war jedoch die Bundesgenossenschaft Schwedens durchaus nicht sympathisch und unter keinen Umständen wollte er den Oberbefehl dem jungen Schwedenkönige anvertrauen. Bei einer

persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark bemühte sich Georg Wilhelm, denselben wenigstens dafür zu gewinnen, daß dem Könige von Schweden das Kommando über eine abgesonderte Armee eingeräumt würde. Christian schien anfangs hiermit einverstanden, aber als sich Gustav Adolf unter dieser Bedingung am Kriege beteiligen wollte, bereute Christian seine Nachgiebigkeit. Leider wurde das thatkräftige Eingreifen des Königs von Schweden durch einen Krieg mit Polen, der dessen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, unmöglich gemacht. In Stockholm beschuldigte man Dänemark, daß es die Polen hinterlistigerweise aufgehetzt habe, um hierdurch der lästigen Bundesgenossenschaft ledig zu werden. Christian hatte nun erreicht, was er wollte: er sollte über ein gut ausgerüstetes Heer von 30,000 Mann verfügen, und mit diesem wollte er zwar die Restitution des Pfalzgrafen bewerkstelligen, aber vor allem auch seine eigenen Herrschergelüste durch Erwerbung norddeutscher Bistümer befriedigen.

In England war inzwischen an die Stelle Jakobs, der am 27. März 1625 gestorben, sein Sohn Karl I. getreten. Auch dieser förderte die kriegerischeu Operationen, und er sorgte dafür, daß auch die Armee unter dem Grafen Mansfeld bis auf 25,000 Mann gebracht wurde. Frankreich leistete gleichfalls thatkräftige Hilfe; es gestattete die Anwerbung von 4000 Mann auf französischem Boden und zahlte an Mansfeld monatlich 60,000 Kronen.

Obwohl gerade der Kurfürst von Brandenburg das Zustandekommen dieses großen Bündnisses als sein Verdienst ansehen konnte, zögerte er jetzt, dem von ihm so eifrig geförderten Bündnis beizutreten, und zwar, weil sich Gustav Adolf von demselben ausschloß und er von dessen Leitung allein einen glücklichen Ausgang erwartete. Deshalb wollte er, als er von Dänemark zum Beitritt aufgefordert wurde,

die Allianz nur mit Subsidien und nicht mit Truppen unterstützen und auch dies nur, wenn der Angriff sich nicht gegen den Kaiser richten würde. Es war dies eine ebenso unvernünftige, als unausführbare Bedingung; wie konnte der Pfalzgraf anders restituiert werden, als wenn man die im Namen des Kaisers auftretenden ligistischen Truppen angriff? Indem der Kurfürst die Feindseligkeiten nur gegen die Ligisten ausgedehnt wissen wollte, war er kurzsichtig zu glauben, daß er im Falle einer Niederlage gegen die Ächtung gesichert sei, da er dann einwenden konnte, die Waffen nicht gegen den Kaiser gerichtet zu haben. König Christian ging jedoch auf die Bedingung Georg Wilhelms nicht ein und so blieb derselbe vorläufig neutral.

Alle diese gegen den Kaiser direkt gerichteten Bewegungen konnten demselben nicht unbekannt bleiben. Gern hätte man sich zwar in Wien dem Glauben hingegeben, daß nach der Niederwerfung der Protestanten diese nichts Erhebliches unternehmen würden, aber Maximilian von Baiern säumte nicht, den bedrohten Vetter fort und fort auf die große Gefahr der gegen ihn gerichteten Koalition aufmerksam zu machen. Der Kaiser nahm daher Bedacht, seine Streitkräfte möglichst zu verstärken. Seine bisherigen Siege waren nicht durch seine eigenen, sondern durch die Waffen der Liga erkämpft worden. Ob die Kräfte derselben bei einer weiteren Verwicklung der Angelegenheiten hinreichen würden, den Sieg zu erzwingen, war zweifelhaft, und in jedem Falle mußte es dem Kaiser bedenklich erscheinen, die Lenkung der Geschicke Deutschlands immer mehr in die Hände Maximilians von Baiern übergehen zu sehen. Die Aufstellung eines eigenen kaiserlichen Heeres blieb daher unerläßlich. Aber es fehlte Ferdinand hierzu an Geld und an einem Feldherrn. Die beiden erprobten Heerführer, Dampierre und Boucquoi, waren in dem Feldzuge gegen Bethlen Gabor 1620 und 1621 um-

gekommen. Seine Augen richteten sich nunmehr auf einen General, der ihm sowohl sein Feldherrntalent, als auch Geld und Krieger in sichere Aussicht stellte.

Ein böhmischer Edelmann, Albrecht v. Waldstein, hatte dem kaiserlichen Hause von Jugend an gedient und sich in den Feldzügen gegen die Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberst beigewohnt, und später als General-Major eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens erbot er sich auf eigene Kosten dem Kaiser eine Armee auszurüsten völlig zu bekleiden und auch im Kriege zu unterhalten, wenn ihm gestattet würde, selbige bis auf 50,000 Mann bringen zu dürfen. Nach mancherlei Bedenken beschloß man, es mit dem kühnen Abenteurer zu wagen. Der Kaiser wollte ihm nur die Aufstellung von 20,000 Mann bewilligen, allein dies verwarf Waldstein standhaft. „Ein Heer, wie dieses", sagte er, „muß vom Brandschatzen leben; 20,000 Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit 50,000 Mann kann ich fordern, was ich will." Sein Wille wurde ihm gewährt. Als er seine Werber ins Land schickte, zog sein wohlbekannter Name die kühnsten Leute in Mengen an. Wie reich an hungrigen, unbeschäftigten Menschen mußten nicht jene schweren Zeiten sein! Aber auch Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an, und der richtige Blick, mit dem er die Tüchtigsten zu Offizieren auswählte, sowie die Strenge, die er walten ließ, brachten eine bewundernswürdige Einheit in dem bunt zusammengewürfelten Heere hervor. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck, den Befehlshabern versagte er nie ein gebührendes Lob, für die Bedürfnisse des Geringsten sorgte er. Nach wenigen Wochen hatte er schon 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die östreichischen Grenzen verließ. Bald darauf erschien er schon mit 30,000 Mann an der

niedersächsischen Grenze. Lawinenartig wuchs sein Heer, so daß nicht alle Unterkommen fanden, die sich bei ihm meldeten.

Waldstein hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Liga zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem baierischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf Tillys Kriegsruhm, bezeigte er keine Lust, die Lorbeeren dieses Feldherrn mit ihm zu teilen. Tilly hatte für seine Armee eine gesicherte Einnahme. Waldstein hingegen sollte seine Soldaten aus eigenen Mitteln unterhalten, er war daher gezwungen, seine Armee in wohlhabende Länder zu führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, sich mit Tilly zu vereinigen, rückte er in das Halberstädtische Gebiet und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern des Stromes lagen nun seinen Erpressungen offen. Er konnte von da ab dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nötig war, in die eigenen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian von Dänemark fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Den Grafen von Mansfeld, den er nach Möglichkeit verstärkte, wußte er zu bewegen, die Waldsteinsche Armee so lange festzuhalten, bis er seine Rüstungen beendet hatte. Dieser mutige General wagte es, ungeachtet des zweimal stärkeren Gegners, sich demselben gegenüber zu verschanzen und einen Angriff desselben zu provociren. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angegriffen, mußte er der Ueberzahl weichen. Mit einem Verlust von 3000 Toten verließ er seinen Posten. Zwar verstärkte sich der unermüdliche Feldherr wieder durch einen dänischen Zuzug, mußte aber doch vor Waldstein aus dem Brandenburgischen weichen. Er hegte die Hoffnung, an Bethlen Gabor, der inzwischen in Ungarn eingefallen war, eine Unterstützung zu finden. Gleichzeitig wollte er in Verbindung mit

diesem den Krieg in das Herz Oesterreichs verlegen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unverteidigt waren, so erhielt Waldstein schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, um dem Grafen Mansfeld den Weg nach Schlesien zu verlegen Mansfeld gelangte bis nach Bosnien. Die gewaltigen Märsche, Entbehrungen und Enttäuschungen hatten seine Gesundheit sehr heruntergebracht. In dem Dorfe Urakowitz bei der kl. Stadt Sarajo mußte er liegen bleiben, und hier ereilte ihn am 20. November 1626 im 46. Lebensjahre der Tod. Als er sein Ende sich herannahen fühlte, sagte er zu den sein Lager umstehenden Soldaten: „Was soll ich hier liegen, zieht mir die Uniform an und schnallt mir den Degen um. Ich will stehend sterben.“ In voller Uniform, stehend und nur auf zwei Offiziere gestützt, starb er. In Spalatro liegt er begraben. Die Ueberreste seines Heeres wollte sein Kampfgenosse, der Herzog Ernst von Weimar, nach Schlesien zurückführen. Aber auch er erkrankte und erlag den übermäßigen Strapazen. Er starb am 4. Dezbr. 1626 in St. Martin bei Thurop. Die übrig bleibenden Truppen vereinigten sich mit einigen Abteilungen, welche sich noch gegen die Waldstein'schen Hauptleute in Schlesien behauptet hatten. Es gelang ihnen sogar, Kosel, Teschen, Troppau und Jägerndorf in ihre Hände zu bekommen.

Hatten somit beide Führer ihren Tod gefunden, so war doch der Hauptzweck derselben, Waldstein's überlegene Streitkräfte vom Kriegsschauplatze abzuziehen, vollkommen erreicht. Dagegen wurde die Aufgabe Christian's von Braunschweig garnicht erfüllt, weil derselbe gleich im Beginn des Feldzuges am 6. Mai 1626 durch den Tod aus dem Leben schied.

Mußte schon dieser harte Verlust die Operationen des Königs von Dänemark sehr erschweren, so geschah dies noch mehr durch die Unzuverlässigkeit der niedersächsischen Stände,

von denen einer der bedeutendsten, Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, offen zum Kaiser übertrat.

Während Waldstein noch in Ungarn war, ging der König von Dänemark zur Offensive über. Er wollte in Thüringen einfallen und stieß hierbei auf Tilly, der inzwischen Göttingen erobert hatte. Tilly war im Frühjahr aus der Harzgegend aufgebrochen und traf nach vielen Querzügen und vereinzelten Unternehmungen die dänische Armee in der Gegend von Northeim. Da König Christian eine Feldschlacht zu vermeiden wünschte, beschloß er den Rückzug auf Wolfenbüttel, wurde aber am 27. Aug. 1626 bei Lutter eingeholt und zum Treffen genötigt. Vormittags 10 Uhr griff Tilly den Nachtrab der Dänen an. Der König befand sich mit dem übrigen Heere schon ziemlich eine Stunde weiter rückwärts. Die Dänen hielten den ersten Angriff nicht allein aus, sondern gingen zur Offensive über, brachten das Tilly'sche Fußvolk zum Weichen und drangen gegen dessen Geschütze heran. Drei Regimenter feindlicher Reiter wußten jedoch den rechten Flügel der Dänen zu umgehen und hieben mit so großem Erfolg auf die Dänen ein, daß die Soldaten in die größte Verwirrung gerieten. Wohl versuchte Christian einen neuen Angriff, aber dieser mißlang. Der König selbst wurde umringt und mußte sich durch einen Haufen kaiserlicher Reiter durchschlagen. Hierbei stürzte sein Pferd, aber seine Bedeckung von nur 30 Mann Kavallerie verließ ihn nicht. Ermattet und niedergeschlagen kam er mit ihnen spät Abends n Wolfenbüttel an.

Die Folgen dieser Niederlage waren in ganz Deutschland fühlbar. In Böhmen wurden die zurückgebliebenen Protestanten durch ein neues Gesetz zum Katholizismus gezwungen. Auch für Oesterreich erschien ein Edikt, daß kein protestantischer Adeliger mehr geduldet werden solle, die Protestanten, welche auf ihrem Glauben bestanden, wurden vertrieben. Im nächsten

Jahre verlor auch Schlesien die freie Religionsübung. Kurfürst Maximilian von Baiern erhielt nun auch die Oberpfalz für die Summe von 15 Millionen Gulden erb- und eigentümlich, und den auf der rechten Seite des Rheins gelegenen Teil der Unterpfalz als Lehen. In beiden Landesteilen wurde ebenfalls die Uebung des protestantischen Gottesdienstes untersagt.

So kostete dieser unglückliche Feldzug den Protestanten nicht nur drei ihrer besten Feldherren, sondern auch den größten Teil des niedersächsischen Kreises, woselbst sich der König auf die Verteidigung beschränken mußte. Die Aussichten für's nächste Jahr waren überaus trübe.

Zwar sandte Karl I. von England 3000 Mann wohlgerüsteter Truppen, und auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden erschien mit 5000 Mann, allein der Adel und die Stände Dänemarks zeigten keine Lust zu kräftiger Unterstützung ihres Königs, so daß Christian's Streitkräfte gegen die feindlichen unverhältnismäßig zurückblieben.

Inzwischen brach Waldstein von Mähren aus, woselbst er sein zusammengeschmolzenes Heer wieder auf 40,000 Mann gebracht, nach Schlesien auf. Nach tapferem Widerstande fiel eine Festung nach der andern in seine Hand. Die Gefangenen mußten ihm schwören und sein Heer verstärken, das nun gleich einer Lawine im Fortrollen wuchs. 4000 dänische Reiter versuchten sich durch die Neumark zu ihren Landsleuten durchzuschlagen, aber da ihnen brandenburgisches Kriegsvolk an der Netze den Weg versperrte, wurden sie bei Friedberg eingeholt und niedergehauen. Waldstein drang nun über Görlitz, Cottbus, Brandenburg und Havelberg nach Mecklenburg vor. Tilly hatte bereits die Dänen von der Elbe vertrieben, nur der rechte Flügel ihres Heeres behauptete sich noch an der Weser. Nachdem die dänischen Truppen aus ihren Schanzen bei Hamburg verjagt waren, zogen die Kaiserlichen im Sept. in

Holstein ein. Christian war zum Frieden geneigt. Aber Waldstein machte so ungeheure Forderungen, daß Christian lieber sein ganzes Reich auf's Spiel setzen wollte. Auf der Flucht brannte er selber seine eigenen Städte und Dörfer ab, um den verhaßten Feinden durch sie nicht Hülfsquellen zu gewähren. Den Oberbefehl über seine Truppen übergab er dem Grafen Thurn und dem Markgrafen von Baden-Durlach. Aber der Letztere wurde bei Aalborg geschlagen; auch Kiel ging über, zuletzt war ganz Holstein bis auf zwei Festungen in Feindes Händen. In Lauenburg traf Tilly mit Waldstein zusammen. Von hohem Interesse ist diese Zusammenkunft. Der Feldherr der Liga war aus anderem Holze geschnitten wie Waldstein. Jenem war es aufrichtig um die Sache zu thun. Als gläubiger Katholik sah er es als ein gutes Werk an, die Ketzer zu besiegen. Als treuer Diener seines kurfürstlichen Herrn und Verehrer des Kaisers führte er das Kommando ohne Nebenabsichten. Ohne Habsucht, ohne Ehrgeiz, war er bedacht, seine Pflicht zu thun. Soldat durch und durch, liebte er doch den Krieg nicht um des Krieges willen. Ein ruhmreicher Friede war ihm lieber als weiteres Kriegselend. Bei Waldstein hingegen stand persönliches Interesse höher als das Wohl des Vaterlandes. Kirchliche Rücksichten hatten für ihn nur nebensächliche Bedeutung.

Bei diesem kurzen Zusammensein der Feldherren zeigte sich sehr bald, daß sie für die Länge sich nicht mit einander vertragen würden. Denn Waldstein, der mit fürstlicher Pracht auftrat, wollte die entscheidende Stimme im Kriegsrat führen und den Führer der Liga als seinen Untergebenen behandeln, wogegen Tilly, dessen Einfachheit einen abstechenden Gegensatz bildete, bei allen äußeren Ehren, die er dem Friedländer erwies, doch seine Selbständigkeit behauptete und den Ansprüchen Waldsteins mit so unerschütterlicher Ruhe entgegentrat, daß er seine und seines baierischen Gebieters Würde aufrecht er-

hielt und es dahin brachte, daß alle Beschlüsse von Beiden gemeinschaftlich ausgingen. Es währte nicht lange, so kam es zwischen ihnen zu einem Zerwürfnis. Tilly wollte seine Truppen ins Mecklenburgische verlegen, aber Waldstein suchte dies zu hintertreiben. Er wandte sich mit Vorstellungen an den Kaiser und suchte es dahin zu bringen, daß Tilly beauftragt wurde, abzuziehen und sich nach Bremen und an die Weser zu begeben. Nach dem Abzuge Tillys eroberte Waldstein Schleswig und Jütland und drängte die Dänen auf die Inseln hinüber. Er wurde zornig, daß er aus Mangel an Schiffen den König nicht dorthin verfolgen konnte. Seine Erbitterung mußte dafür die arme Bevölkerung schwer empfinden. Da die meisten Ortschaften die ihnen auferlegten schweren Kriegskontributionen nicht zu zahlen vermochten, so machte er kurzen Prozeß und ließ durch seine Kroaten ihr Gebiet verheeren. Ueber ganz Holstein, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg dehnten sich seine Truppen, die jetzt 100,000 Mann zählten, aus. Unter allerlei Vorwänden wurden von Soldaten, Offizieren und selbst den Feldherren die schrecklichsten Erpressungen und Rohheiten verübt. Was die Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Mutwillen. Ein ungeheurer Troß von Weibern, Kindern, Marketendern, Gesindel aller Art folgte unmittelbar hinter den Armeen. Die Offiziere lebten im Ueberfluß und die Generale schwelgten in fürstlicher Pracht. Der arme Landmann zehrte am Hungertuche. Buchstäblich von Wurzeln fristeten Viele ihr Dasein, Viele starben vor Hunger. Ganze Städte und Dörfer wurden aus bloßem Mutwillen in Asche gelegt, ganze Distrikte verödet. Die Kontributionen, die unter den unerhörtesten Peinigungen eingetrieben wurden, ruinierten das Land bis ins innerste Mark; sie betrugen z. B. in dem kleinen Hessen 7 Millionen Gulden, in Pommern 10 Millionen, in Brandenburg 20 Millionen. Dabei ging Waldstein seinen Krie-

gern hinsichtlich seiner Verschwendung und Erpressung mit dem schlimmsten Beispiele voran. Zu seinem Hofstaat gehörten 46 Heerwagen, je zu 6 Pferden, 46 Kaleschen, je zu 4 Pferden, 7 Leibkutschen zu je 6 Pferden, im ganzen also 502 Wagenpferde; dazu noch 120 Reitpferde ohne die Maultiere und Sänftenpferde. Sein Hofadel, seine Hofbeamten und oberen Hofdiener hatten 369 Pferde. Seine niedere Dienerschaft (darunter Kammerdiener, Garderobemeister, Portiers, Fecht-, Tanz- und Voltigirmeister, Bereiter, Schirrmeister, 15 Köche, Lakaien 2c.) machten zusammen über 100 Personen aus. Außerdem hielt er noch 50 Trabanten, 16 Edelknaben und 100 Leibkroaten. Der Aufwand an Speise und Trank überstieg alles erdenkliche Maß. Tausende von Thalern waren jeden Tag herbeizuschaffen, um den Aufwand für diese eine Person zu bestreiten. Wie groß mußten daher die Opfer sein, welche das arme ausgeplünderte Land zu beschaffen hatte, um Tag für Tag, und soviel Jahre hindurch den wüsten, unersättlichen Ansprüchen von 100,000 Kriegern zu genügen. Waldsteins grausames Auftreten war um so verwerflicher, weil er fast kaum einen Unterschied machte, ob er sich in Feindes- oder Freundesland befand. Brandenburg, welches bekanntlich nicht zu den dem Kaiser feindlichen Staaten zählte, wurde in einer Weise gebrandschatzt, wie man es nur von dem härtesten Feinde zu gewärtigen hatte.

Im Novbr. 1627 war auch der Herzog von Pommern aufgefordert worden, 10 kaiserliche Regimenter als Besatzung in seine Städte aufzunehmen. Der schwache Fürst sah sich gezwungen, sein Land den Waldsteinschen Scharen preiszugeben.

Die Belagerung von Stralsund.

Beim Beginn des Winters wollte Waldstein sich auf seinen Gütern in Böhmen der Ruhe hingeben und bestimmte daher den General von Arnim zu seinem Stellvertreter.

Arnim, ein unbeugsamer Protestant, hatte bis vor Kurzem in schwedischen Diensten gestanden. Er besaß militairische Talente und war auch für diplomatische Verhandlungen sehr geeignet. Waldstein suchte Fühlung mit dem Könige von Schweden. „Den will ich gern zum Freunde haben, aber daß er nicht gar zu mächtig ist, denn die Liebe und der Besitz dulden keinen Partner", schrieb er an Arnim. Doch die Bemühungen Arnims blieben erfolglos, denn der Schwede traute dem Friedländer nicht.

Waldstein hatte seinem General den Auftrag erteilt, sich der Stadt Stralsund zu bemächtigen. Arnim, der ebenso schlau als kühn war, versuchte jedes Mittel, in die Stadt zu gelangen. Doch die alte Hansestadt ließ sich nicht verlocken, sie war stolz auf ihre Unabhängigkeit und fest entschlossen, sich zu verteidigen.

Es war am 5. Dezbr. 1627, als im Rathaussaale von Stralsund die Ratsherren sich versammelten. An der Spitze stand der erste Bürgermeister Steinwig, ein tüchtiger Mann, allgemein geehrt und des Wortes mächtig. Arnim hatte die Insel Rügen mit 4 Regimentern besetzen lassen und wollte auch in Stralsund eine Besatzung bringen. Stralsund, befestigt durch starke Wälle und Mauern, bildete ein Dreieck, von dem die breitere Seite dem Meere zugewandt lag, während die beiden schmäleren Seiten in das Land hineinragten. Ein flacher, morastiger Landsee umgab diese Seiten und gewährte großen Schutz bei einem Angriff. Drei schmale Dämme, welche zu den drei Landthoren der Stadt führten, zogen sich durch diesen See. Diese Dämme, auf denen allein die feindlichen Truppen in die Stadt eindringen konnten, waren durch Außenwerke stark befestigt. In dem Meeresarm, welcher Stralsund von der Insel Rügen trennt, befand sich die kleine Insel „Dänholm", auch diese wurde befestigt. Die Stadt zählte 18,000 Einwohner.

Da es Arnim, dem es noch an Belagerungsgeschütz fehlte, nicht geraten schien, Gewalt anzuwenden, so suchte er durch List die Stadt zu überrumpeln. Er sandte den Oberst von Sparre an den Rat. er möge gestatten, daß zwei Regimenter, welche nach Rügen marschiren sollten, ihren Zug durch Stralsund nehmen dürften, da dies der bequemere Weg sei. In der Ratssitzung ging es sehr stürmisch her. Wurde der Durchzug versagt, so machte man sich den mächtigen Friedländer zum Feinde. Dies war für eine einzelne Stadt ein mißliches Wagstück, und eine gefährliche Belagerung war dann unausbleiblich. Dazu wollten es viele Ratsherren nicht kommeu lassen und ihre Stimmen drangen darauf, daß man den Durchmarsch gestatten sollte. Besonders der reiche Ratsherr Maßmann war der eifrigste Fürsprecher dieser Friedenspartei. Der Bürgermeister wußte jedoch überzeugend darzustellen, wie Schimpf und Schande für die Stadt darin liege, wenn sie in Feigheit dem Ansinnen Arnims sich füge, wie es aber Pflicht und Ehre sei, wenn sie mannhaft ihr Recht und ihre Unabhängigkeit verteidige. Er hob hervor, daß der beabsichtigte Durchmarsch nur ein Vorwand sei, man werde dadurch für immer sich fremde Besatzung auf den Hals laden. Er schilderte die Wortbrüchigkeit und Grausamkeit Waldsteins, die Rohheit seiner räuberischen Scharen und die Gefahr für ihren evang. Glauben. Es sei noch nicht an der Zeit, sich ein so unerträgliches Joch freiwillig äufzubürden. Arnim habe kein Belagerungsgeschütz und vor dem Frühjahr könne er solches nicht herbeischaffen. Welchen Widerstand aber eine Stadt mit ehrenfesten Bürgern leisten könne, sehe man an Glückstadt und Krempe in Holstein, vor welchen Orten die Kaiserlichen Monate lang lägen, ohne sie einnehmen zu können. Auch sei die Lage der Stadt nicht hülflos. Die Wälle seien fest, das Meer gewähre Schutz und an Proviant mangele es nicht. Uebrigens werde Gustav

Adolph, als Beschützer ihres Glaubens, nicht dulden, daß der Kaiser in Norddeutschland auf ebenso grausame Weise die evangelische Lehre ausrotte, wie dies in Böhmeu geschehen sei. Auf seine Landung sei sicher zu rechnen.

Der wackere Bürgermeister wußte die Bürger für eine nachdrückliche Verteidigung zu gewinnen und ungesäumt schritt man zur hartnäckigsten Gegenwehr.

Arnim versuchte nun durch Drohungen die Stadt zu ängstigen. Er verlangte die Aufnahme einer starken Besatzung bei Vermeidung sofortiger Zahlung von 150,000 Thalern. Da beides abgeschlagen ward, so eröffnete er die Feindseligkeiten. Arnim wollte sich der kleinen Stadt Dänholm bemächtigen, aber die Stralsunder begaben sich auf ihre Schiffe und zwangen die Belagerer zum Abzuge. Arnim erkannte wohl, daß er ohne Belagerungsgeschütz die Stadt nicht gewinnen könne. Er begnügte sich daher zunächst mit dem engeren Einschließen der Stadt. Einen militärischen Erfolg hatten seine Maßnahmen aber nicht.

Unter solchen Kriegsrüstungen auf beiden Seiten verstrich der Rest des Jahres 1627. Auch im Frühjahr vermochte Arnim der Stadt nicht Herr zu werden. Tag und Nacht lagen die Bürger auf den Wällen und beobachteten jede Bewegung des Feindes. Mit Nachdruck wurde jeder Ueberfall zurückgeschlagen. Die Belagerten leisteten einen feierlichen Schwur „bei der wahren Religion Augsburgischen Bekenntnisses treu bis an's Ende zu verbleiben, dafür wie auch für gemeine Rechte und Freiheiten ihrer Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, in allem ohne Scheu und Eigennutz nur des Vaterlandes Bestes in Acht zu haben, aber bei dem Römischen Reiche als dessen Glied noch ferner zu bleiben, soweit es vor Gott und dem der Stadt zum Besten geschworenen teuren Eide verantwortlich sein würde.“ Am 13. Mai 1628 schloß Arnim mit 8000 Mann die Stadt

ein, und ließ innerhalb zweier Wochen drei Mal Sturm laufen. Inzwischen kamen den Bürgern 4 Kompagnien dänischer Truppen und 600 Schweden mit Kriegsvorräten zu Hülfe, da es den Königen von Schweden und Dänemark gleich sehr daran lag, diesen wichtigen Hafen nicht in kaiserlichen Händen zu sehen und sich für eigene Unternehmungen hier einen Stützpunkt zu erhalten.

Dennoch beschlossen die wackeren Bürger, noch einmal mit Waldstein in friedliche Unterhandlungen zu treten. Der Letztere befand sich zu jener Zeit in Prag, und dorthin schickte man den Bittsteller. Nachdem der Gesandte zehn Tage auf eine Audienz bei ihm hatte warten müssen, fuhr Waldstein ihn hart an, nannte seinen Befehl unwiderruflich und drohte ganz Stralsund einzuäschern. „Wird Eure Stadt sich nicht unterwerfen, so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch 100,000 Mann und ich selbst darüber das Leben verlieren!“

Nun wandte man sich direkt an die Gnade des Kaisers. Hier empfing die treue Stadt einen günstigen Bescheid. Ferdinand erteilte dem Friedländer den schriftlichen Befehl, die Belagerung aufzuheben. Diesen kaiserlichen Brief empfing Waldstein am 10. Juni in Prenzlau, woselbst er sich damals befand. Doch er verachtete denselben. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter!“ spottete er. Der eigene Landesherr, Herzog Bogislaw, mußte zur Beschießung seiner Stadt schweres Geschütz aus Stettin herbeischaffen, und für den Unterhalt der Belagerer sorgen. Auch der Kurfürst von Brandenburg wurde gezwungen, Kanonen und Pulver aus Cüstrin herbeizuschaffen. Alle disponiblen Regimenter in Holstein wurden zum Belagerungs-Corps herangezogen.

Am 7. Juli traf Waldstein vor der Stadt an. Gleich am nächsten Tage ließ er Sturm laufen. Der Angriff wurde

während der ganzen Nacht unterhalten. Am Frankenthor stürmten drei Regimenter und eroberten zwei Schanzen. Allein die Bürger drangen unerschrocken wieder hinein und am Morgen lagen 1000 Tote auf dem Wahlplatze. Wütend begann der Feldherr am nächsten Morgen einen neuen Anlauf und schwur den Einwohnern fürchterliche Rache. Aber auch diesen Angriff schlugen die Belagerten erfolgreich ab und die Kaiserlichen verloren 1500 Mann. Ebenso wenig als die weiteren Stürme, konnte die fürchterliche Beschießung den Mut der Bürger brechen. An einem Tage wurden 1500 Kugeln in die Stadt geworfen. In der höchsten Bedrängnis trafen wieder 400 Dänen vom Meere aus in der Stadt ein. Die Besatzung wagte sagar kühne Ausfälle, bei deren einem das ganze Tiefenbach'sche Regiment zu Grunde gerichtet wurde.

Am 28. Juli landeten noch 2000 Schweden in Stralsund. Auch erschien der König von Dänemark mit einer Flotte von 200 Schiffen an der Küste von Mecklenburg. Nun mußte Waldstein jede Hoffnung aufgeben, die Stadt zu bezwingen. Er glaubte sein Herzogtum Mecklenburg zunächst in Schutz nehmen zu müssen und hob am 2. Aug. die Belagerung auf.

Viel tausend Herzen in Deutschland bewunderten die Standhaftigkeit und den Mut der Stralsunder, mit welcher sie eine schreckliche zehnwöchentliche Belagerung zu widerstehen vermochten. Waldstein opferte hierdurch vergeblich 12,000 Mann. Zu einer Zeit, in der die Sache der Protestanten durch Schwäche und Unverstand ihrer Fürsten, durch Feigheit, Selbstsucht und Hochmut ihrer Ritterschaften verloren gegangen war, bewährte Stralsund die Wehrhaftigkeit deutscher Bürger auf glänzende Weise und zeigte, was innere Kraft in dem Gefühl der gerechten Sache auch gegen die äußerlich überlegensten Mittel vermochten. Die Verteidigung dieser Stadt gehört zu den schönsten Thaten der Weltgeschichte, und wenn man sich voll Bewunderung des Heldenmuts Karthago's und Saragossa's,

deren Bürger sich unter den Trümmern begraben ließen, erinnert, soll man auch der deutschen Stadt Stralsund nicht vergessen, welche für ihre Freiheit und ihren Glauben dem gefürchtetsten Feldherrn der Zeit sich mutig und erfolgreich entgegensetzte.

Waldstein wird deutscher Reichsfürst.

Im Nov. hatte sich Waldstein nach seinen Besitzungen in Böhmen begeben. Auf seinem stolzen Schlosse zu Gitschin feierte er in großer Pracht den Neujahrstag des verhängnisvollen Jahres 1628. Reichen Waffenruhm hatte er in der letzten Zeit sich und seinem kaiserlichen Herrn erfochten. Bis weit hinauf auf die jütischen Haiden verfolgten seine Truppen die zersprengten Scharen des fliehendeu Dänenkönigs Christian. Solcher Macht, wie sie jetzt Kaiser Ferdinand besaß, hatte seit langer Zeit kein Kaiser sich zu erfreuen gehabt. Die mächtigsten seiner Feinde in Deutschland waren getötet, besiegt, auseinander gesprengt, saßen in festen Kerkern oder hatten in Unterwürfigkeit um Gnade angefleht und erhalten. Zwar zitterte es im Innern mancher Brust vor Haß und Wut über die unerhörte Tyrannei, welche jetzt in des Kaisers Namen über die besiegten deutschen Gaue waltete, doch was kümmerte sich Ferdinand über ohnmächtigen Haß: glaubte er doch für Gottes Sache zu kämpfen und alle Mittel benutzen zu dürfen, um die verhaßte evang. Lehre auszurotten. Daß er jetzt diese ungeheure Macht besaß, war mit das Verdienst Waldsteins. Aus der tiefsten Erniedrigung, wo die böhmischen Streiter ihn in seiner Hofburg eingeschlossen hatten, war er durch seines Feldherrn Geschick und Kühnheit zu seiner jetzigen Höhe emporgehoben. Solche Thaten erforderten außerordentliche Belohnung. Zwar waren die Gegner des Herzogs von Friedland noch sehr zahlreich, besonders unter den alten Adelsgeschlechtern, welche

ihn als einen übermütigen Emporkömmling bezeichneten, allein die Jesuiten in der Wiener Hofburg hatten das Heft in Händen und diese waren die Werkzeuge Waldsteins. Ferdinand entschloß sich, seinen Feldherrn zum Reichsfürsten zu erheben und die uralte Herzogskrone Mecklenburgs ihm zu verleihen. Es war dies eine so außerordentliche Belohnung, wie solche kaum in einer Zeit vorher oder nachher von einem deutschen Kaiser gegeben wurde. Ein Unterthan ward dadurch von seinem Monarchen zu dem gleichen Fürstenrang, den er selbst besaß, erhoben und sein Geschlecht dem kaiserlichen ebenbürtig gemacht. Als Herzog von Mecklenburg konnte Waldstein von den übrigen deutschen Reichsfürsten mit vollem Fug und Recht auch zum deutschen Kaiser erwählt werden. Gelang es ihm, seine Schultern mit dem Purpurmantel des Herzogtums so fest zu bekleiden, daß keine fremde Macht ihn solchen wieder zu entreißen vermochte, dann war es keine Unmöglichkeit, seine Hand nach dem deutschen Kaiserscepter auszustrecken. Vermochte Ferdinand ohne des Friedländers gewaltige Kraft sich doch ohnehin kaum auf seinem österreichischen Erbthron, wieviel weniger aber auf dem deutschen Kaiserthrone zu erhalten. Und wenn er als kränklicher Mann auf die eine oder andere Weise diesen glänzenden Sitz verlassen mußte, wer wäre von all den anderen Reichsfürsten der damaligen Zeit wohl eine geeignetere Persönlichkeit zu seinem Nachfolger gewesen? Gerade in dem hohen Rang und der gesetzlichen Möglichkeit, daß er ein Anrecht auf Deutschlands Kaiserkrone empfing, lag die hohe Bedeutung dieser Ernennung. In materieller Hinsicht war Mecklenburg damals ein viel zu schwach bevölkertes Land, als daß sein Herzog große Macht entfalten konnte.

Aber ebenso groß als diese Belohnung war, ward auch das Aufsehen, welches dies im deutschen Reiche hervorrief. Ohne eine Achtserklärung bei dem Kurfürstenkollegium auch nur zur Sprache zu bringen, ohne eine Anklage und einen

Richterspruch ward eine Fürstenfamilie aus ihrem Lande verjagt, deren Ahnherren bereits lange die obotritische Königskrone getragen hatten, als die Vorfahren des Kaisers noch als Grafen von Habsburg in der Schweiz lebten. Und was hatten die beiden herzoglichen Brüder, die damals das Land regierten, denn eigentlich verbrochen? Sie hatten für ihre evangelische Kirche gestritten und wollten sich nicht willenlos der Tyrannei fügen. Wie dies alle norddeutschen Fürsten gethan, waren sie mit dem König von Dänemark in ein Schutzbündnis getreten und hatten diesem Geld und Truppen gesandt. Sobald Waldstein und Tilly in ihr Land rückten, hatten sie sich sofort unterworfen, den Kaiser um Frieden gebeten und diesen auch erhalten.

Daß gerade diese Vertreibung der Herzöge die Hauptursache bildete, daß noch 20 Jahre ein furchtbarer Krieg ganz Deutschland erzittern machte und dessen blühendsten Gegenden in menschenleere Wüsten verwandelte, ist unleugbar. Wesentlich um den verbannten Herzögen Schutz zu verleihen, landete Gustav Adolph auf deutschem Boden, welchen er sonst schwerlich betreten hätte. Durch diesen Beistand des schwedischen Helden gewann aber der Protestantismus, der bereits getreten und geknebelt hilflos am Boden lag, Kraft und Mut, sich aufs neue zu erheben und noch 20 Jahre den furchtbarsten Verzweiflungskampf gegen die kaiserliche Tyrannei zu kämpfen. Ohne Gustav Adolph's Hülfe würde es schwerlich jetzt eine protestantische Kirche in Deutschland geben. Dem Scharfblick der kaiserlichen Minister macht es aber große Ehre, daß sie diese Folgen der Vertreibung der Herzöge voraussahen und dagegen ankämpften. Freilich verhallten ihre Worte, denn die Jesuiten und Anhänger des Friedländers wußten dessen Wünsche glänzend durchzusetzen.

Mit welcher Kühnheit Waldstein die Krone Mecklenburgs beanspruchte, ergiebt ein Schreiben, welches er an Arnim nach

Stralsund absandte: „Ich wil zum Friden gewiß mit Hant und Füß hellfen, allein Mechelburg muß ich erhalten, im widrigen Fal begehr ich kein Frid." Es ist dies schon die Sprache des stolz gebietenden Feldherrn, der den Frieden in Deutschland von seiner Willkür abhängig macht.

Am 19. Januar 1628 hatte der Kaiser auf dem Schlosse Brandis in Böhmen Wohnung genommen. Noch nie hatten die Mauern eine so glänzende Versammlung beherbergt. Unter großem Prunk wurde hier die Erhebung Waldstein's zum Herzog von Mecklenburg vom Kaiser selbst vollzogen.

Waldstein's Entlassung.

Es lag Waldstein alles daran, sein neues Herzogtum vor dänischen Angriffen sicher zu stellen. Da sich auch England und Frankreich zu kräftigem Schutze Dänemarks geneigt zeigten, so hielt es der schlaue Friedländer für geeigneter, Dänemark zu einem Frieden zu bewegen. Er mußte sich sagen, daß die Dänen sein Land Mecklenburg sofort besetzen würden, sobald er auch nur vorübergehend den Rücken wandte. Waldstein knüpfte mit dem König Christian Unterhandlungen an, welche schnell zum Ziele führten. Schon am 25. Mai 1629 wurde zu Lübeck dem König von Dänemark ein Friede bewilligt, wie ihn ein so gedemütigter Fürst von einem so siegreichen Gegner nimmermehr erwarten konnte. Er bekam alle seine besetzten Länder zurück, durfte keine Kriegskosten bezahlen und nur geloben, daß er sich mit niemand künftig gegen den Kaiser verbinden wolle.

Da Waldstein trotz seines Sieges bei Wolgast über die Dänen ohne die Hülfe der Liga einem zu befürchtenden gemeinsamen Angriffe Dänemarks und Schwedens nicht gewachsen zu sein vermeinte, so beugte er seinerseits einem kritischen Augenblicke dadurch vor, daß er — Schweden ausschließend — überraschend schnell mit Dänemark Frieden schloß. In

dem Ausschlusse Gustav Adolfs von jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten begegneten sich die Interessen König Christians und Waldsteins. Bei dem Dänenkönig regte sich das Gefühl des deutschen Reichsfürsten und das alter Rivalität, bei Waldstein kam zu der Einsicht in die ungeheure Bedeutung eines schwedischen Eingriffs noch das persönliche Motiv dazu, daß Gustav Adolf im Gegensatz zu König Christian ihm die Anerkennung als Herzog von Mecklenburg verweigert hatte. Gerade der Frieden sicherte ihm dasselbe, nachdem der Kaiser die Entsetzung der Herzöge ausgesprochen. Aber nur für kurze Zeit hielt Waldstein durch diesen Frieden, der Gustav Adolf aufs tiefste beleidigte, den Gang der Ereignisse auf.

Das Glaubensbekenntnis, welches bisher vorwiegend gewesen, war bei dem Feldzuge in Niederdeutschland vor den politischen Zwecken allmählig weit zurückgetreten. Schon der Charakter der protestantisch-katholischen Armee Waldsteins war an sich dagegen gewesen. Jetzt nach dem Frieden brachen offene Feindseligkeiten zwischen seinen und den ligistischen Truppen, die anfänglich in Waffenbrüderschaft neben einander für dieselben gekämpft hatten, aus. Die Aufstellung einer kaiserlichen Armee in solchem Umfange, unter einem Führer, mit so ausgedehnten Rechten, der durch Konfiskationen die Fürsten, durch Kontributionen und Gewaltthätigkeiten selbst die katholischen Länder heimsuchte, war ein noch nicht dagewesener Eingriff in die kurfürstliche Reichsverfassung.

Während Waldstein solchergestalt seine Macht rücksichtslos befestigte, hielt Kaiser Ferdinand die Wiederherstellung des Katholizismus unverrückt im Auge.

Ermutigt durch so viele über die Protestanten errungene Vorteile hatte er auf Andrängen der drei geistlichen Kurfürsten das am 6. März 1629 von ihm unterzeichnete Restitutionsedikt erlassen, welches von den protest. Ständen alle Kirchen-

güter, darunter die zwei Erzbistümer Magdeburg und Bremen, zurückforderte. Diese Maßregel bewirkte mehr als alle andern die Verlängerung des unseligen Krieges, denn um dieses Edikt zur Ausführung zu bringen, behielt der Kaiser die auf Deutschland lastenden Heere bei und regte dadurch seine in- und auswärtigen Feinde zum äußersten auf. Die Exekution wurde von den kaiserlichen Kommissarien aufs strengste und ungerechteste durchgeführt, und die restituierten Stifter und Güter nicht immer den ursprünglichen Besitzern zurückgegeben, sondern teils an Verwandte und Günstlinge des Kaisers, teils an die Jesuiten vergeben, wie denn Ferdinand seinem 15jährigen Sohne Leopold die beiden Erzstifter Bremen und Magdeburg und außerdem Halberstadt und Hersfeld zuteilte. Es wurden mehrfach solche Güter eingezogen, welche schon vor dem Passauer Vertrage in protest. Hände gekommen waren. Hierdurch verlor diese ungerechte Maßregel selbst in den Augen vieler Katholiken den Schein der Rechtmäßigkeit. Der Eindruck derselben bei den Protestanten war betäubend. Für den Augenblick war nichts zu machen. Auch der Kurfürst von Sachsen fand sich nicht veranlaßt, sich gegen dies verwerfliche Edikt zu erheben, weil zu seinen Gunsten die Stifter Naumburg, Merseburg und Meißen von der Restitution ausgenommen waren.

Während Waldstein das Restitutionsedikt im Bistum Halberstadt mit unbarmherziger Härte vollstreckte, suchte er seine Macht durch Vergrößerung seines Heeres immer mehr zu erhöhen. Die Menge seiner Truppen erreichte die Höhe von 150,000 Mann. Ueberall wurden von den Feldherren willkürlich Steuern ausgeschrieben und die fürchterlichsten Erpressungen verübt. Seine Hauptleute schwelgten in Pracht und Ueberfluß, und was die Soldaten an Speisen nicht zu verprassen vermochten, verdarben sie aus Mutwillen. Von allen Seiten erhoben sich die schreiendsten Klagen über diese

Tyrannei. Es kam den Fürsten darauf an, den Kaiser zur Entlassung Waldsteins zu vermögen, der alles auf einen Militärdespotismus anzulegen schien und Deutschland vollends zu Grunde richtete. Leopold, des Kaisers eigener Bruder, konnte die Verwüstungen Waldsteins nicht mehr mit ansehen. Er schrieb deshalb an Ferdinand: „Ew. Kais. Maj. glauben nicht, wie das Kriegsvolk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch mehrere Jahre dem Kriegswesen in Italien und anderswo nachgezogen, aber solche Greuel, wie jetzt, habe ich nicht gesehen, auch niemals verstattet. Ich weiß, es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das mutwillige Totschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen — anderer Martern, welche den armen Leuten angethan werden, garnicht zu gedenken — diese Ausschweifungen können die Offiziere wohl gar verhindern. Ich weiß wohl, man will Ew. Maj. solche Sachen auszureden versuchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, als Ew. Maj. getreuestem Bruder, können Sie soviel glauben: Die Offiziere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut; und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht einhergezogen sind, jetzt aber 300,000 Gulden bares Geld besitzen. Diese Summen nahmen sie nicht dem Feinde weg, sondern sie preßten sie der katholischen Fürsten arme Unterthanen ab. Die Unruhe fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbnnden halte, alles dies Ew. Maj. zu berichten. Eine ernste Anmahnung an den Herzog von Friedland wird nichts schaden können. Ich bitte Ew. Maj. um Gottes Barmherzigkeit willen und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht; ich habe es nie thun wollen, endlich bin ich doch dazu gewissenshalber gezwungen worden.“

Das war eine edle Sprache. Anfangs wollte der Kaiser durchaus nichts von der Absetzung Waldsteins wissen, als er jedoch bemerkte, daß die deutschen Fürsten Miene machten, selbst Werbungen anzustellen, schrieb er die verlangte Fürstenversammlung auf den 5. Juni 1630 in Regensburg aus, in welcher er sich persönlich einfand, Waldstein aber nicht erschien. Hier klagten alle einstimmig über die unerhörten Grausamkeiten. Nur die Entlassung Waldstein's und seiner Raubscharen könnte dem Lande die heißersehnte Ruhe bringen. Besonders sprach der mächtige Maximilian von Baiern, der, so lange Waldstein befehligte, sehr zurückgesetzt wurde, für des Friedländer's Abdankung. Mit schwerem Herzen willigte endlich der Kaiser ein.

Waldstein stand damals mit seinem Heere in Schwaben. Da kamen die Gesandten und brachten ihm das Urteil. Wider Erwarten blieb er ganz ruhig, und versprach Gehorsam zu leisten. Er wußte schon von allem und hatte, wie er vorgab, den Ausgang des Kurfürstentags in den Sternen gelesen. Wegen seiner Entlassung schien er den Kaiser mehr zu bedauern, als zu hassen. Er schrieb selbst an ihn; dankte ihm für sein Vertrauen und bat, er möchte ihm seine Gnade nicht entziehen. Die Gesandten entließ er mit fürstlichen Geschenken, gleichsam als Handgeld für die Zukunft. Dann zog er sich, getröstet durch die Sterne, die ihm eine glänzende Zukunft verhießen, mit ungeheuren Schätzen auf seine mährischen Güter zurück, wo er die Zeit erwartete, die ihn zu höheren Ehren rufen sollte. Seine Söldner kehrten, teils plündernd, teils raubend, in ihre Heimat zurück, teils stießen sie zu dem ligistischen Heere, dessen alleiniger Oberfeldherr jetzt wieder Tilly war.

Der Pomp eines Königs umgab Waldstein in seiner Einsamkeit. Der Glanz widersprach seiner ihm angethanenen Erniedrigung Hohn. Sechs Pforten führten zu seinem Palast,

den er bei Prag bewohnte. Hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu schaffen. Aehnliche Paläste ließ er auf anderen seiner Güter erbauen. Cavaliere aus den edelsten Geschlechtern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen. Man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Waldstein dieses Amt zu bekleiden. Er hielt 60 Pagen und sein Vorzimmer wurde stets durch 50 Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter 100 Gängen. Reiste er über Land, so wurden ihm Geräte und Gefolge in 100 sechsspännigen Wagen nachgefahren. Die Pracht der Livreen, der Glanz der Equipagen, der Schmuck der Zimmer überstieg alles Dagewesene. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke; er lachte niemals und immer von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst, die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand. Er war von großer Statur, hager, gelblicher Gesichtsfarbe, rötlichen, kurzen Haren und scharfen, durchdringenden Blickes. Ein düsterer, abschreckender Ernst lag auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener an ihn fesseln.

Gustav Adolf landet in Deutschland.

Nachdem die Sache der Protestanten verloren schien und der kath. Glaube wieder zur Alleinherrschaft gelangen sollte, trat ein Mann auf den Kriegsschauplatz, der dem bisherigen Lauf der Dinge eine ganz andere Wendung gab. Dieser Mann war Gustav Adolf, König von Schweden, der größte Mann seines Jahrhunderts, der ausgezeichnetste Fürst seiner Zeit. Die Gefahr, welche seinen Glaubensgenossen in Deutschland drohte, sah er als seine eigene an. Vom

Vom Kaiser Ferdinand und dessen Feldherrn Waldstein war er seit Jahren schwer und wiederholt beleidigt worden. Ihn, als nahen Anverwandten des Hauses Mecklenburg, schmerzte es, daß seiner Schwester Söhne trotz seiner Fürbitte nicht wieder eingesetzt, seine Gesandten sogar schimpflich von Waldstein zurückgewiesen worden waren. Als die Stadt Stralsund belagert ward und schwedische Truppen ihr zu Hülfe kamen, hatte Waldstein höhnend ausgerufen: „Wenn der Schneekönig selbst herüberkommt, so werde ich ihn mit Ruten nach Hause peitschen.“ Tilly wußte den neuen Feind besser zu schätzen als Waldstein und der Kaiser. Als Ferdinand in Regensburg die Nachricht von dem Anzuge Gustav Adolfs empfing, sprach er zu Tilly: „Wir haben halt a Feindl mehr!“ Aber Tilly erwiderte ernst: „Der König von Schweden ist ein Feind von ebenso vieler Klugheit als Tapferkeit, in der Blüte der Jahre, kräftig und abgehärtet. Er hat im Kriege siegen und durch Siege den Krieg zu führen gelernt. Sein Heer ist ein Ganzes, das er wie sein Roß mit dem Zügel regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben, schon ein großer Gewinn ist.“

Gustav Adolf übersah alle Gefahren, welche sich seinem schweren Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, durch welche er sie zu besiegen hoffte. Wohl diszipliniert und durch ein strenges Klima abgehärtet, war die Armee ihrem Könige mit Enthusiasmus ergeben. Der erste Sieg auf deuschem Boden mußte für seine Sache entscheidend sein, die noch zweifelnden Fürsten zur Entscheidung bringen, den Mut seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren nnd auch neue Hilfsquellen eröffnen. Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg suchte Gustav Adolf in sich selbst, nämlich in seinem guten Gewissen. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut befolgte er eine Kriegskunst, welche Vielen nach ihm zum

Muster diente. Die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Die Mannszucht seiner Soldaten war bewundernswert. Alle Ausschweifungen wurden geahndet, am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. Das Auge des Königs wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten der Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Mut, der sein großes Herz beseelte.

Nachdem Gustav Adolf seine Rüstungen vollendet und dem Reichsrate die Regierung des Landes in seiner Abwesenheit übertragen, versammelte er am 27. Mai 1630 die Stände seines Reiches um sich. Hier nahm er sein einziges Kind, sein fünfjähriges Töchterlein Christiane auf den Arm, zeigte sie den Ständen als seine künftige Königin und ließ ihr den Eid der Treue schwören. Dann setzte er ihnen mit bewegter Stimme auseinander, was ihn zum Kriege nötige. „Da wohl mancher annehmen mag, daß wir diesen Krieg ohne rechte Ursache uns aufbürden, so nehme ich Gott den Allerhöchsten zum Zeugen, daß ich solches nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegslust vorgenommen, sondern dazu seit Jahren auffallend Grund habe, meist darum, daß unsere unterdrückten Glaubensgenossen mögen von dem päpstlichen Joche befreit werden. Und weil zu geschehen pflegt, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, so wird auch mir geschehen, daß ich, der bei so mancher Gelegenheit für Schwedens Wohlfahrt mein Blut vergossen und gleichwohl bis jetzt unter Gottes gnädigem Schutz heil davongekommen bin: zuletzt das Leben doch lassen muß. Deshalb will ich bei meiner Abreise dieses Mal auch sämtliche Reichsstände Gott befohlen haben, wünschend, daß wir nach diesem elenden, beschwerlichen Leben

uns finden mögen in dem ewigen und unvergänglichen Lande des Friedens."

Der König weinte laut und auch in der hohen Reichsversammlung wurden Vielen die Augen naß. Darauf schiffte er sich am 23. Juni 1630 mit 15,000 Mann auserlesener Truppen bei Elfsnaben ein. Unter seinen Offizieren haben sich besonders Graf Thurn, Graf Ortenburg, Graf Baudissin, von Baner, von Teuffel, von Tott, von Muthenfahl, von Falkenberg, von Knyphausen und von Horn glänzende Namen erworben.

Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, erreichte erst am 4. Juli die kleine Insel Ruden, am Ausflusse der Peene, woselbst die Landung bewerkstelligt wurde. Der König war der erste, der ans Land stieg. Vor den Augen des ganzen Heeres kniete er auf deutscher Erde nieder, dankte Gott mit lauter Stimme für die glückliche Ueberfahrt und bat um des Himmels ferneren Segen. Als der König bemerkte, daß den Umstehenden Thränen in die Augen traten, sagte er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet fleißig. Je mehr Ihr betet, desto mehr werdet Ihr siegen. Oft gebetet ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!"

Man erwartete, die protest. Fürsten würden die Schweden als Retter mit offenen Armen empfangen, statt dessen aber erschraken die meisten und wollten sich aus Furcht vor dem Kaiser nicht mit ihnen verbinden. Einen wirklichen Bundesgenossen hatte Gustav somit nicht, aber er durfte immerhin darauf rechnen, daß ein großer Teil der protest. gesinnten Truppen auf seine Seite treten, und daß ihn Frankreich, Holland und Venedig mit Hülfsgeldern unterstützen würden. Gerade eine Geldhülfe war, da seine Absicht als Befreier ihm jede Art von Kontribution verbot, bei den beschränkten Mitteln Schwedens von großem Wert. Auch

durfte er sich viel von den Sympathien der durch das Restitutionsedikt aufs äußerste erregten Protestanten versprechen. War auch dem Könige der geringe innere Wert der kaiserlichen Söldner, die in den ausgesogenen Landschaften keine rechte Beute mehr fanden, nicht unbekannt, so muß dennoch sein Unternehmen als großartig und in hohem Grade kühn, vor allem als gerecht bezeichnet werden. Dasselbe war nicht abenteuerlich, sondern im Einverständnisse mit den schwedischen Reichsständen seit lange sorgfältig vorbereitet.

Vergleichen wir mit der Lage Gustavs diejenige Tillys, des jetzigen Generalissimus der großen katholischen Partei, so erfordert es die Gerechtigkeit, der Schwierigkeiten zu gedenken, unter denen Tilly die Erbschaft Waldsteins und die Führerschaft gegen Gustav antrat. Tilly ist in merkwürdiger Weise von der Geschichte beurteilt worden. Es ist richtig, daß er, der von Geburt Belgier war, die Bedürfnisse des deutschen Volkes weder in politischer, noch geistiger Beziehung recht verstanden, noch weniger aber die hohe Bedeutung des Protestantismus geahnt hat. Waldstein, obwohl Katholik, war einsichtig genug, das verhängnisvolle Restitutionsedikt zu verwerfen. Im Gegensatze zu ihm billigte er es mit so entschiedenem Fanatismus, daß seine Partei in niemandes Händen lieber wie in den seinen die gewaltsame Durchführung desselben sah. Und sie hat sich in seiner Unerbittlichkeit nicht getäuscht. Die Uebernahme des Kommandos durch ihn war nur dazu angethan, die Gemüter der Protestanten noch mehr zu beunruhigen. Aber freilich war nach Waldsteins Absetzung seine Wahl das Natürlichste. Sein Ruf als Feldherr stand nach 20 erfochtenen Siegen ebenso fest wie seine Kriegserfahrung. Sein ehrwürdiges Alter — 1559 war er geboren, zählte somit 72 Jahre — erhöhte die persönliche Achtung vor ihm. Den Interessen des Kaisers aufrichtig ergeben, ihm und der Liga gleich genehm, von Natur ver-

mittelnd, taktvoll, bescheiden, von unparteiischer Gerechtigkeit, gab es niemanden, der besser geeignet gewesen wäre, den kaiserlichen und ligistischen Anschauungen, die vielfach auseinander gingen, gleichzeitig gerecht zu werden. Aber er war eigentlich von den ligistischen Fürsten doch nur dem Kaiser überlassen, und er geriet dadurch in eine verhängnisvolle doppelte Abhängigkeit. Seiner soldatischen, des Gehorsams gewohnten Natur wurde es schwer, anders als in Uebereinstimmung mit seinen fürstlichen Herren zu handeln. Diese herbeizuführen, nach beiden Seiten seine Ansichten zu verfechten und von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, hat ihm unendlich viel Verdruß und Mühe verursacht, hat hemmend auf seine Operationen gewirkt und denselben das Gepräge der Langsamkeit und Unsicherheit, wenn nicht der Unklarheit und Unentschlossenheit gegeben. Die Schwierigkeiten erhöhten sich dadurch, daß ihm die Disposition über die beiderseitigen Armeen nicht unbedingt, sondern nur für gewisse Fälle zugestanden ward, und daß die kaiserliche Armee sich in einer traurigen Verfassung befand. Verwildert lebte sie in dem ausgesogenen Lande nur noch vom Raube, eine Kalamität, die Tilly, da die gewaltige Autorität seines Vorgängers nicht auf ihn übergegangen war, trotz aller Bemühungen nicht zu ändern vermochte. Und wie er nach oben hin unselbständig war, so brachte man ihm in der Armee selbst nicht die dem Feldherrn nötige Hingabe entgegen, wenn ihm auch der äußere Gehorsam an keiner Stelle verweigert wurde. Die Armee war eine spezifisch waldsteinsche, und der schlichte, einfache, bescheidene Tilly konnte den Vergleich mit dem imposanten Waldstein nicht aushalten. Dazu kam nun noch die Verworrenheit der politischen Lage, die Beschränktheit der Mittel der großen Aufgabe gegenüber, und die Ueberlegenheit der Gegnerschaft Gustav Adolfs.

Tilly verdankte im Wesentlichen seinen Feldherrnruhm

dem Ungeschick und der numerischen Unterlegenheit seiner Gegner. Erst in Gustav Adolf trat ihm eine hochbedeutende Persönlichkeit, ein großer Mann, ein Feldherr ersten Ranges entgegen. Aber Gustav Adolf hatte noch gewaltig mehr vor ihm voraus. Wenn Tillys Persönlichkeit — er war ein kleiner, hagerer Greis, von fast mönchischem Aussehen — nur wenig Ansprüche auf das Entgegenbringen von Sympathien erheben konnte, gewann der liebenswürdige, jugendliche, heldenhafte König mit seinem klaren, tiefen Verstande, mit seinem dominierenden, aber doch freundlichen Wesen sich die Herzen aller im Fluge. Das loyale deutsche Volk mit seiner angeborenen Ehrfurcht vor gekrönten Häuptern fühlte sich durch seinen Heldenmut und seine lautere Frömmigkeit je mehr und mehr zu ihm hingezogen. Daß der König — Regent, Diplomat und Feldherr in einer Person — nur sich allein verantwortlich war, daß er über ein wohlgeübtes Heer, von unbegrenztem Vertrauen und treuer Liebe zu ihm getragen, verfügte, verlieh ihm eine ganze Summe von überlegenen Vorbedingungen für den Erfolg.

Unwürdig als Gegner aber war Tilly darum doch nicht, denn er wußte Gustav Adolf monatelang in Schach zu halten und hat ihn mit Erfolg an der Befreiung Magdeburgs gehindert. Er war ein ausgezeichneter Stratege, und die Darstellung des dreißigjährigen Krieges, in welchem die Strategie als in ihren Anfängen, oder als noch nicht vorhanden behauptet wird, ist unrichtig. Der Umstand, daß damals fast alle Städte, selbst die kleinsten, befestigt waren, daß man sich hinter unbedeutenden Mauern ganze Tage, hinter schlechten Wällen monatelang halten konnte, daß das flache Land von den Truppen aller Lebensbedürfnisse beraubt und diese in den Städten angehäuft wurden, erklärt es, daß die Operationen sich so vielfach um Städte drehten und so langsam fortschleppten. In jener Periode, mit der wir es

hier zu thun haben, waren bereits große Landstrecken verwüstet, so daß die Truppenmärsche wegen Lebensmangel oft nur auf großem Umwege zu bewerkstelligen waren. Die Führung erscheint uns daher oft unverständlich, und es ist ein sowohl Gustav Adolf als auch Tilly und Waldstein gemeinsamer Zug, die Schlacht nur als ein ungeheures letztes Wagnis anzusehen und das Heil lieber in den den Gegner ermüdenden Hin- und Herzügen zu suchen.

Gustav Adolf handelte richtig, wenn er nach seiner Landung eine Schlacht nicht annahm, sondern zunächst Stadt nach Stadt systematisch fortnahm. Ehe er sich zum Entsatz von Magdeburg anschickte und auf das Treffen von Breitenfeld einließ, mußte er sich erst einer Reihe von Städten versichern. Er trieb daher zunächst die kaiserlichen Truppen in Pommern vor sich her und wandte sich dann erst an den Herzog Bogislaw von Pommern, daß ihm dieser Stettin einräume, dessen Besitz zu seiner Sicherheit unerläßlich sei. Aber davon wollte der Herzog, ein ängstlicher, unentschlossener Charakter, nichts hören.

Er kam selbst in Gustav's Lager und bat flehentlich, von der Stettiner Besatzung abzusehen. „Soll ich denn in meinem Alter noch erleben, daß ich geächtet, mein Land verwüstet und dieses einem andern gegeben wird." Gustav suchte ihn zu beruhigen und rief endlich: „Eilet, eilet, lieber Vetter, hier thut Schnelligkeit not, denn glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius." „Nun, in Gottes Namen!" rief Bogislav halb in Verzweiflung, und die Schweden zogen ein.

Nicht besser ging es dem König mit dem Kurfürsten von Brandenburg. Obgleich derselbe der Bruder seiner Frau, mithin sein Schwager war, weigerte er sich, auf die Seite Gustav Adolf's zu treten. Und doch hatte Gustav so große Eile, denn bereits wurde die Stadt Magdeburg von Tilly hart bedrängt und hatte Boten an den Schwedenkönig ge-

sandt, mit der flehentlichen Bitte um Hülfe. „Drei Wochen nur haltet euch noch", ließ Gustav der Stadt sagen, „dann hoffe ich euch Hilfe zu bringen". Einstweilen schickte er ihnen einen erfahrenen Feldherrn zum Kommandanten, den General von Falkenberg. An mehreren Punkten leisteten die kaiserlichen Besatzungen den hartnäckigsten Widerstand. Aber der König brachte sie aus ihren Schlupfwinkeln überall mit Gewalt heraus. So lange hatten diese Unmenschen das arme Volk ungestraft geplündert und gemartert; ihre Wut übten sie nun nicht gegen die Schweden, sondern gegen die arme Landbevölkerung aus. Sobald sie die Schweden vor einem Orte im Anzuge wußten, machten sie sich zwar zum Abzuge bereit, aber erst mißhandelten und prügelten sie ihre Quartiergeber, zerschlugen Kisten und Schränke und nahmen jegliche Habe mit, das geraubte Schlachtvieh vor sich hertreibend. Ueberall auf den Straßen sah man die scheußlichsten Greuelszenen. Nach dem Abzuge dieses Gesindels war oft in dem ganzen Orte nicht ein Bissen Brot oder Fleisch zu finden. Nachdem man beim Fortzuge den Ort ausgeplündert, wurde er, wenn ihnen die Schweden nicht zu nahe auf den Hacken waren, noch an allen Ecken in Brand gesteckt. So hatte die Stadt Pasewalk fürchterlich zu leiden. Schon ausgezehrt durch die lange Einquartierung und verödet durch die grausamste Hungersnot, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt diese Stadt von dem kaiserl. Oberst von Götze Befehl, noch schnell 18,000 Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten die Soldaten in die Häuser; jede Bitte um Schonung wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brots mit Blut bespritzt. Selbst die Hülflosen im Hospitale wurden geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe; wer sich irgend wie räusperte, wurde nieder-

gestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen, oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt. Den Bürgermeister, die Ratsherren und die vornehmsten Bürger führte man mit geschlossenen Händen nach Garz, woselbst sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnerigtem Wetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen mußten, weil sie die 18,000 Thaler herbeizuschaffen außer Stande waren. Beim Abzug aus Pasewalk zündeten die Barbaren die Stadt an, spießten buchstäblich Kinder auf ihre Piken und schleuderten sie mit höllischer Schadenfreude in die Flammen. Wie die Städte wurde auch das Land verwüstet. Ueberall sah man Aschenhaufen und Blut. Mühlen, einzelne Gehöfte und Gebäude wurden niedergerissen, die Menschen verließen Haus und Hof und flüchteten in Wälder und Schlupfwinkel. Im Umkreise von mehreren Meilen war oft kein Stück Vieh mehr anzutreffen.

Gegen solche Greuelthaten mußten die Schweden als Retter erscheinen, bei denen Mannszucht so streng befolgt wurde, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirten glaubten. Trotz der strengen Kälte, welche im Dezember eintrat, setzte Gustav Adolf seine Unternehmungen fort. Am Weihnachtsabend wurde unter seinem Befehl Greiffenhagen, das von einer starken Besatzung verteidigt wurde, erstürmt. Der Feldmarschall Schaumburg, welcher statt Contis den Befehl führte, gab nun seine Stellung bei Garz auf, versenkte sein Geschütz in die Oder und ging bis nach Cüstrin zurück.

Das Weihnachtsfest verlebte der fromme König in stiller Andacht, im Geiste mit den Seinen daheim beschäftigt. An seinen Kanzler, den Minister Oxenstierna, schrieb er: „Auch beschwöre ich Euch, daß Ihr Euch mein Andenken und mein Haus empfohlen sein lasset, und Dasjenige an mir und den Meinigen thut, was Ihr wolltet, das Gott an Euch und

den Eurigen thäte; und was ich an den Eurigen in gleichem Falle thun würde, wenn es ihm gefiele, daß ich Euch überlebte und die Eurigen meiner nötig hätten. Ich betrachte mich als einen, der unser Vaterland bereits 20 Jahre lang, nicht ohne viele Bekümmernisse, jedoch, Gott sei Dank, auch mit vieler Ehre regiert hat, indem ich das Vaterland und meine treuen Unterthanen geehrt und geliebt, ihrem Ruhme meine Bequemlichkeit und mein Leben geopfert, und in dieser Welt keinen andern Schatz gesucht, als in der Erfüllung meiner Pflichten in demjenigen Stande, in welchem Gott mich geboren werden ließ. Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so werden die Meinen wohl Mitleiden verdienen. Es sind ohnehin nur Frauen, eine Mutter und meine geliebte Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie allein regieren, und in Gefahr, wenn sie von Andern regiert werden. Meine Liebe zu ihnen flößen mir diese Zeilen ein, und die ich an Euch schreibe, weil Ihr ein Werkzeug seid, das mir Gott nicht allein zur Hülfe in wichtigen Angelegenheiten, sondern auch zum Beistande in allem dem, was mir in dieser Welt am wertesten ist, geschenkt hat. Nichts desto weniger überlasse ich dieses, mich und alles, was er mir gegeben, seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt in Hoffnung auf die Ruhe, Freude und ewige Seligkeit nach diesem Leben."

Nach dem Weihnachtsfeste befand sich der König in Bärwalde, woselbst er einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnete, in Folge dessen ihm jährlich 400,000 Thaler zu den Kriegskosten zugesichert wurden.

Die kaiserl. Truppen unter Conti befanden sich zu Anfange des Jahres 1631 bei Frankfurt a. d. Oder. Tilly hatte die Oder gegen Gustav Adolf nicht behaupten können; er eilte der Elbe zu und belagerte Magdeburg, während er in Frankfurt eine Besatzung von 12,000 Mann zurückließ. Diese bestanden aus dem Kern des kaiserl. Heeres, und ihre

Führer waren erfahrene, tapfere Männer. Mit Proviant, Munition und Waffen wohl versehen, konnten sie einer längeren Belagerung wohl widerstehen.

Am 2. April 1631 kam der Feldmarschall Tiefenbach von Wien an, um das Kommando zu übernehmen. Dieser ließ bei Annäherung Gustav Adolf's die Stadtgräben unter Wasser setzen, brannte die Gubener Vorstadt mit der Kirche und dem Hospital ab und ließ die Thore stark befestigen.

Am Morgen des 3. April, es war der Palmsonntag, sammelte der König seine Truppen zur Morgenandacht und verrichtete sein Gebet knieend. Aus der Stadt wurde mit grobem Geschütz auf die Schweden geschossen, was von diesen aber nicht erwidert wurde. Gustav Adolf wollte vielmehr die Stadt mit Sturm nehmen. Die Glocken schwiegen und der Gottesdienst wurde eingestellt. Am Mittage, als Tiefenbach mit seinen Generalen bei Tische saß, begann der Sturm. Die breiten Gräben wurden mit Notbrücken überdeckt und im Eilschritt ging es auf die Mauern los. Mittels Sturmleitern suchte man selbige zu erklettern. Der Angriff geschah in drei Colonnen. Vor dem Gubener Thor hatte der König eine Batterie von 12 Kanonen auffahren lassen, und auch am Lebuser Thor mußte eine Abteilung die Mauer zu erstürmen suchen. Der Angriff geschah mit größter Todesverachtung. Endlich hatte man die Mauern erstiegen und nun drang man von zwei Seiten zugleich in die Stadt. Um 5 Uhr waren die Schweden Herren der Stadt. Diese wüteten schrecklich und gaben keinen Pardon.*) Das Gemetzel währte bis in die

*) Diese Erbitterung hatte ihre Ursache in der ihren Mitstreitern vor einigen Monaten in Neubrandenburg angethanenen Unbill. Nach einem furchtbaren Kampfe, der 1700 Schweden in Neubrandenburg das Leben kostete, hatte sich nämlich eine kleine Schar von 300 Mann mit ihrem verwundeten General von Knyphausen aufs Rathaus geflüchtet, und sich dem General Tilly auf Capitulation ergeben. Dennoch ließ sie der Wortbrüchige, nachdem sie die Waffen gestreckt, alle niederhauen. Dies empörte die Schweden, und darum wollten sie keinem Kaiserlichen das Leben schenken. „Neubrandenburger, Quartier!“ riefen sie beim Einhauen.

Nacht hinein. Die Kaiserlichen retteten sich durch die Flucht über die Oder. Man zählte 1722 Tote, welche Frankfurts Straßen bedeckten, und erst nach vier Tagen beerdigt werden konnten. Außerdem waren viele ertrunken, andere auf den Schanzen umgekommen, so daß man die Zahl der Gebliebenen auf 3000 annehmen kann. Erbeutet wurden 21 Kanonen, 26 Fahnen, 900 Ctr. Pulver, 1200 Ctr. Blei, viel Kriegsgerät, 2 Korn- und Brotmagazine.

Man hatte die Einwohner beschuldigt, daß sie bei der Verteidigung der Stadt den Kaiserlichen Beistand geleistet, dies ergrimmte den König, und zur Strafe gestattete er den Truppen eine dreistündige Plünderung. Das war denn eine Nacht so schreckensvoll und grauenhaft, wie sie die Stadt nie erlebt hatte. „Viele von den Bürgern," erzählt Beckmann, „auch die Vornehmsten hat man etliche Tage lang zerschlagen und zerhauen, barfuß, ohne Schuh und Rock, voller Geschwulst, Beulen, Blut und Wunden, häßlich und abscheulich zugerichtet, auf den Gassen der Stadt herumgehen sehen, deren viele auch aus Schrecken oder von den empfangenen Wunden bald hernach gestorben sind."

Nachdem Gustav in Frankfurt das Osterfest gefeiert, ließ er eine starke Besatzung darin und ging dann nach Landsberg. Von dort wollte er nach Magdeburg eilen, um Tilly zu zwingen, die Einschließung dieser Stadt aufzugeben. An dem Widerspruch und der Zaghaftigkeit des Kurfürsten von Brandenburg fand er jedoch viele Hindernisse. Georg Wilhelms Gaben waren nicht der Art, um mit Entschiedenheit sich auf Seiten des Königs zu stellen. Der Mann, welcher den größten Einfluß auf alle seine Staatsangelegenheiten ausübte, war der Geh. Rat Graf zu Schwarzenberg, ein Katholik und leider von Habsucht nicht frei, so daß er sich nicht scheute, auch vom Kaiserhofe bedeutende Geschenke anzunehmen. Gustav Adolf säumte nicht, seinen Schwager und auch den

Kurfürsten von Sachsen von seinem mit Frankreich abgeschlossenen Bündnis in Kenntnis zu setzen, und beide zu einer näheren Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich wirkte auf die beiden Kurfürsten ein. Gustav wollte sich zunächst mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Georg Wilhelm verhielt sich jedoch abwehrend, und der Kurfürst von Sachsen, von jeher voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König, blieb seiner eigennützigen Politik getreu und konnte sich gleichfalls zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Das Unbestimmte, ein nicht Zusagen und ein nicht Absagen der meisten deutschen Fürsten, erschwerte Gustav's Pläne ungemein. Vorsicht gebot ihm, keinen Schritt eher vorwärts zu thun, bevor er den Rücken frei habe. Der Kurfürst von Brandenburg hatte seine Festung wohl den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, aber den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte gleichfalls der Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König — Feinde vor sich und hinter sich — ohne Rettung verloren. Ehe sich Gustav zur Befreiung Magdeburgs auf den Weg machte, mußte er darauf dringen, daß ihm Cüstrin und Spandau eingeräumt würden. Der Kurfürst zeigte sich hierzu aber nicht bereit. Man hatte erfahren, Gustav werde nötigenfalls mit Gewalt seinen Willen durchsetzen. Schleunigst ließ der Kurfürst Schanzen um Berlin aufwerfen und rief die Bürgerschaft unter Waffen. Gustav befand sich jedoch schon in Köpnick und rückte bis auf eine Viertelmeile an Berlin heran. Der Kurfürst und die Stadt Berlin gerieten in die größte Bestürzung. Niemand wußte Rat. Da ging der Kurfürst notgedrungen dem König vor den Thoren entgegen und bat um Nachsicht. Gustav wurde zornig und machte seinem Schwager harte Vorwürfe. Aber

die Kurfürstin, welche mit herausgekommen war, besänftigte ihn und bat ihn, mit nach Berlin zu kommen. Er that es und schlief in der Nacht im Königl. Schlosse, von 1000 schwed. Soldaten bewacht. Am folgenden Tage, Mittwoch den 14. Mai 1631, gab es wieder einen harten Auftritt. „Meine Reise geht nach Magdeburg," sagte Gustav, „die Festung muß ich entsetzen, doch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückweg an, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe ungesäumt nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangeliums willen nichts habt thun wollen, und es wird euch wohl hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich meine Hand ab, so werdet ihr sehen, wie es euch gehen wird."

Wohl oder übel mußte nun der Kurfürst dem König willfahren. Gustav sollte Spandau so lange besetzen, bis Magdeburg befreit sein würde. Noch an demselben Tage zogen die Schweden über Potsdam und Brandenburg der Elbe zu. Ein Uebergang über die Elbe war nur bei Dessau oder Wittenberg zu bewerkstelligen, weil sich hier nur feste Brücken befanden. Bei Dessau standen jedoch kaiserliche Truppen, mit denen sich Gustav hätte schlagen müssen. Auch war die Umgegend so ausgesogen, daß eine Verpflegung seiner Soldaten unmöglich war. Gustav wählte daher den Elbübergang bei Wittenberg. Diese Stadt gehörte aber dem Kurfürsten von Sachsen und letzterer weigerte sich, den Durchmarsch zu gestatten. Gustav ließ ihm vorstellen, daß er das zur Verpflegung Nötige nur gegen Barzahlung beanspruche und ihm wegen des Durchmarsches keinerlei Verluste entständen, aber der Kurfürst blieb bei seinem Nein.

Während der König über den Durchzug unterhandelte, traf plötzlich die schreckliche Nachricht ein, daß Magdeburg

von den Kaiserlichen erobert sei. Das war ein Donnerschlag für Gustav und alle Protestanten.

Der Fall von Magdeburg.

Magdeburg gehörte zu denjenigen Städten, welche sich am ersten und entschiedensten für die Reformation erklärten. Sie hatte hohe Bedeutung, weil sie reichsfrei, eine Festung und der Sitz eines Erzbistums war. Nachdem die Hansa aufgehört hatte zu blühen, und die Entdeckung Amerika's dem Handel eine andere Richtung gegeben, schwang sich Magdeburg, begünstigt durch seine Lage an der Elbe und im Herzen Deutschlands, schnell empor. Die kath. Partei legte daher großes Gewicht darauf, diese Stadt zu gewinnen. Die Bürgerschaft, entschieden protestantisch, enthielt aber doch Elemente, welche nicht den Mut besaßen, ihre Ueberzeugung mit Kraft geltend zu machen. Auch war die Angelegenheit des Erzstifts noch im Unklaren. Zwar hatte der Markgraf von Brandenburg der Bürgerschaft versprochen, aus eigenen Mitteln die Verteidigung der Stadt zu übernehmen, er hatte auch eine Schar von Landsknechten mitgebracht, welche er selbst besoldete, diese reichte jedoch zur Verteidigung der ausgedehnten Festungswerke nicht entfernt hin. Magdeburg mußte daher die Kosten und Lasten seiner Verteidigung selbst tragen. Hierdurch entstand Unzufriedenheit und ein Schwanken in der Leitung der Verteidigung. Der Rat der Stadt glaubte in dem Markgrafen nicht die erwartete Stütze, und dieser in dem Stadtrate keine bereitwilligen Werkzeuge seiner Pläne zu finden. Dennoch fehlte es der Festung nicht an Mitteln. Stadt und Erzstift waren reich; und mit Geld konnte damals schnell ein Heer geworben werden. Allein der Stadtrat bestand aus wohlhabenden Bürgern, die jeder großen Geldforderung widerstrebten.

Der Markgraf, als Administrator des Erzstifts, sorgte dafür, daß von den Kirchengütern so wenig als möglich für den Krieg verwandt wurde. Es fehlte daher an Waffen, Pulver und den Bekleidungsstücken für die Krieger. Die Soldaten, welche sich zum Teil selbst beköstigen mußten, empfingen trotz der Teuerung keine Soldzulage. Die zahlreiche Bürgerschaft wäre in Verbindung mit den Soldaten wohl imstande gewesen, mehrere Monate dem Feinde die Spitze zu bieten, allein den an ein behagliches Leben gewöhnten reichen Bürgern erschien der Kriegsdienst zu beschwerlich. Man verließ sich auf fremde Hülfe, auf den König von Schweden, welcher, wie sie wußten, nur wenige Tagemärsche von Magdeburg entfernt stand, und im schlimmsten Falle auf eine Kapitulation, welche ihnen — wie man hoffte — doch Leben und Eigentum sichern werde. Als Gustav Adolph den General von Falkenberg in die Feste sandte, um den Oberbefehl in der Stadt zu führen, hatten sich die Sachen bereits so verschlimmert, daß es dem General unmöglich war, neues Leben hineinzubringen. Je größer die Gefahr wurde, desto mehr glaubten die Stadträte fremde Hülfe beanspruchen zu dürfen und desto ängstlicher klammerten sie sich an ihre Geldsäcke an. Schätze und Kostbarkeiten hatte man längst vergraben und bei Seite geschafft. Gerade die Reichen wollten keinen Teil ihrer Behaglichkeit aufgeben. Falkenberg äußerte daher: „Nicht sechs Pferde sollten mich nach Magdeburg herein gezogen haben, wenn ich gewußt, wie die Sachen hier stehen“.

Magdeburg sonnte sich in den Strahlen des Ruhmes, welchen es sich beim Beginn der Reformation vor 100 Jahren erworben. Damals entbehrte man gern; jetzt fehlten Opferwilligkeit und Thatkraft. So gürten die Enkel die Schwerter um, welche sie von ihren Vätern ererbt, und glaubten, wenn

sie sich im Besitze derselben befinden, auch die innere Kraft zu besitzen, durch welche allein früher große Thaten geschahen.

Die Belagerungsarbeiten, welche anfänglich Pappenheim leitete, machten keine nennenswerten Fortschritte. Erst als Tilly am 5. April mit 30,000 Mann vor der Stadt anlangte, wurden die entfernteren Schanzen erobert und die Festung enger eingeschlossen. Mit dem heftigsten Nachdruck griff man ein Außenwerk nach dem andern an, so daß die Kaiserlichen innerhalb vier Wochen bis dicht an die Mauern vordrangen. Der General Falkenberg erkannte, daß die Vorstädte Sudenburg und Neustadt nicht mehr zu halten waren und ließ daher die Elbbrücke abbrechen. Pappenheim legte die Vorstädte sogleich in Asche und ging nun bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen. In Magdeburg befanden sich 2000 Soldaten, 300 Reiter und 5000 bewaffnete Bürger. Tilly hatte zu wiederholten Malen den Kommandanten aufgefordert, sich den Befehlen des Kaisers zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Nach einer ablehnenden Antwort erfolgte jedesmal ein lebhafter Ausfall der Bürger, der die Belagerer noch mehr erbitterte. Die Hoffnung der Bürger ruhte auf Gustav's Anmarsch und die Kunde von seiner Nähe machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde jetzt noch Ernstliches gegen sie unternehmen. Tilly wußte, wie nahe die Schweden waren und sandte daher nochmals einen Trompeter in die Stadt. Aber Falkenberg hielt diesen drei Tage zurück, um Zeit zu gewinnen. Ganz unerwartet hielt Tilly am 10. Mai mit dem Schießen inne. In Magdeburg glaubte man, Gustav sei da. Dennoch blieb die Besatzung bis nach Mitternacht unterm Gewehr. Es war eine schöne Frühlingsnacht, um 3 Uhr graute der Tag. Alles blieb still. Niemand glaubte jetzt an einen Ueberfall und wer irgend konnte, überließ sich dem erquickenden Schlummer. Für

Viele war es die letzte Nacht! Die Belagerer waren in vollster Arbeit. Obgleich noch nirgends Bresche geschossen war, sollte mit dem ersten Grauen des Tages an fünf Orten zugleich angegriffen werden. Den Soldaten wurde eine dreitägige Plünderung der Stadt versprochen. Ein Kanonenschuß sollte das Zeichen sein, von allen Seiten loszubrechen.

Trotz der Frühe befand sich Falkenberg schon auf dem Rathause. Er wollte eben den Trompeter an Tilly abfertigen, als die Wächter, welche auf den Wällen postiert waren, eiligst melden ließen, sie sähen das Lager der Kaiserlichen in voller Bewegung. Gleich schlug man Lärm, von den Türmen wurde Sturm geblasen, und alles eilte in höchster Bestürzung zu den Waffen. Allein es war zu spät. Pappenheim hatte den Angriff bereits eröffnet. Ein trockener nicht zu tiefer Graben begünstigte dessen Vordringen. Schnell hatten seine Soldaten den Wall erstiegen. Mit dem Geschrei: „Jesus Maria!" erschienen die Vordersten auf der Brustwehr, wo niemand einen Ueberfall erwartete. Die Wachtposten wurden niedergestoßen und die Besatzung der Schanze, welche der Uebermacht unmöglich Stand halten konnte, suchte sich durch eine Oeffnung, welche sich in der Festungsmauer befand, zu retten. Aber nun drangen die Pappenheimer in Scharen in die Stadt. Falkenberg war mit dem Trost'schen Regiment sogleich an die gefährlichste Stelle geeilt. Es entspann sich ein fürchterlicher Kampf, und die Belagerer mußten an dieser Stelle zurück. Nun wandte sich der Kommandant nach der s. g. hohen Pforte, doch der Widerstand war hier nicht zu brechen. An der Spitze der Seinen, heldenmütig fechtend, sank er, von mehreren Kugeln durchbohrt, zu Boden. Den Tod ihres Führers zu rächen, stürzten die Truppen in blinder Betäubung dem Feind entgegen. Inzwischen hatte Pappenheim schon 4 Regimenter auf den Wall gebracht, aber durch den

Erfolg, welchen Falkenberg errungen, war auch in die von Schrecken erfüllten Bürger Mut und Besinnung zurückgekehrt. Die Weiber warfen Ziegel von den Dächern, und aus den Fenstern fielen zahlreiche Schüsse. Die Bürger unter dem Hauptmann Schmidt drückten den Feind noch einmal gegen die Wälle zurück, bis auch dieser Führer fiel. Nun stürmte auch Tilly mit neuen Massen durch das Krökenthor. Ein Festungswall nach dem andern wurde erobert und unaufhaltsam drangen die Kaiserlichen in hellen Haufen in die Stadt. Ein fürchterlicher Straßenkampf begann und die Wut der eindringenden Soldaten stieß alles vor sich nieder. Hier und da setzten sich noch einzelne Haufen zur Wehre, aber von vorn und auch von hinten angegriffen, wurde jede Verteidigung nutzlos. Wer irgend entkommen konnte, flüchtete sich in die Häuser, die Thüren hinter sich verschließend. Doch auch diese wurden von den wütenden Wallonen eingeschlagen und die Flüchtlinge schonungslos niedergestoßen. Die Väter mordete man vor den Augen ihrer Kinder. Viele Frauen, um der Mißhandlung zu entgehen, stürzten sich vor Angst aus den Fenstern, andere suchten in den Wellen der Elbe ihren Tod. Alles wertvolle mußte den Soldaten ausgeliefert werden, und zum Dank dafür wurde der Ueberbringer niedergestoßen. Bald brachen auch die Kroaten, die wildesten und raubgierigsten in die Stadt und hielten eine fürchterliche Nachlese. Schrecklich waren die Greuel, welche diese losgelassenen Horden an den armen Einwohnern verübten. Die Straßen waren mit Tausenden von zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, kein Haus war ohne Blut, keine Familie ohne Tote. Die Geschichte hat keine Sprache und die Dichtkunst keinen Gesang, diese Greuel zu schildern. Nicht die schuldlose Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit konnten die Wut des Siegers entwaffnen. Keine noch so verborgene, keine noch so ge-

heiligte Stätte, weder Kirche noch Kloster konnten vor der alles durchforschenden Raubgier sichern. 85 Frauen und Mädchen fand man in der Katharinen-Kirche mit abgeschlagenen Köpfen, Kroaten vergnügten sich, schreiende Säuglinge an die Wand zu schmettern. Alle Frevel der Unmenschlichkeit, Blutdurst, Wollust und Raubsucht, wurden ohne Scheu und Scham geübt. Einige kaiserliche Offiziere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu bitten, dem Blutbad Einhalt zu thun. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort, „ich werde dann sehen, was ich thun kann; der Soldat muß für seine Arbeit auch etwas haben!"

Am Abend sah man Säuglinge noch auf der Brust der erschlagenen Mutter um Nahrung wimmern. Es war ein gräßlicher, markdurchdringender Anblick. Die Kroaten zechten auf Leichenhaufen und nannten es die Magdeburgische Hochzeit.

Um die Schrecken zu vermehren, brach am Abend an mehreren Orten Feuer aus. Es erhob sich ein Wind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete; bald standen die Straßen in lichter Lohe. Fürchterlich war das Gedränge der räuberischen Sieger, durch Qualm und Leichen, durch stürzende Trümmer und durch Blutlachen. Die unerträgliche Glut zwang endlich die Würger, sich aus der Stadt in das Lager zu flüchten.

In 12 Stunden lag diese volkreiche große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in Schutt und Asche. Nichts war mehr übrig, als die Domkirche, ein Kloster und einige elende Fischerhütten.

Am 23. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Mehr als 6000 Leichen mußten in die Elbe geworfen werden, um die Gassen zu räumen, eine viel größere Anzahl

von Leichen hatte das Feuer verzehrt. Die Zahl der Getöteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals machte der Plünderung ein Ende. Was sich bis dahin verborgen oder gerettet hatte, blieb leben. Etwa 1000 Menschen wurden aus dem Keller der Domkirche vorgezogen, wo sie 3 Tage und 2 Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brot an sie verteilen. Den Tag darauf wurde in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten.

Die Belagerung war von Tilly mit großer Energie geführt worden. Der Erfolg des Sturmes gebührt Pappenheim. Der Letztere berichtete nach Wien: Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden.

Die Schlacht bei Breitenfeld.

Die Nachricht von Magdeburgs grausenvollem Schicksal verbreitete Furcht und Entsetzen durch das ganze protest. Deutschland. Aller Augen richteten sich jetzt auf den König von Schweden. Dieser erkannte wohl, daß er die evang. Fürsten zur Befreiung ihrer Staaten zwingen müsse, da eine freiwillige Erhebung gegen die ihnen angethanene Grausamkeit nimmermehr zu erwarten sei. So zeigte sich die im Febr. 1621 seitens der evang. Fürsten geschaffene Vereinigung — der s. g. Leipziger Bund — wieder ebenso haltungslos nach innen, als wirkungslos nach außen.

Der Kurfürst von Sachsen hatte nach einer Ende 1630 stattgehabten Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Brandenburg beschlossen, einen Konvent der ev. Glaubensgenossen nach Leipzig zu berufen. Es fanden sich neben den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg 8 Reichsfürsten persönlich ein, 12 andere waren durch Gesandte vertreten und ebenso 6 Reichsstädte. Der Kurfürst von Brandenburg, der

bisher eine besondere Energie nicht gezeigt, machte jetzt den Vorschlag: man solle die Kassierung des Restitutionsediktes verlangen und den Kaiser ersuchen, seine Truppen aus allen evang. Gebieten zurückzuziehen. Als Johann Georg hierauf die Frage stellte, wie man sich gegen weitere „Kriegspressuren" verhalten solle, trat auch hier Georg Wilhelm entschlossen auf und riet keine weitere Gewalt zu dulden, keine Kontributionen zu zahlen, keine Einquartierung, keine Musterung und keinen Durchzug zu gestatten, und zu den Waffen zu greifen, damit man alle diese Beschlüsse durchsetzen könnte. Indem hierdurch der sonst so vorsichtige und ängstliche Fürst einen Vorschlag von dieser unabsehbaren Tragweite machte, wurde der Bann gebrochen, der bisher auf der Versammlung lastete. Seine mutige Sprache fand den Beifall des Konvents, und als der Kurfürst von Sachsen erklärte, daß er 11,000 Mann aufstellen werde, verpflichteten sich die Anwesenden gleichfalls zu entsprechenden Beihilfen. Zugleich wurde der Antrag gestellt, daß sich das Bündnis nicht auf die anwesenden Mitglieder beschränken, sondern das gesamte protestantische Deutschland, den Norden und Süden umfassen und so wie die Liga organisiert sein solle. Der Kurfürst von Brandenburg gab an, daß er 5000 Mann ausrüsten werde. Auf allen Seiten zeigte sich Opferwilligkeit, und wenn Johann Georg mehr Entschlossenheit besessen hätte, so wäre schon in diesem Augenblick der Krieg gegen den Kaiser erklärt worden und er hätte jene Stellung unter den Protestanten eingenommen, die Maximilian unter den Katholiken inne hatte. Aber Johann Georg wollte nichts von einem unmittelbaren Angriff gegen die Kaiserlichen wissen und widersetzte sich deshalb beharrlich einem Antrage Georg Wilhelms. Hier bezeigte der Kurfürst von Brandenburg Klugheit und Entschlossenheit, und wenn er nur seinen Willen mit Nachdruck hätte durchsetzen können, so wäre dem Kaiser in der weiteren Durchführung seiner un=

gerechten Forderung gewiß ein Halt entgegengestellt worden. Es wurde jedoch für jetzt soviel erreicht, daß auch Würtemberg, Baden und die süddeutschen Reichsstädte dem kaiserlichen Heere jede Kontribution verweigerten.

Um den Uebergriffen des Kaisers entgegenzutreten, brachten die evang. Fürsten auch eine Armee auf die Beine, aber auf ihre Thaten wartete die Welt vergebens. Die Anträge Gustav's zu einer Vereinigung mit ihm wurden zurückgewiesen. Nur die Herzöge von Weimar, die beiden Herzöge von Sachsen, der Herzog Georg von Lüneburg und der Landgraf von Hessen-Kassel stellten sich auf seine Seite.

Nach der Einnahme Magdeburgs wandte sich Tilly nach Thüringen. Pappenheim blieb an der Elbe. Gegen den Herzog Wilhelm von Weimar richtete er sich zuerst, indem er dessen Land vollständig verwüstete. Schrecklich mußte der arme Landmann dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Darauf ließ Tilly den Landgrafen von Hessen auffordern, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen, kaiserliche Soldaten in sein Land aufzunehmen und sich entweder als Freund oder als Feind zu erklären. Unerschrocken erwiderte ihm der Landgraf: „Fremde Soldaten in sein Land aufzunehmen, sei er ganz und gar nicht gesonnen; seine Truppen brauche er selbst; gegen einen Angriff werde er sich zu verteidigen wissen, und wenn es dem Grafen Tilly an Geld und Unterhalt fehle, so möge er nur nach München aufbrechen, wo er alles im Ueberfluß finden werde, was er in Hessen vergebens suche." Auf diese herausfordernde Antwort erfolgte sogleich der Einfall kaiserlicher Truppen in hessisches Gebiet. Doch der Landgraf wußte sich ihren Schlägen zu entziehen und vereinigte sich mit der schwedischen Armee.

Der König von Schweden war unablässig bemüht, seine Armee zu verstärken; der Zeitpunkt einer großen entscheiden-

den Schlacht zwischen ihm und Tilly rückte immer näher. Auf das unbillige Verlangen des Kurfürsten von Brandenburg, ihm seine Festungen wieder zu räumen, konnte er nicht eingehen. Nachdem seine Bitten bei seinem Schwager keinerlei Erfolg hatten, erklärte er ihm rundweg, daß er ihn nun als seinen Feind behandeln müsse. Um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner Armee vor Berlin. Das Auffahren der Kanonen gegen die Stadt, sowie die kriegsbereite Aufstellung der Truppen besiegten endlich den Widerstand Georg Wilhelms. Nicht nur die Festungen, sondern auch eine monatliche Zahlung von je 30,000 Thlr. mußte er jetzt hergeben, auch mußte er sich verpflichten, den Feinden keinen Durchzug zu gestatten.

Nicht lange hierauf landete die Königin Marie Eleonore von Schweden, und brachte ihrem Gemahl eine Verstärkung von 8000 Mann. Auch die Engländer sandten dem Könige 6000 Mann unter Hamilton.

Am 17. Juni gelang es dem König, die Kaiserlichen aus Greifswald zu vertreiben. Am 4. Juli faßte er auf dem linken Elbufer festen Fuß, nahm Tangermünde, Stendal, Havelberg und eine feste Stellung bei Werben. Vergeblich versuchte Tilly ihn daraus zu vertreiben. Mangel an Lebensmitteln und eine drohende Meuterei unter seinen Soldaten nötigten ihn, die Altmark, wo er 6 Jahre fürchterlich gehaust, zu verlassen.

Die nächste Folge hiervon war die Vertreibung der Kaiserlichen aus Mecklenburg. Gustav hatte die Freude, die vertriebenen Herzöge in ihre Staaten wieder einsetzen zu können. Er reiste selbst dorthin, um durch seine Gegenwart den Glanz der Feierlichkeit zu erhöhen.

Den Grafen Tilly beunruhigte die zweifelhafte Stellung des Kurfürsten von Sachsen, der seine Rüstungen fortsetzte und den Leipziger Bund aufrecht erhielt. Johann Georg

schien seine bewaffnete Neutralität zwischen der Liga und den Schweden behaupten zu wollen. Er hinderte die Bewegungen beider Heere, da seine 18,000 Mann, die in einem festen Lager bei Torgau standen, im rechten Moment benutzt, zu Gunsten des einen oder des andern den Ausschlag geben konnten.

In der Nähe der schwedischen Armee, woselbst es jeden Tag zu einer großen Schlacht kommen konnte, glaubte Tilly Kursachsen nicht in Waffen dulden zu dürfen. Er forderte daher den Kurfürsten auf, seine Truppen zu entlassen oder selbige mit der kaiserl. Armee zu vereinigen. Im Weigerungsfalle bedrohe er ihn mit der schrecklichsten Verheerung.

Der Kurfürst erklärte, er werde in Rüstung bleiben und sich den Tilly'schen Räuberhorden nicht anschließen. „Ich sehe, meine Herren," sagte er den Tilly'schen Abgesandten, „daß man gesonnen ist, das aufgesparte „Sächsische Konfekt" endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nüsse aufzutragen, die hart zu beißen sind, sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeißen."

Tilly beschloß, seine Unterwerfung zu erzwingen. Die Städte Halle, Merseburg, Naumburg, Zeitz wurden unter Mißhandlung und Plünderung der Einwohner schnell besetzt. Ueberall wurden starke Kontributionen ausgeschrieben und alles bezweckte größtmögliche Verheerung. Am 1. Sept. wurde auch Leipzig bedroht. Jetzt erst, in der höchsten Not, und erbittert über Tilly, suchte der Kurfürst durch seinen Feldmarschall von Arnim um das so lange verschmähte schwedische Bündnis nach.

Um dem Kurfürsten sein Zaudern entgelten zu lassen, stellte der König harte Bedingungen. „Hätte der Kurfürst meine Vorstellungen berücksichtigt, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg stände noch. Jetzt, da die höchste Not ihm keinen Ausweg läßt, wendet er sich

an mich. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sei, um des sächsischen Kurfürsten willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben stürzen. Wer leistet mir für die Treue Ihres Fürsten Gewähr, dessen Minister in östreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt! Ich verstehe mich auf das Bündnis nur dann, wenn mir die Festung Wittenberg eingeräumt wird, wenn mir der Kurfürst seinen ältesten Sohn als Geißel übergiebt, wenn er meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahlt und mir die Verräter in seinem Ministerium ausliefert. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten."

Als Johann Georg dies hörte, rief er: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen, meine ganze Familie will ich ihm als Geißeln geben, und wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück und sagen Sie ihm, daß ich bereit bin, ihm die Verräter, die mir werden angezeigt werden, auszuliefern, den Sold zu zahlen, und mein Leben und Vermögen der guten Sache aufzuopfern."

Den König rührte die Angst und Verlegenheit des schwachen Mannes; er stand großmütig ab von seinen harten Forderungen. Nur für einen Monat nahm er den Sold für seine Truppen an, mit denen ungesäumt das sächsische Heer vereinigt wurde.

Anstatt diese Vereinigung zu hindern, rückte Tilly gegen Leipzig vor, woselbst er den Kommandanten von der Pforta zur Uebergabe auffordern ließ. Pforta ließ schleunigst die Halle'sche Vorstadt abbrennen und machte Anstalten, sich zu verteidigen. Aber die schlechten Festungswerke machten einen Widerstand unmöglich und am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet.

Im Hause des Totengräbers, dem einzigen Gebäude,

welches in der Vorstadt stehen geblieben war, nahm Tilly sein Hauptquartier. Hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff gegen Gustav Adolf beschlossen. Beim Anblick der Schädel und Totengebeine, mit denen der Besitzer sein Haus sonderbarerweise geschmückt hatte, vermochte auch Tilly sein Grauen nicht zu verbergen.

Während der Uebergabe Leipzig's an Tilly wurde in Torgau von Gustav Adolf und den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg großer Kriegsrat gehalten. Eine Entscheidung von größter Bedeutung mußte nun getroffen werden. Die beiden größten Heerführer ihrer Zeit sollten jetzt in einem Kampfe, den beide lange vorausgeschaut, mit einander ihre letzte Probe bestehen. Einer von beiden mußte seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Gustav trug immer noch Bedenken, eine offene Schlacht zu wagen, weil viel auf dem Spiele stand, indem bei einer Niederlage, nach seinem Ausdrucke, die beiden Kurhüte Sachsen und Brandenburg gewaltig „wackeln" oder gar für immer „vergehen" würden. „Wenn wir eine Schlacht annehmen," sagte er, „so steht nicht weniger als eine Krone und zwei Kurhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar und der unerforschliche Ratschluß Gottes kann unserer Sünden wegen dem Feinde den Sieg verleihen." Johann Georg, der seine Lande von beiden Armeen recht bald befreit zu sehen wünschte, brannte vor Ungeduld, dem grausamen Tilly eine Schlacht zu liefern. Er wollte event. mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken. So ward denn gemeinsam beschlossen, die Schlacht zu wagen.

Gustav ordnete an, daß das sächsische Heer, das vom Kurfürsten selbst geführt wurde, auf dem linken Flügel ganz für sich fechten sollte, denn er fürchtete, daß es nicht Stand halten und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit verwirren möchte.

Am 17. Sept. 1631 früh morgens bekamen die feind-

lichen Armeen einander zu Gesicht. Tilly hatte unweit Leipzig in einem wohl verschanzten Lager seine Truppen aufgestellt. Seine Artillerie, auf den Hügeln postiert, konnte die große Ebene von Breitenfeld völlig bestreichen. Bis daher näherte sich in zwei Colonnen die sächsisch-schwedische Armee.

Im Centrum der Schweden kommandierte der Oberst von Teuffel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, auf dem rechten der König selbst, dem Grafen Pappenheim gegenüber. Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt.

Bei den Kaiserlichen befehligte Tilly das Mittel, Pappenheim den linken Flügel und Graf Fürstenberg den rechten. An Stärke waren beide Heere ziemlich gleich, jedes mochte ca. 40,000 Mann beitragen.

Vor der Tilly'schen Front lag das Dorf Podelwitz. Hier wollte Gustav die Lober überschreiten. Um den Uebergang über diesen Bach zu verhindern, sandte Tilly eine starke Abteilung unter Pappenheim nach Podelwitz, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, sich in keine Schlacht einzulassen. Dennoch wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein. Letztere warfen ihn jedoch zurück, und um die Schweden aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand. Das brennende Podelwitz, sowie der frisch beackerte Boden trieben dicke Wolken von Rauch und Staub den Schweden ins Gesicht. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken. Diese veränderte schnell ausgeführte Aufstellung brachte Tilly in Verwirrung. Ueberhaupt fehlte dem kaiserlichen Feldherrn an diesem Tage die rechte Entschlossenheit. Er hatte keinen festen Vorsatz, sich mit dem König zu schlagen, aber eben so wenig Energie, diese Schlacht zu vermeiden. Gegen seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Dunkle Ahnungen, die Rache um Magdeburgs Greuel ängstigten sein Gewissen.

Um 11 Uhr Vormittags waren die Schweden bis auf Schußweite herangerückt. Tilly verließ seine wohlbefestigten Höhen und wagte den ersten Angriff. Es erfolgte ein gewaltiger Stoß, aber die Schweden wichen nicht einen Zoll zurück. Bald darauf wurde die Schlacht allgemein, denn Tilly ging mit dem ganzen Centrum und den Truppen seines rechten Flügels zum Angriff über. Aber auch diesmal wurde er zurückgewiesen. Wutschnaubend wendete er sich nun zur Rechten und fiel mit solchem Ungestüm in das besonders aufgestellte sächsische Corps, daß diese nur kurze Zeit widerstanden und bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst war einer der ersten, die sich aus dem Staube machten. Er ließ im Fliehen den Hut im Stich und kam erst in Eilenburg zur Besinnung.

Während sich Tilly mit den Sachsen im Handgemenge befand, hatte sich Pappenheim auf die Schweden geworfen. Er wollte mit seiner Reiterei durchaus das Centrum durchbrechen, aber die Schweden wichen nicht zurück. Siebenmal erneuerte Pappenheim einen wütenden Angriff und siebenmal schlug man ihn zurück. Das schwedische Gewehrfeuer streckte ganze Scharen Pappenheim'sche Reiter zu Boden. Nach dem siebenten Angriffe glaubten die Schweden einige Augenblicke ruhen zu dürfen, aber nun brach Tilly mit seinen siegenden Truppen in den ermatteten linken Flügel der Schweden. Schnell sandte der König diesem bedrohten Flügel drei Regimenter. Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete der feindlichen Uebermacht einen herzhaften Widerstand. Schon fingen hier die Schweden an zu ermatten. Doch Gustav Adolf erschien selber. An der Spitze mehrerer Regimenter griff er die Kaiserlichen an, durchbrach deren Reihen und erstürmte die Anhöhen, auf denen das feindliche Geschütz aufgestellt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und nun ließ er das Feuer sogleich in die Feinde

spielen. Bestürzung und Verwirrung ergriff bald die kaiserliche Armee. Nach fünfstündigem schweren Ringen neigte sich endlich der Sieg auf die Seite der Schweden. Tilly und Pappenheim ergriffen mit ihren Truppen die Flucht. Nur 5 Regimenter alter erprobter Krieger, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, wichen nicht von der Stelle. Nach tapferer Gegenwehr drangen sie in geschlossenen Gliedern mitten durch die siegende Armee und erreichten fechtend ein kleines Gehölz. wo sie auf's Neue Front gegen die Schweden machten. Sie kämpften bis zur einbrechenden Nacht und wichen nicht eher, bis sie sämtlich niedergehauen waren. Nur 600 retteten sich durch die Flucht.

7000 Kaiserliche lagen tot auf dem Schlachtfelde. 5000 waren verwundet und die übrigen befanden sich nach allen Winden zerstreut auf der Flucht. Soweit es das Dunkel der Nacht verstattete, ließ Gustav den Feind verfolgen. Die Niederlage war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle nicht 600, und Pappenheim nicht 1400 Mann zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer vom Erdboden vertilgt, welches vor wenigen Tagen ganz Deutschland in Schrecken gehalten hatte. Nur durch die Nacht konnte sich Tilly, der drei Schußwunden erhalten hatte, vor der Gefangenschaft retten. Ein schwedischer Rittmeister, wegen seiner Größe allgemein „der lange Fritz" genannt, verfolgte ihn und wollte ihn lebendig oder tot haben. Er griff den alten General wütend an und schlug ihn mit seiner umgekehrten Pistole mehrmals auf den Kopf. Er forderte Tilly auf, sich zu ergeben, faßte ihn beim Kragen und wollte ihn mit sich fortziehen. Tilly wehrte sich herzhaft; ein kaiserlicher Offizier kam ihm zu Hülfe und zerschmetterte dem Rittmeister durch mehrere Säbelhiebe den Kopf.

Schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war für

Tilly der Schmerz, seinen Ruhm und die Frucht eines langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der eine entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück.

Gleich nach dem erfochtenen Siege kniete Gustav Adolf auf dem mit Leichen und Verwundeten gefüllten Schlachtfelde nieder und sprach mit gefaltet emporgehobenen Händen: „Dank Dir, mein Gott! Dank Dir für Deinen Sieg!“ Durch diese Schlacht veränderte sich die Lage der Dinge im ganzen Reiche. Dem Kaiser waren mit einem Schlage alle Vorteile eines zwölfjährigen Krieges entrissen. Die unterdrückten Protestanten aber erhoben wieder mit Vertrauen in die Zukunft ihr Haupt und richteten ihre Blicke hülfesuchend auf den Sieger.

Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder ein. Der König war edel genug, ihn freundlich zu empfangen und ihm zu danken, daß er zu dieser Schlacht geraten habe. Er trug ihm auf, mit seinem Heere in Böhmen einzudringen, während er selbst durch die Rheingegenden nach Baiern ziehen wollte.

Graf Tilly's Tod.

Gustav's Zug ging von Halle zunächst über Querfurt nach Erfurt, wo ein Vertrag mit dem Weimar'schen Hause beraten ward. Von da marschierte er durch den Thüringer Wald über Ilmenau, Königshofen, Schweinfurt nach Würzburg. In allen diesen Orten leisteten die kaiserlichen Besatzungen mehr oder weniger Widerstand, am meisten in dem stark befestigten Königshofen. In Würzburg war der Bischof entflohen. Die Bewohner aber verteidigten die Stadt. Nachdem letztere erobert und das starke Schloß erstürmt waren, setzte Gustav eine schwedische Landesregierung ein und ließ

sich von den Unterthanen im ganzen Stifte huldigen. Die wertvolle Bibliothek der Jesuiten ließ er einpacken und schenkte sie der Universität zu Upsala. In allen Ortschaften drang Gustav auf die sofortige Freigabe der evangelischen Kirchen und Kirchengüter, doch ohne den Katholiken den Druck zu vergelten, unter welchem viele protestantische Gemeinden lange geschmachtet. Nur an denen, die sich ihm fanatisch widersetzten, wurde das schwere Recht des Krieges geübt. Dem Friedfertigen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Stets bemühte sich Gustav, das Leben und Eigentum der Feinde möglichst zu schonen.

Tilly's Armee war nicht der einzige Feind, den Gustav in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich hertrieb. Auch Herzog Karl von Lothringen hatte seinen Arm gegen den Schweden-König aufgehoben, um sich beim Kaiser den Kurhut zu verdienen. Er folgte nur eitler Ruhmsucht, verließ seine Erblande, in welchen die Franzosen schalteten, und zog plündernd vor den Schweden her. Sein Heer hatte er auf 17,000 Mann gebracht. Tapferkeit und Manneszucht war seinen Soldaten fremd, wohl aber glänzten sie durch schöne Uniformen und blanke Waffen. Gegen die tapfere, trefflich geschulte schwedische Armee konnten die geputzten Soldaten nicht lange Stand halten. Noch auf dem Würzburg'schen Gebiet griff sie Gustav an, schlug sie gänzlich auf's Haupt, und mit Schande bedeckt, flohen sie nebst ihrem Herzog über Straßburg nach Hause. Ein Bauer erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht bei diesem vorbeieilte, einen Schlag zu versetzen: „Frisch zu, Herr", sagte der Bauer, „ihr müßt schneller laufen, wenn ihr vor dem großen Schweden-Könige ausreist."

Das unglückliche Geschick des Würzburger Bischofs hatte dem Bischof von Bamberg zur Nachgiebigkeit bewogen. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, bot er dem König

Frieden und Hülfe an. Er hatte jedoch nur die Absicht, den König mit seinen Freundschaftsversicherungen so lange hinzuhalten, bis Tilly oder der Kurfürst von Baiern ihm zu Hülfe kommen würden. Gustav Adolf, selbst viel zu redlich, um bei einem Andern Arglist zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an und versprach das Hochstift und seine Lande mit feindlicher Behandlung verschonen zu wollen. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da er keine Zeit zu verlieren hatte und seine Entwürfe ihn nach den Rheinlanden riefen. Doch der schlaue Prälat ließ sofort die Unterhandlungen fallen, sobald sich Gustav von seinen Grenzen entfernte. Er warf sich dem Grafen Tilly in die Arme und nahm die Truppen des Kaisers in diejenigen Städte auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bistums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert. Ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgeblieben, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen. Das Bistum wurde der Kriegsschauplatz, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Auf seinem weiteren Vormarsche folgte Gustav dem Laufe des Mains. Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, das ganze Land auf beiden Ufern des Flusses ward schnell zur Unterwerfung gebracht. Nürnberg hatte sich freiwillig dem Schutze des Königs übergeben. Auch von der Stadt Frankfurt begehrte Gustav den freien Einzug und Unterwerfung. Die Stadt wollte sich jedoch als freie Reichsstadt mit einer nichtssagenden Neutralität entschuldigen. Gustav erwiderte den Abgesandten, er habe von der Insel Rügen an bis zum Main den Schlüssel zu allen Festungen gefunden, er werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Durch eine Neutralität wolle man ihm zwar die Finger reichen, aber die ganze Hand müsse er haben. Den Deputierten folgte er mit ganzer Armee und

stellte sich in Schlachtordnung vor die Stadt auf. Nun öffnete man die Thore und Gustav zog in die alte Kaiserstadt ein.

In Frankfurt empfing Gustav Gesandte, Fürsten, Heerführer, die herbeigeeilt, um seine Gunst anzuflehen oder ihm den Frieden anzubieten. Unter diesen befand sich auch der vertriebene König von Böhmen, Pfalzgraf Friedrich V., der aus Holland herbeieilte, um Gustav für seine Interessen zu gewinnen. Der König erwies ihm zwar die Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich ihm seine Teilnahme zu bezeigen, aber so viel sich auch Friedrich von der Macht seines Beschützers versprach, so viel er auf die Großmut desselben baute, so war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung seiner Rechte eine vergebliche. Die Angelegenheiten in seiner Nähe nahmen des Königs Thatkraft dergestalt in Anspruch, daß es ihm unmöglich war, jetzt den Wünschen Friedrichs näher zu treten.

Das weitere Vordringen Gustavs erfüllte den Kurfürsten von Mainz bald mit Furcht und Zittern. Er sagte sich, daß er nun der nächste sei, den der Sturm des Krieges bedrohen werde. Als eines der thätigsten Mitglieder der Liga, hatte er kein besseres Loos zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. Die Lage seiner Länder am Rhein machte es dem Feinde zur Notwendigkeit, sich ihrer zu versichern. Aber seine Kräfte überschätzend, hoffte der Kurfürst durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ die Werke seiner Festung ausbessern, versah sie reichlich mit Lebensmitteln und nahm 2000 Spanier in seine Mauern auf. Um den Zugang auf dem Main zu erschweren, ließ er die Mündung des Mains durch Pfähle verrammeln und ganze Schiffe in den Grund versenken. Er selbst flüchtete sich in Begleitung des Bischofs von Worms mit seinen Schätzen nach Köln. Stadt und Land überließ er der Raubgier einer tyrannischen Besatzung.

Alle diese Vorkehrungen hielten die Schweden nicht ab, die Festung einzuschließen. Doch bald sah sich der König genötigt, die Belagerung aufzugeben, weil Tilly ihn in seinem Rücken gefährlich zu werden drohte.

Bei dem ansgedehnten Terrain, welches Gustav zu beherrschen gezwungen war, war es ihm nur möglich, in den von ihm eroberten Städten und Festungen kleine Besatzungen zurückzulassen. Tilly wußte dies und bemühte sich, die Schweden aus den Städten zu vertreiben. Er hatte die Stadt Rothenburg an der Tauber, in welcher sich gleichfalls eine schwedische Besatzung befand, eingeschlossen. Der Zinnengürtel der Stadt war sein gefährlichster Schmuck: er zog Freund und Feind an, um dort Schutz oder Kampf, Hülfe oder Beute zu suchen, Kaiserliche und Schweden berannten wiederholt und erstürmten mehrmals die Stadt. Am tapfersten verteidigte sie sich gegen Tilly. Dreißig Stunden ohne einen Augenblick der Ruhe kämpften die Bürger und die geringe schwedische Besatzung auf den Wällen, so daß nach der Uebergabe nur wenige der Männer sich vor Ermattung noch aufrecht zu erhalten vermochten. Jedermann sah für die Stadt Magdeburgs Schicksal entgegen. Da warfen viele Frauen sich Tilly zu Füßen, flehten ihn an und umfaßten die Hufe seines Rosses. Tilly ließ Gnade ergehen und herrschte den Seinen zu: „Laßt die Hunde leben!“ Tilly hatte sämtliche Ratsherren zum Tode verurteilt. Dem Bürgermeister Bezold war befohlen worden, in eigener Person den Scharfrichter herbeizuholen, um die Hinrichtung auf dem Marktplatz sofort zu vollstrecken. Während aber der Scharfrichter sich hartnäckig weigerte, dem Bürgermeister zu folgen, benutzten die Verurteilten klug die dadurch gewonnene Frist. Im Angesichte des nahen Todes flehten sie den grausamen Sieger an, ihrer Stadt die Ehre zu erweisen, von ihrem besten Wein aus dem großen Ratspokal einen stärkenden Trunk entgegen=

zunehmen. Diese Aufmerksamkeit stimmte Tilly so nachgiebig, daß er allen Begnadigung verhieß, wenn einer unter ihnen den Pokal auf einmal zu leeren vermöge. Der Altbürgermeister Nüsch war der Mann, welcher sich den gewaltigen Trunk zutraute. Er setzte den Becher beherzt an seinen Mund und trank ihn „mit Gottes Hülfe“ leer bis zum letzten Tropfen ohne abzusetzen. Dieser Pokal wird noch heute aufbewahrt, er hält 12 Schoppen bairisch. Die Freudenbotschaft traf den Bürgermeister Bezold unterwegs, und die Gasse, wo dies geschah, heißt seitdem bis auf diesen Tag das Freudengäßchen. Eine Brandschatzung war alles, was die Stadt nach dem schweren Schrecken zu tragen hatte.

Das siegreiche Vordringen Tillys, sowie die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche zu belagern Tilly sich herbeiließ, hatte den König zum Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweitenmal wie bei Magdeburg den Vorwürfen auszusetzen, eine evang. Stadt der Willkür des Feindes geopfert zu haben, machte er sich auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen. Aber schon in Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger, sowie den Abzug Tillys.

Der König nahm nunmehr wieder seinen Marsch nach Mainz, woselbst sich inzwischen die besten spanischen Truppen festgesetzt hatten. Die Belagerten verteidigten sich mit Umsicht und Tapferkeit, aber dennoch gewannen die Schweden mit jedem Tage Terrain, so daß sie sich zum Sturm anschickten. Ein schweres Schicksal erwartete die Bewohner von Mainz, wenn die Mauern unter vielem Blutvergießen erstiegen werden sollten. Es war im Dezember und die Soldaten hatten vor den Wällen mit Kälte und Entbehrungen zu kämpfen. Leicht konnten die Schweden sich versucht fühlen, Magdeburgs Schicksal an dieser reichen prachtvollen Residenz eines kath. Fürsten zu rächen. Diese Erwägungen veranlaßten die Belagerten, um Gnade zu bitten und die Festung

zu übergeben. Am 13. Dezbr. 1631 hielt der König seinen Einzug in Mainz und nahm im Palast des Kurfürsten seine Wohnung.

Hier verlebte Gustav das Weihnachtsfest und gönnte seinen Truppen die lang ersehnte Winterruhe. Der König benutzte diese Zeit, sein Heer möglichst schlagfertig zu erhalten. In Aschaffenburg hielt er eine allgemeine Heerschau ab. Nach der Vereinigung mit den Generalen Horn und Baner und dem Herzog Wilhelm von Weimar zählte seine Armee 40.000 Mann.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Nürnberg marschierte Gustav nach Donauwörth. Eine starke baierische Besatzung schien entschlossen, sich bis zur Ankunft Tillys zu halten. Doch die Schweden bemächtigten sich der Außenwerke und erstiegen die Mauern mit Sturm. Die Einnahme von Donauwört öffnete dem Könige das jenseitige Ufer der Donau. Nun trennte ihn nur noch der kleine Lechstrom von Baiern.

Der Kurfürst von Baiern sah die Kriegsnot, welche bisher von seinen Truppen in die anderen deutschen Lande getragen, nun auch seinen eigenen Grenzen nahen. Die Gefahr trieb ihn zu den größten Anstrengungen. Jenseits des Lech, bei der kleinen Stadt Rain, mußte Tilly ein wohlbefestigtes Lager beziehen. Dasselbe war von drei Flüssen umgeben und alle Brücken über den Lech ließ er abbrechen. Die ganze Länge des Stroms bis Augsburg wurde mit starken Besatzungen versehen. Alle Truppen, die der Kurfürst herbeischaffen konnte, vereinigten sich mit dem Tilly'schen Heere.

Trotz der starken Verschanzungen beabsichtigte Gustav den Feind auf dem jenseitigen Ufer anzugreifen. Es war im März, zu welcher Zeit dieser Strom von dem Schnee der Tyroler Gebirge hoch anschwillt und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghalsigen Ueberschreiter und am jenseitigen

Ufer zeigten sich ihm die feindlichen Kanonen. Ertrotzte er dennoch mitten durch die Wut des Wassers und des Feuers den Uebergang, so erwartete die ermatteten Truppen ein mächtiger, hinter starken Verschanzungen lagernder Feind. Nach unsäglichen Anstrengungen mußte man dann erst die feindlichen Schanzen ersteigen. Eine Niederlage an diesem Ufer erlitten, hätte den Untergang unvermeidlich zur Folge gehabt, denn derselbe Strom, der ihnen das Herankommen an den Feind so sehr erschwerte, hätte ihnen alle Wege zum Rückzuge versperrt.

Der schwedische Kriegsrat, den der König um sich versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe geltend. Auch die Tapfersten zagten. Man riet den König ab, aber dieser entgegnete: „Wie, über die Ostsee, über so viele große Ströme Deutschlands sind wir mutig vorgedrungen, und vor einem Bache sollten wir zurückschrecken?" Am Tage zuvor hatte Gustav bereits die ganze Gegend besichtigt und wahrgenommen, daß das diesseitige Ufer höher lag, als das jenseitige. Hierdurch wurde die Wirkung des schwedischen Geschützes dem feindlichen gegenüber sehr begünstigt. Diesen Umstand benutzte Gustav, indem er 72 Kanonen am Ufer aufstellte und unausgesetzt auf den Feind wirken ließ. Sodann wurden viele Fuhren nasses Stroh und Holz nach dem Ufer geschafft, welche er in Brand steckte und dadurch einen fürchterlichen Rauch erzeugte, der es dem Feinde unmöglich machte, die Bewegungen der Schweden wahrzunehmen. In größter Eile wurde eine Brücke über den Lech geschlagen. Durch den Donner des Geschützes und den undurchdringlichen Dampf entzog sich das Werk der Zimmerleute und Schiffbauer lange Zeit den Augen der Feinde. Obgleich die Kanonade der Baiern mit gleicher Lebhaftigkeit erwidert wurde, vermochte dieselbe den Schweden nur wenig Schaden zuzufügen, weil die letzteren hinter ihren Anhöhen eine

sichere Brustwehr hatten. Vergeblich bemühten sich die Baiern, den Fortgang des Brückenbaues zu verhindern; das überlegene schwedische Geschütz verscheuchte sie, und sie mußten den Brückenbau vor ihren Augen vollenden sehen. Drei Tage bedurfte es, um unter den größten Anstrengungen die Brücke fertig zu stellen. Tilly that an diesen schrecklichen Tagen das äußerste, den Mut der Seinigen zu entflammen. Er befand sich meist am Ufer, um den Uebergang der Schweden zu verhindern. Jedoch Gustav wußte es zu bewerkstelligen, daß in der Nacht 300 Finnen über die Brücke ans jenseitige Ufer gelangten. Diese mußten am Brückenkopf sofort Batterien errichten und hinter Schanzkörben das Andringen der feindlichen Infanterie zu verhindern suchen. Es währte auch nicht lange, so befand sich die ganze schwedische Infanterie am jenseitigen Ufer. Mit einem allgemeinen Sturmangriff trieb Gustav die Baiern bis hinter die Mauern von Rain. Während die Baiern dreimal vergeblich angriffen, hatte auch die schwedische Kavallerie eine Passage über den Fluß gefunden. Tilly, der befürchten mußte, von der Kavallerie umringt zu werden, und seine durch die Schweden zerstörten Verschanzungen nicht länger zu verteidigen vermochte, wendete sich mit seiner Artillerie rückwärts nach Ingolstadt zu. Auf diesem Rückzuge fand dieser General das Ziel seiner kriegerischen Heldenthaten. Von einer dreipfündigen Stückkugel wurde er über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er vom Pferde sank. Man brachte ihn ohnmächtig unter großem Blutverlust nach Ingolstadt, wohin sich auch der Kurfürst mit dem Reste des geschlagenen Heeres zurückzog. Nach unsäglichen Schmerzen, die er unter den Händen der Wundärzte leiden mußte, endete der berühmte Feldherr 15 Tage nachher, im 73. Jahre, seine Heldenlaufbahn. Seine letzten Worte waren: „nehmet nur Regensburg in Acht, sonst kommt des Kaisers Krone in Gefahr.“ Dann rief er noch zweimal: „Regensburg, Regensburg.“ und ver-

schied. So starb der Held, wie er gelebt, im Tode noch mit kriegerischen Gedanken beschäftigt. Gustav Adolf pflegte ihn nur den alten Korporal zu nennen, vielleicht um die Pünktichkeit, Rohheit und Strenge seines Charakters anzudeuten, und den Eifer zu bezeichnen, welchen Tilly auf die Uebung seiner Truppen verwendete. Tilly hatte von unten auf gedient. Er wußte, wie es dem gemeinen Soldaten zu Mute war, und eben dadurch besaß er Erfahrungen, die ihm vor allen Generalen seiner Zeit den Vorzug gaben. Es bleibt ihm der Ruhm, daß er ein treuer Diener seines Herrn war und nie an eigene Bereicherung dachte.*) An Tilly verlor

*) Johann Tzerklas von Tilly, geb. 1559 auf dem Schlosse Tilly in Brabant, wurde in einem Kloster erzogen, trat dann in spanische und 1598 in kaiserliche Dienste. 1600 focht er als Major gegen die Türken, stieg 1601 zum Oberst und erhielt 1609 von Maximilian die Reorganisation des baier. Kriegswesens übertragen. Zum Feldmarschall ernannt, wurde ihm beim Beginn des 30jähr. Krieges der Oberbefehl über die Truppen der kath. Liga erteilt. 1620 blieb er Sieger in der Schlacht am weißen Berge, 1621 besiegte er wiederholt den Grafen Mansfeld, eroberte die Städte Ellenbogeu, Pilsen und Tabor. 1622 schlug er den Markgrafen von Baden-Durlach bei Wimpfen, dann den Herzog von Braunschweig und eroberte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal. 1623 erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand. 1626 schlug er den Dänenkönig bei Lutter, bemächtigte sich Lauenburgs und zwang jenen im Mai 1629 zum Abschluß des Friedens von Lübeck. Nach Waldsteins Entlassung wurde er Generalissimus der ges. kaiserl. Armee. Seine bedeutendste kriegerische That war die Eroberung Magdeburgs. Die Ursache des Brandes, unter dem sein Andenken Jahrhunderte lang dem Fluche preisgegeben war, ist bis jetzt nicht aufgeklärt. Man versucht nachzuweisen, die Magdeburger hätten die Stadt selbst angezündet. Ich bekenne mich zur entgegengesetzten Ansicht. Mit Magdeburgs Fall war sein Glücksstern untergegangen. Nach 33 von ihm gewonnenen Schlachten wurde er bei Breitenfeld von Gustav Adolf gänzlich geschlagen. Dreifach verwundet, entkam er nur mit Mühe. Er zog sich bis nach Baiern zurück und wurde bei der Verteidigung des Lechüberganges schwer verwundet. In Folge hiervon starb er am 30. April 1632 zu Ingolstadt. In der Feldherrnhalle zu München steht sein Denkmal. Seine Erscheinung war keineswegs imponirend. Als er am bair. Hofe zum ersten Mal den Hofleuten vorgestellt wurde, sahen ihn diese mit Geringschätzung an. Er war klein, aber von starkem Knochenbau und hager. Seine breite runzelvolle Stirn, sein graues, borstig herabhängendes Haar, sein finsterer Blick, die lange Nase, ein starker

die Armee des Kaisers und der Liga einen unersetzlichen Führer, die katholische Kirche den eifrigsten ihrer Verteidiger und Maximilian den treuesten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod besiegelte und seine Pflichten noch sterbend erfüllte.

Gustav Adolf zieht in München ein.

Man hatte Gustav Adolf spottweise den „Schneekönig" genannt, der im Frühjahr zerschmelzen würde. Seine erste Frühjahrsthat belehrte seine Feinde jedoch eines anderen. Zunächst wandte sich Gustav nach Augsburg, wo er die freie Uebung der protest. Religion in denjenigen Kirchen wieder einführen ließ, die der Kaiser den Evang. genommen hatte. Am 24. April wohnte er dem evang. Gottesdienst in der St. Annenkirche bei, bestieg dann den Rathausturm bis in

Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitzes Kinn machten seine Gesichtsbildung höchst abschreckend. Seinen Kopf bedeckte ein spitzer, hochaufgestutzter Hut, von welchem eine rote Straußfeder nach hinten herabhing. Er trug ein grünes Kleid von Atlas nach spanischem Schnitt mit aufgeschlitzten Ärmeln, weite Beinkleider von demselben Zeuge und aufgeschlitzte weite Stiefeln. Er ritt einen kleinen unansehnlichen Grauschimmel, welcher nach seiner Angabe niemals scheu geworden. Der franz. Marschall Grammont, der ihn oftmals sah, sagt, daß er auf ihn mehr den Eindruck eines Komödianten, als den eines Feldherrn machte. Im Essen war er überaus mäßig, er war niemals berauscht; auch war er unvermählt und hat nie ein Weib berührt. Trotz aller Gelegenheit, sich zu bereichern, verschmähte er Geld und Güter, sowie Titel und Würden. Als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisekretär 500 Thlr., damit er das Patent nicht ausfertige. Eine kostbare, goldene, mit Diamanten besetzte Kette, welche ihm die Regentin Isabella verehrte, schenkte er an ein Kloster. Er war ein gläubiger Christ, streng gegen sich selber, aber fürsorglich gegen seine Soldaten. Er haßte äußeren Aufwand und beobachtete die Gebote seiner Kirche mit großer Gewissenhaftigkeit. In dem furchtbaren Kampfe, in welchem er eine hohe Stellung einnahm, darf man ihn nicht ausschließlich nach seiner Parteistellung beurteilen, weil auch er nicht die tiefe Einsicht in die Tragweite der Prinzipien besaß, sondern man muß ihn nach seinem Privatleben und nach seiner Herzensstellung zu Christo beurteilen, und in beiden Beziehungen steht Tilly, trotz vieler Mängel, achtungswert da.

die äußerste Turmspitze und ritt gegen Abend wieder in sein Lager bei Lechhausen zurück. Während der nächsten Tage setzte er die Evang. wieder in den Rat ein, ließ sich den Eid der Treue leisten und zog dann geradewegs auf Ingolstadt in der Absicht, sich dieses Ortes zu bemächtigen. Er fand aber bei seiner Ankunft diesen Ort so stark befestigt und gut, verteidigt, daß er mit großem Verlust zurückgeschlagen wurde. Er hätte hierbei beinahe sein Leben verloren. Ein baierischer Kanonier, der ihn unter einem Trupp Offiziere wahrgenommen und aus den Ehrenbezeugungen, die man ihm erwies, vermutete, daß es der König sei, richtete seine Kanone mit solcher Sicherheit auf ihn, daß die Kugel des Königs Pferd tötete und letzterer ganz mit Blut bespritzt unter das sterbende Tier zu liegen kam. Während man den König schnell unter dem Pferde hervorzog, riß dem dabei stehenden Markgrafen von Baden-Durlach eine Kanonenkugel den Kopf weg. Als Gustav zunächst von weiteren Schritten absah, glaubten die Baiern, der König sei von seiner Niederlage überzeugt und suchten nun der schwedischen Armee nach aller Möglichkeit zu schaden. Im Hinterhalt und des Nachts überfiel man vereinzelt und abseits stehende Kolonnen. Man mordete alle Soldaten, die man in die Hände bekam, auf die grausamste Weise. Die baierische Landbevölkerung war es, welche den Schweden den meisten Schaden zufügte. Die schwedischen Truppen nahmen hierfür wiederum fürchterliche Rache. Sie erfüllten alles mit Schrecken und Verwüstungen. Mehrere hundert Dörfer, von denen viele bis auf den heutigen Tag nicht wieder aufgebaut wurden, gingen in Flammen auf. In Folge der Verheerungen begab sich eine Deputation zu dem Könige, welche ihn um Schonung anflehte. Gustav antwortete jedoch: „Wenn ich an Eure Grausamkeiten denke, die Ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich nicht, ob Ihr Menschen oder Tiere seid. Ihr schneidet ihnen Nase und Ohren ab

und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Wie soll ich denn Euch Barmherzigkeit erteilen? Angesichts Eurer eigenen Unmenschlichkeit könnt Ihr von meinen gepeinigten Kriegern doch wohl keine Nachsicht erwarten."

Auf die Nachricht, daß eine starke schwedische Abteilung nach Regensburg zöge, verließ endlich der Kurfürst von Baiern Ingolstadt, um diese Reichsstadt, der letzten Worte Tilly's eingedenk, zu besetzen. Dies bewog den König, die Belagerung von Ingolstadt aufzuheben und sich direkt nach München zu begeben. Die Annäherung des Königs verbreitete Furcht und Schrecken in der Hauptstadt, die von Soldaten entblößt, sich an die Großmut des Siegers wendete. Durch sofortige Unterwerfung hoffte sie seinen Zorn zu besänftigen. Schon bei Freysingen übergaben Deputierte die Thorschlüssel der Residenz. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Baiern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn gereizt, wie dringend er bestürmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, so verachtete doch sein großes Herz jede Rache. Zufrieden mit dem Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falles und der Räuber seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht und Denkwürdigkeit seines Einzugs durch den unvergänglichen Glanz seiner Mäßigung und Milde.

An den Magistrat wendete sich der König mit den Worten: „Ihr habt es gut gemacht, und Eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an Eurer Stadt das Unglück von Magdeburg rächen können; allein fürchtet nichts und seid Eurer Güter, Eurer Familien und Eurer Religion wegen unbesorgt. Geht in Frieden; mein Wort gelte Euch mehr als alle Kapitulationen der Welt."

Nach seinem am 17. Mai 1632 erfolgten Einzuge in München begab sich der König zunächst nach dem kurfürst-

lichen Schlosse, woselbst er die Schönheit und Pracht der Zimmer nicht genug bewundern konnte. Er fragte den Kastellan, wer der Erbauer dieses prächtigen Gebäudes sei. „Kein anderer als der Kurfürst selbst," antwortete jener. „Ich wünschte diesen Baumeister zu besitzen," fuhr der König fort, „ich wollte ihn nach Stockholm schicken." „Davor," versetzte der Kastellan, „wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen." Auch das Zeughaus besichtigte der König, wo er zu seiner Verwunderung nichts als Lafetten antraf. Die Kanonen hatte man unter dem Fußboden vergraben. Ein Arbeiter entdeckte das Geheimnis und man fand 140 Kanonen, sowie einen Schatz von 30,000 Dukaten, die in einem Kanonenrohr versteckt waren. Alles wurde nach Augsburg gebracht. Am Himmelfahrtstage, den 20. Mai, ging der König nach gehaltenem evang. Gottesdienst im Schlosse in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Pracht des kath. Gottesdienstes beizuwohnen, besuchte dann das Jesuitenkollegium, und beantwortete des Rektors lateinische Anrede in derselben Sprache.

So weit war Gustav Adolf von Sieg zu Sieg vorgeschritten, ohne auf seinem Wege einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Teil von Baiern, die Bistümer von Franken, die Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm, bis an die Schwelle der östreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet. Wenn es ihm nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protest. Reichsständen durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der kath. Liga entwaffnet, den Krieg größtenteils auf ihre Kosten bestritten, die Hülfsquellen des Kaisers vermindert, den Mut der schwächeren Stände gestärkt und einen Weg nach den östreich. Staaten sich geebnet.

Der Kurfürst von Sachsen in Böhmen.

Während Gustav Adolf den Krieg im Reiche mit großer Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, auf einem anderen Schauplatz nicht weniger begünstigt. Bekanntlich hatte nach der Schlacht bei Leipzig der Kurfürst von Sachsen sich verpflichtet, die Eroberung Böhmens zu bewerkstelligen. In Folge dessen war der sächs. Gen. v. Arnim nach der Lausitz vorgerückt, woselbst der kais. Gen. v. Tiefenbach das Land besetzt hielt. Tiefenbach beabsichtigte den sächs. Kurfürsten wegen seines Uebertritts zu den Feinden gründlich zu züchtigen. Schon hatte er die kurfürstlichen Lande zu verwüsten angefangen, mehrere Städte erobert und Dresden erschreckt, als er plötzlich den ausdrücklichen Befehl des Kaisers erhielt, alle sächsischen Lande mit Krieg zu verschonen.

Ferdinand erkannte seinen Fehler, der ihn verleitet hatte, den sächs. Kurfürsten aufs Aeußerste zu reizen und ihn dem König von Schweden als Bundesgenossen zuzuführen. Was er durch Trotz verdarb, wollte er durch übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen. Ferdinand bot dem Kurfürsten Frieden an. Aber diese Demütigung des Kaisers entdeckte dem Kurfürsten nur die Verlegenheit des Feindes und ermunterte ihn, die errungenen Vorteile desto lebhafter zu verfolgen.

Da Tiefenbach die Feindseligkeiten gegen den Kurfürsten eingestellt hatte, nahm dieser seinen Weg nach Böhmen. Noch immer glimmte in diesem Königreiche das Feuer der Zwietracht unter der Asche. Die Evangelischen seufzten unter dem verhaßten Joche kath. Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protest. bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Ausgewiesenen um ge-

ringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war von Henkern verspritzt worden, und Diejenigen, welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entronnen waren, irrten fern von der Heimat im Elend umher, während die Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Ebenso unerträglich war der Gewissenszwang, welcher alle Protest. Böhmens belastete. Keine Gefahr von außen, keine Wiedersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können. Wo Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe. Es war natürlich, wenn die Protest. jedem Befreier, der sich ihnen zeigte, mit Sehnsucht willkommen hießen.

Aus allen Städten, vor denen die sächsische Armee erschien, wichen die kaiserlichen Besatzungen zurück. Schlöckenau, Tetschen, Außig, Leutmeritz fielen schnell in Feindes Hand. Jeder kath. Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Alles was kath. war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande der Hauptstadt zu. Prag war jedoch auf keinen Angriff vorbereitet. Zu spät hatte man sich am Wiener Hofe entschlossen, den General Tiefenbach zur Verteidigung dieser Hauptstadt herbeizurufen. Ehe der kaiserliche Befehl den General erreichte, standen die Sachsen schon vor Prag. Die Einwohner waren zur Hälfte kath., zur Hälfte evang. In dieser Bedrängnis erwarteten die Kath. ihre Rettung von Waldstein, der in dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber Waldstein lachte höhnisch, und als der kaiserliche Oberst Graf Maradas die Verteidigung der Stadt übernahm und Waldsteins Beistand erbat, hüllte sich dieser arglistig in seine Dienstlosigkeit. Um die Mutlosigkeit zu erhöhen, verließ er sogar mit seinem ganzen Hofe die Stadt. Seinem Beispiele folgte der ganze kath. Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone. Die

ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen und Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen erschienen. Nicht ein Schuß von den Wällen fiel. Eine Menge von Zuschauern sammelte sich um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte. Die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich mehr einer freundschaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Am 11. November 1631 hielt die sächsische Armee ihren Einzug in Prag. Bald folgte der Kurfürst nach, um die Huldigung zu empfangen. Von den Kirchen, welche man den Protestanten entrissen hatte, wurden diesen 4 zurückgegeben.

Nach einigen Wochen langte der kaiserl. General Tiefenbach in Böhmen an. Arnim rückte ihm aus Prag entgegen und griff ihn bei Limburg an der Elbe mutig an. Nach schwerem Kampf schlug er ihn und zwang die Kaiserlichen, den Rückweg über die Elbe anzutreten. Nachdem der Kurfürst von Sachsen nochmals seine Räte und seine Ober-Hofprediger Dr. Hoë befragt hatte, ob er ohne Gewissensskrupel den Krieg gegen den Kaiser weiterführen könne, erteilte er an Arnim die Erlaubnis zu weiterem Vormarsche. Dr. Hoë wollte vom „verletzten Unterthaneneide" nichts wissen und erklärte, daß „der Kurfürst und sein Schwert verflucht gewesen wären, wenn er es nicht gezogen hätte, denn er sei dem Kaiser nur insofern zum Gehorsam verbunden, als dieser seinen Eid halte. Er könne den Krieg beruhigten Gewissens so lange fortführen, bis der Druck von den Evangelischen weggenommen würde." Trotz dieser Ratschläge hatte Johann Georg keine besondere Lust zu dem Kriege, er beschränkte denselben blos auf die Bekämpfung der feindlichen Streitkräfte und wollte von einem allgemeinen Aufstande des protestantischen Böhmens nichts wissen. Jetzt wäre das Land auf seine Seite getreten, wenn er einen hierauf abzielenden Wunsch

zu erkennen gegeben hätte. Gustav Adolfs Erwartungen wurden demnach nicht erfüllt. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die errungenen Vorteile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich durch nutzlose Kreuz- und Querzüge und verschwendeten die Zeit für wichtige Unternehmungen.

Frankreichs Einmischung.

Das siegreiche Vordringen Gustav Adolfs hatte in Frankreich längst Unruhe und Argwohn hervorgerufen. Man verfolgte die Annäherung des Königs gegen die französischen Grenzen mit unverholenem Groll. Frankreich war um diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Teil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war nicht grundlos, daß die Annäherung des evang. Königs den Mut der Protestanten in Frankreich neu beleben und sie zum gewaltsamen Widerstand aufmuntern möchte. Die Beredsamkeit der Jesuiten stellte die Sympathie zwischen den Evangelischen in Frankreich und dem König von Schweden als ganz erwiesen da und nichts blieb unversucht, den französischen König mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen.

Auf dem Thron von Frankreich saß damals Ludwig XIII., ein Regent geringer Begabung, den sein Minister, Cardinal Richelieu, in Beziehung auf Verstand, Willenskraft, Kenntnisse und Thätigkeit weit überragte. Mit rastloser Thätigkeit wußte dieser für das Beste seines Landes zu sorgen. Er brachte die königliche Gewalt, die sehr in die Brüche gegangen war, wieder zu Ehren, ebenso brachte er die zerrütteten Finanzen in musterhafte Ordnung. Er verbesserte das Heerwesen und ging nun auch daran, den verhaßten Protestanten den Garaus zu machen. Der Protestantismus hatte seit der Reformation in Frankreich festen Fuß gefaßt und selbst die gräß-

liche Bartholomäusnacht war nicht im Stande gewesen, ihn auszurotten. Die Evangelischen ließen nicht von ihrem Glauben, im Übrigen leisteten sie der Obrigkeit Gehorsam, und Ludwig XIII. besaß keine loyaleren und fleißigeren Unterthanen als sie. Duldsamkeit und Gleichheit des Rechts für alle wollte der Herzog von Richelieu aber in Frankreich nicht gelten lassen. Er glaubte seinem Vaterlande dadurch den größten Dienst zu leisten, wenn er die Hugenotten, so nannte man die Protestanten, vollständig ausrottete. Selbstverständlich setzten sich die Hugenotten zur Wehre. Da jedoch die größere Macht auf Seiten Richelieu's war, so mußten sich die Angegriffenen im Herbste des Jahres 1628 auf Gnade und Ungnade unterwerfen. Furchtbare Opfer hatte der kurze zweijährige Krieg gekostet, die Hugenotten hatten sich wie Verzweifelte gewehrt und nur über Leichenhaufen konnte Ludwig den Sieg erringen. Das Protestantentum lag jetzt in den letzten Zügen und nach einem nur zweijährigen Kampfe war für Frankreich das erreicht worden, um was in Deutschland seit mehr als einem Jahrzent vergeblich gestritten wurde.

Richelieu glaubte nun sein Augenmerk auf Frankreichs Erbfeind, nämlich Deutschland, lenken zu müssen. Er wollte Frankreich auf Kosten Deutschlands vergrößern und den östreich. Kaiser so sehr demütigen, daß er den Diktator spielen könne. Freilich konnte es sich der Cardinal nicht verhehlen, daß es Ströme von Blut kosten werde, bis er sein Ziel erreicht haben würde, er wußte, daß die schrecklichen Kriege, welche die französische Anmaßung im Gefolge hatte, Millionen ins Unglück, in die Verzweiflung stürzen würden; allein was lag ihm an dem Unglück, der Verzweiflung, dem Tod von tausenden Familien, wenn es nur dahin kam, daß der Beherrscher Galliens so mächtig wurde, um anderen Nationen mit dem Fuß auf den Nacken zu treten.

Der Zeitpunkt schien ihm günstig. Er konnte die De-

mütigung des Kaisers Ferdinand am ehesten dadurch erreichen, wenn er sich auf die Seite seiner Feinde, der Protestanten, stellte. Er erwog, daß es geraten sei, dieser erschöpften, fast niedergeworfenen Partei zu Hilfe zu eilen. Er selbst war ja eifriger Katholik, wie auch sein königlicher Herr; sogar ein hervorragender kath. Kirchenfürst war er, da ihm der Papst die höchste Ehre, den Cardinalshut, verliehen hatte. Somit beging er, nach kath. Auffassung, ein schweres Verbrechen, wenn er den Protestanten Deutschlands gegen den kath. Kaiser Ferdinand beistand. Es war um so mehr ein Hohn, weil er soeben erst den Protestantismus in Frankreich mit Grausamkeit unterdrückt hatte. Aber die Machtentwickelung Frankreichs und dadurch seine persönliche Gewalt standen ihm höher als Recht, Religion und Gewissen. Er erwog, daß, wenn er sich mit den Protestanten in Unterhandlungen einließ, er seine Hilfeleistung teuer verkaufen könne. Die Demütigung Ferdinands schien ihm gewiß und beim Friedensschluß konnte Frankreich in hohem Maße verstärkt, womöglich um eine Provinz vergrößert, aus dem Kriege hervorgehen.

Richelieu bemühte sich zunächst, die ligistischen Fürsten von ihrem Bündnisse mit dem Kaiser abzuziehen. Er versprach ihnen, es durchzusetzen, daß der König von Schweden seine Feindseligkeiten gegen sie einstelle und sie nach der Demütigung des Kaisers beim Friedensschluß an Ländergebiet vergrößert werden sollten. Sie sollten sich der Allianz mit dem Kaiser entsagen und ihre Truppen zurückziehen. Durch diese Trennung von der östreich. Partei würde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos blosgestellt. Gustav Adolf und die deutschen Protestanten konnten dann ihre ganze Macht gegen die kaiserl. Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall Oestreichs. Richelieu's letztes Ziel war hierdurch erreicht. Richelieu verfolgte seinen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Auf-

forderungen des Kurfürsten von Baiern um französische Hilfe ins Gedränge gebracht wurde. Maximilian hatte längst mit Frankreich ein geheimes Bündnis geschlossen, und als nun Richelieu Farbe bekennen sollte, wies er die Baiern an, sich mit dem König von Schweden und den Protestanten zu versöhnen. Durch diese sich widersprechende, unnatürliche Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein schleuniges Ende machte. Einerseits wollte er Baiern nicht preisgeben, andererseits war er aber durch den Vertrag mit Schweden und seine Verbindung mit den Protestanten außer Stande gesetzt, Baiern zu schützen. Richelieu brachte die Neutralität Baierns zu Stande, und so kam es, daß die Regierung Frankreichs mit der protest. Partei in Deutschland gemeinschaftliche Sache machte.

Der Herzog von Friedland tritt wieder auf.

Nach vielen Schicksalsschlägen befand sich der Kaiser Ferdinand zum zweitenmal an demselben Abgrund, in den er beim Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Baiern schien im Begriff, sich von ihm abzuwenden. Kursachsen war siegreich gegen ihn vorgedrungen. Die Schweden hatten glänzende Siege errungen. Frankreich gesellte sich zu seinen Feinden, und Richelieu wollte ihn in Spanien, den Niederlanden und Italien zu gleicher Zeit bedrohen. Wenn nicht bald Hülfe kam, so stürzte der stolze Bau östreichischer Größe zusammen, die Feinde teilten sich in seinen Raub und der glänzende Stern des Hauses Habsburg war vielleicht für immer erloschen.

Die ganze Reihe der Unglücksfälle hatte den Kaiser nachdenklich gemacht. Er erinnerte sich jetzt mit bitterer Reue seines entlassenen Feldherrn. Seit Waldsteins gewaltsamer

Entfernung war alles rückwärts gegangen. Den Generalen gebrach es bei den Truppen an Ansehen, den Soldaten an Gehorsam und Tüchtigkeit, den zerstreuten Korps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an guten Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses, an Festigkeit bei Vollstreckung desselben. Wie schwer war es, jetzt eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen und sie mit einem kriegerischen Geiste zu beseelen, der es mit den sieggewohnten Scharen Gustav Adolf's aufzunehmen vermöchte! Nur Einen kannte man, der einer solchen That gewachsen schien, und diesen Einzigen hatte man tötlich gekränkt.

Um Unterhandlungen anzuknüpfen, wurde Max von Waldstein, der unter seinen Verwandten besonders viel bei dem Herzoge von Friedland galt, an diesen abgesandt. Doch Waldstein lehnte den Antrag ab. „Ich bin nicht gesonnen, mir eine undankbare Arbeit aufzubürden; ich lebe als Privatmann besser und wünsche meine Tage in Ruhe zu beschließen.“ Der Kaiser bemühte sich abermals, seinen gekränkten Feldherrn zu versöhnen. Waldstein hatte in dem kaiserlichen Rat neben vielen Feinden auch treue Anhänger; gerade die beiden Männer, welche ihm das Entlassungsdekret überbracht hatten, sprachen, wo es nur ging, für den Gestürzten. Waldstein hatte auf sie und andere den Eindruck gemacht, daß er einer der größten Männer seiner Zeit und nicht der selbstsüchtige, verräterische Charakter war, als welcher er von seinen Feinden bezeichnet wurde. Waldstein wußte sehr wohl, daß Ferdinand bei seinem Sturze nicht nach eigener Ueberzeugung, sondern nur nach dem Willen anderer gehandelt hatte. Der Kaiser war ihm auch nach der Entlassung stets gewogen, er erbat oft seinen Rat und betraute ihn mit wichtigen Unterhandlungen. Es ist übertrieben, wenn man ihm schon damals eine persönliche Rache gegen seinen Kaiser zuschreibt. Treue Anhänglichkeit für die kaiserliche Sache konnte man in seinem

Herzen nach dem Vorgefallenen allerdings nicht erwarten, dennoch hatte er in dem Verkehr mit Ferdinand immer die Grenzlinie innegehalten, welche dem Unterthanen, obwohl er souveräner Reichsfürst war, gebührte. Für jetzt konnte er doch nur durch den Kaiser höher steigen, und wenn einmal die Stunde der Rache gegen seine Feinde schlagen sollte, konnte nur der Kaiser das Mittel sein, durch welches er in den Stand gesetzt wurde, den stolzen Augenblick zu erleben. Wenn Waldstein also zum zweiten Male ablehnte, so ist es durch nichts bewiesen, daß dies nur Heuchelei bei ihm war. Die schweren Bedenken, sein Leben abermals der Kriegsgefahr und der Verleumdung auszusetzen, können sehr wohl ernstliche gewesen sein.

Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, von der Höhe seiner Herrscherwürde herabzusteigen, und wie nachdrücklich auch der Kurfürst von Baiern und Waldstein's Feinde ihr Mißfallen zu erkennen gaben, so siegte jetzt die Not über jede Rücksicht. In einem sehr freundlichen Handschreiben des Kaisers bat ihn dieser, sich nach Znaim zu begeben, um dort die Vorschläge Ferdinand's entgegenzunehmen. Waldstein ging hin. Hier stellte sich im Dezbr. 1631 der Fürst von Eggenberg ein, welchen Waldstein unter den Räten des Kaisers besonders hochschätzte. Waldstein blieb jedoch kalt und unlustig. „Er sei auf seinen ausgedehnten Besitzungen zu sehr in Anspruch genommen, er leide am Podagra und habe bei allen Opfern und aller persönlichen Entsagung, die er sich auferlegen müßte, doch nur Undank oder bittere Verleumdung zu gewärtigen.“ Der Fürst von Eggenberg bat den Feldherrn dringend, ihn doch nicht zu seinem kaiserlichen Herrn zurückkehren zu lassen, ohne dessen Wunsch erfüllt zu haben. Hierauf erbot sich Waldstein endlich, dem Kaiser ein Heer von 40,000 Mann aufzubringen, wie es das erste Mal geschehen, er werde auf seine Kosten

die Werbung und die Ausrüstung übernehmen. Hätte nun Waldstein, wie die meisten Schriftsteller es darstellen, den Zeitpunkt gar nicht erwarten können, wieder das Generalat zu erhalten, so würde er die Aufstellung des Heeres beschleunigt haben. Anstatt dessen bittet er aber den Kaiser, ihn nicht zu drängen, und schiebt den Termin bis auf's Aeußerste, nämlich bis zum Frühjahr des nächsten Jahres hinaus. Auch bemerkt er ausdrücklich, wohl das Heer beschaffen zu wollen, aber das Kommando nicht übernehmen zu können.

Kaum war es bekannt geworden, daß Waldstein rüste, so strömten die Krieger schaarenweise der alten bekannten Fahne zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um auf leichterem Wege des Lebens Unterhalt zu finden. Neben der Aussicht auf Plünderung und Beute lockte der ansehnliche Sold. Denn der Waldstein'sche schwere Reiter erhielt 9 Gulden, der leichte 6, der Fußgänger 4 Gulden monatlich, ohne die tägliche, sehr reichliche Kost. Die ärmeren Offiziere unterstützte Waldstein reichlich und die wohlhabenden wußte er zu bestimmen, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Regiment aufstellte, wurde Kommandeur desselben. Bei Anstellung der Offiziere war das Bekenntnis nicht maßgebend. Der Protestant durfte gegen den Katholik niemals zurückgesetzt werden. Obwohl ihn seine Krankheit, das Podagra, gerade in diesem Winter selten verließ, entwickelte er den regsten Fleiß, sein Geist war immer neu in Entwürfen. Er gönnte sich keine Ruhe. Inspektion der Truppen, Auswahl der Quartiere, Sorge für Proviant überließ er, wenn es irgend möglich war, keinem Andern. Oft schrieb oder diktierte er an einem Tage mehr als 30 Briefe. Mit der genauesten Sorgfalt korrigierte er, versah mit Nachschriften, was die Sekretäre aufgezeichnet hatten. In seinen Büchern, Schriften hielt er auf größte Ordnung, streng gegen sich selber, war er

ein Feind aller Trägheit und Unordnung. Wie in kleinen Dingen war er ordnungsliebend auch in den großen. Deshalb war er der beste Organisator seiner Zeit. Dieselbe Umsicht, welche er in den Details bewies, war ihm bei Erhaltung seiner Heere eigen. Er hatte eine scharfe Menschenkenntnis und wußte meist den Mann an den rechten Ort zu stellen. Er verstand es, die einzelnen Glieder des Heeres mit dem Bewußtsein des Ganzen zu erfüllen. Außer Gustav Adolph gab es keinen Feldherrn, dessen Person so der Mittelpunkt vom Obersten bis zum Troßbuben war, wie Waldstein. Jeder fühlte sich mit dem Haupte verbunden. Er stellte an jeden hohe Anforderungen. Wer ihm nicht blinden Gehorsam, Geistesgegenwart, Tapferkeit, Treue rückhaltlos versprechen wollte, den durften seine Werbeoffiziere nicht in die Armee einstellen. Dem Tüchtigen zollte er stets die Anerkennung, das Verdienst belohnte er reichlich, dem Talent stand der Weg zu den höchsten Stellen offen. Geheime Ketten für die, welche sich auszeichneten, führte er immer mit sich. Durch Schmeichelei ließ er sich nicht gewinnen und auf bloße Empfehlungen gab er nichts. Von Kriechereien war er kein Freund. Im Lager wollte er kein steifes Ceremoniell haben, er sah es nicht gern, wenn sich die Soldaten vor ihm bückten und die Hüte zogen; am liebsten war es ihm, wenn man ihn garnicht ansah und that, als ob er nicht da wäre.

Als somit des Friedländers Werbetrommel aufs neue erklang, da strömte eine Schaar von 50,000 Mann aus allen Gauen zu seinen Fahnen. Seine Armee war ein Söldnerheer, jedenfalls ein bedenkliches Material roher, existenzloser Menschen. Aber alle Heere jener Zeit waren Söldnerheere, und daß es wohl möglich war, auch solche Horden für höhere Zwecke zu begeistern, zeigt Gustav Adolfs Beispiel. dessen Heer sich durch Gottesfurcht und Sittenreinheit hervorthat. Anders war es im Waldsteinschen Heere. Die Verwilderung

der Soldateska und die Gottlosigkeit in Wort und That kümmerte ihn nicht, sofern sie nicht den praktischen Dienst betraf. Nach dem Katechismus wurde in seinem Heere niemals gefragt. Fluchen, Schwören, Spott, Gotteslästerung, Kartenspielen, Völlerei und Trinkgelage waren an der Tagesordnung. Bei den Offizieren verbarg sich die glaubenslose Gesinnung zum großen Teil hinter gebildeten Manieren. Deshalb schritt denn auch der Krieger mit brutaler Frechheit über den Bürger hinweg. Der Nährstand war vollkommen macht- und wehrlos gegenüber dem Wehrstand. In einer Zeit der Entbehrung und Not herrschte in Waldsteins Lager Ueberfluß, und alle Laster der Gemeinheit und Unmäßigkeit wetteiferten mit einander das Gewissen zu übertäuben und die Scham zu töten. Die Bürger und Bauern schienen nur dazu da, daß man sie ausplündere. Wie Räuber und Mordbrenner durchzogen die Waldsteiner Freundes- und Feindesland. Daß Waldstein die Verwilderung w o l l t e, oder auch nur begünstigte, wäre zu viel gesagt. Rohheit war im Tillyschen Heere nicht minder groß, aber er kannte und duldete sie stillschweigend, während durch die Macht seiner Persönlichkeit Vieles hätte anders sein können. Wohl verstand er es, das Heer ausschließlich an seine Person zu fesseln und dies zeigt uns die guten Seiten des außerordentlichen Mannes. Waldstein besaß alles, was einen Soldaten enthusiasmieren kann: Feldherrngröße neben den Tugenden des Kriegers. Das sprüchwörtlich gewordene Wort Waldsteinscher Unerschrockenheit: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen,“ zeigt uns die G e f a h r als den Ort, an dem Waldstein sich am wohlsten fühlt, nnd als das Element, in dem Schwungkraft seines Genius sich am herrlichsten entfaltet. Die Kaltblütigkeit, mit welcher er mitten im Kugelregen hält, imponiert ihnen dergestalt, daß er ihnen wie ein höheres Wesen erscheint. Sie glauben an Waldsteins Glück,

× Schiller.

wie er selbst daran glaubt. Sein Ruhm und Ehrgeiz gehört auch ihnen. Waldstein kennt jeden Dienst und lohnt jedes Verdienst. Ernst und schweigsam ist der Feldherr, doch leutselig. Er kennt die Leute bei Namen, kennt ihr Vaterland, ihre Schicksale und Dienstleistungen. So bildet sich zwischen ihm und dem Heere ein Verhältnis von Person zu Person, und wenn auch die Soldaten mit scheuer Ehrfurcht zu dem gewaltigen Manne aufschauen, so erscheint er ihnen doch wie ein echter Soldatenvater. Sorgt er doch aufs reichlichste für sie und belohnt jede gute That.

Furchtbar aber wurde dieses Heer durch die eiserne Disziplin, mittels welcher es wie eine Maschine in Waldsteins Hand arbeitete. Wenn Waldstein in allem, was die Disziplin nicht betraf, zügellose Freiheit gestattete so galt im Dienste unbedingte Unterwerfung. Selbst Waldsteins Feinde müssen die musterhafte Ordnung in seinem Lager anerkennen, und mit Bewunderung vor Waldsteins Riesengeist, der solche zuchtlose Geister zu zügeln wußte, werden wir erfüllt, wenn wir aus Questenberg's Munde hören:

„In kein Friedländisch Heereslager komme,
Wer von dem Kriege Böses denken will,
Beinah vergessen hätt ich seine Plagen,
Da mir der Ordnung hoher Geist erschien!“

Aus allen diesen Gründen erklärt es sich, weshalb Waldstein es vermochte, in kurzer Zeit ein Heer von 50,000 Mann zu schaffen und zugleich mit demselben Großes zu leisten. Was dem Kaiser unausführbar schien, hatte Waldstein zum Erstaunen von ganz Europa in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten vollendet. Er hatte sein Versprechen erfüllt und die Armee stand wohlgerüstet, schlagfertig im Felde. Jetzt trat er zurück und überließ es dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben.

Wieder bat der Kaiser, Waldstein möge den Oberbefehl

übernehmen, doch er antwortete ablehnend. Nach weiteren Vorstellungen war es abermals der Fürst Eggenberg, der seine Beredsamkeit an dem hartnäckigen Feldherrn versuchen mußte. „Ich kann die mir angetragene hohe Stellung nicht der Gerechtigkeit und dem Vertrauen der Regierung zu mir zuschreiben, sondern nur der Notlage des Kaisers. Jetzt zwar sucht man mich auf, da die Not auf's Höchste gestiegen und von meinem Arme allein noch Rettung zu hoffen scheint. Aber der geleistete Dienst wird seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen und die zurückkehrende Sicherheit den alten Undank zurückführen. Bald wird der Neid der Feinde bei Hofe wieder aufwachen und der abhängige Monarch, dem ich gern dienen möchte, kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen, verleumdeten Diener zum zweitenmal aufzuopfern. Es ist besser, aus freier Entsagung einen Posten zu verlassen, von welchem früher oder später die Kabalen seiner gefährlichen Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Ruhe erwarte ich nur im Schoße meiner Familie, und nur um den Wünschen meines kaiserlichen Herrn zu entsprechen, habe ich mich bei Bildung des Heeres, ungern genug, meiner friedlichen Stille entzogen," so antwortete der Herzog von Friedland.

Der Minister gab dem Feldherrn zu bedenken, daß, wenn er bisher durch unverdiente Unbill gelitten habe, der Kaiser alles gut machen könne und werde. Fordere er Sicherheit für seine Würden und seinen Besitz, so werde die Zuneigung des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Er sei sogar ermächtigt, dem Feldherrn die Aufstellung seiner Forderungen zu gestatten. Nach einigem Zögern stellte nunmehr Waldstein folgende Bedingungen auf: „Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers. Er erhält den Oberbefehl ohne allen Vorbehalt auf Lebenszeit. Der Kaiser hat keine Stelle bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung

zu verleihen, keinen Gnadenbrief ohne Waldstein zu erlassen. Als Belohnung wird dem Herzog ein östreichisches Erbland verschrieben und er erhält die Oberlehnsherrschaft über diejenigen Länder, die er noch erobern wird. Nach dem Frieden muß ihm Mecklenburg wieder zugesichert werden."

Solche Bedingungen fordern, hieß den Kaiser geradezu vom Thron stoßen. Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mäßigen. Der Kaiser werde durch sie seiner Souveränitätsrechte über die Truppen beraubt und zu einem Diener seines Feldherrn erniedrigt. Doch Waldstein entgegnete, der Monarch habe völlig freie Hand; es sei ihm lieber, wenn er diese Bedingungen nicht acceptiere und sich einen anderen Feldherrn wähle. So sehr die Bedingungen Waldstein's auch die Rechte des Kaisers beeinträchtigten, so genehmigte sie Ferdinand dennoch ohne Zögern. In der Verstellung wohl geübt, bewilligte ihm Ferdinand alles, was er verlangte.

Waldsteins Feldzug in Böhmen.

Nachdem Waldstein seine Armee einer eingehenden Musterung unterzogen, brach er gegen Ende des April aus Mähren auf, um zunächst die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben. Diese hatten den Winter schlecht benutzt und sich in ihren Eroberungen nicht sehr befestigt. Der Kurfürst, der mehr seinen Jagdvergnügungen, als dem Kriegsgeschäfte oblag, hatte die dringenden Ermahnungen Gustav Adolfs zu einer entschiedneren Kriegsführung nicht befolgt. Es schien, als sei er des Krieges überdrüssig. Die Feinde Gustav Adolfs versäumten nicht, bei dem Kurfürsten die Absichten des Königs als unlautere hinzustellen, dem es nur darauf ankomme, zu seinen eroberungssüchtigen Plänen den Kurfürsten als seinen Diener auszunutzen. Der König von Dänemark, den das Glück der Schweden eifersüchtig gemacht hatte, unterhielt dieses

Mißtrauen geflissentlich. Waldstein kannte die Zweifel des sächsischen Kurfürsten und er ließ nichts unversucht, den Kurfürsten von der schwedischen Allianz loszureißen. Die Feinde des Friedländers sahen allerdings in diesen Unterhandlungen nur den „Verrat". Ferdinand aber, noch immer zum Frieden mit Sachsen geneigt, billigte Waldsteins Verfahren. Aber der üble Ruf der österreichischen Politik ließ den Kurfürsten zu der Aufrichtigkeit und den Versprechungen Ferdinands kein Vertrauen fassen.

Somit mußte sich Waldstein entschließen, durch die Gewalt der Waffen das zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlungen mißlungen war. Er nahm seinen Marsch zunächst nach Prag. Nach kurzer Gegenwehr erstiegen seine Truppen die Mauern und drangen in die Stadt. Die Besatzung streckte bald darauf das Gewehr.

Hierauf versuchte der Herzog abermals mit dem sächs. Gen. v. Arnim Unterhandlungen anzuknüpfen, aber diese blieben ohne Erfolg. Er ließ nun die Engpässe zwischen Außig und Pirna besetzen, um der sächs. Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden. Aber diese Absicht war den Sachsen verraten worden und es gelang ihnen die Grenze zu überschreiten. Die sächs. Besatzungen in Eger und Leutmeritz ergaben sich hierauf dem Sieger und ganz Böhmen befand sich nun wieder im Besitz der Kaiserlichen.

Waldstein beabsichtigte hierauf den Kriegsschauplatz nach Sachsen zu verlegen. Durch die Verheerung dieses Landes wollte er den Kurfürsten zu einem Vergleich mit dem Kaiser zwingen. Waldstein war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein geschickter Diplomat. Er wußte sehr wohl, daß die Gefahr bei seinem zweiten Generalat viel größer als vordem war. Einen baldigen Frieden hielt er nur dann für erreichbar, wenn es ihm gelang, die deutschen Fürsten mit ihrem Kaiser zu versöhnen. Während die neueste Geschäfts-

forschung und seine hierauf abzielenden Bestrebungen als ersprießlich anerkennen muß, wurden dieselben bisher fälschlich als „Verrat" bezeichnet. Dem schwachen Kaiser gegenüber verfolgten die Spanier lediglich eigene Interessen. Die Schweden standen in München. Frankreich war bereits mit Gustav Adolph verbündet. So mußte denn Waldsteins Politik eine andere Richtung nehmen. Nicht allein durch Schlachten, sondern auch durch diplomatische Unterhandlungen wollte er die fremden Völker vom deutschen Boden verdrängen und die deutschen Länder wieder fest zusammenschließen. Wir sehen deshalb den Friedländer unablässig bemüht, durch Unterhandlungen mit deutschen und fremden Staaten den unseligen Krieg seinem Ende zuzuführen. Den Verhandlungen mit Sachsen kam es zu statten, daß der Kurfürst in der Person des Gen. von Arnim einen Diener besaß, der Waldsteins Absichten begriff und gleichfalls von der Notwendigkeit überzeugt war, der Selbstzerfleischung Deutschlands müsse Einhalt gethan werden. Alle diese Verhandlungen fanden mit Wissen und Willen des Kaisers statt. Suchte auch Waldstein sich seine eigene Stellung als souveräner Reichsfürst zu sichern, so ist es doch nicht wahr, daß er sich zum König von Böhmen habe machen wollen. Jene Vorsicht war ihm nach seinen Erfahrungen weder zu verdenken, noch irgendwie widerrechtlich. Aber wenn auch Waldstein und der Kaiser sich gleich sehr um den Frieden bemühten, so arbeitete doch eine mächtige Partei in Wien dem Frieden entgegen. Die Aussöhnung mit den Protestanten erschien Vielen als ein „Gang nach Canossa". Waldstein sah indessen ein, daß der Protestantismus einmal da sei und daß mit dieser Thatsache gerechnet werden müsse, ob sie nun ins System paßte oder nicht. Gewiß ist es beklagenswert, daß Viele diese Einsicht nicht hatten und Waldstein daher gezwungen

war, diese Entscheidung wiederum den Waffen anheim zu geben. Während sich der Herzog von Friedland auf dem Marsche nach Sachsen befand, hatten die Schweden in Süddeutschland die größten Fortschritte gemacht. Mehrmals geschlagen und aus seiner Hauptstadt verdrängt, bat der Kurfürst von Baiern den Kaiser dringend, ihm den Herzog von Friedland zu Hülfe zu schicken. Er wandte sich mit dieser Bitte direkt an Waldstein und ersuchte ihn, einstweilen einige Regimenter zum Beistand zu senden. Maximilian, immer mehr von der Not gedrängt, sandte Couriere über Couriere von Regensburg nach Böhmen und erbot sich, allen Wünschen Waldsteins zu entsprechen, wenn dieser seine Truppen mit den seinigen vereinige. Für Waldstein war dies die Stunde des Triumphes. Der Mann, den er mit aller Leidenschaft seiner Seele haßte, weil er durch ihn von seiner Höhe herabgestürzt war, mußte ihn um Beistand und Rettung bitten und die Demütigung erfahren, daß sein Feind ihm Großmut bewies.

Waldstein sandte ihm den General Aldringer mit 8000 Mann entgegen und folgte darauf mit seiner Armee nach. Als Vereinigungsplatz bestimmte Waldstein zum neuen Verdruß des Kurfürsten nicht Regensburg, wie dieser gewünscht, sondern Eger, „weil man dem Könige von Schweden erst Nürnberg wegnehmen müsse." So unzufrieden der Baier hiermit war, so zeigte sich doch bald der vermeinte Eigensinn des Feldherrn als kluge Berechnung und uneigennützige Entschließung, denn kaum hatte Gustav von dem Marsche Waldstein's Kunde erlangt, so verließ er eiligst Baiern und traf noch früher als sein Gegner in Nürnberg ein.

Die Schlacht bei Nürnberg.

Der Kurfürst von Baiern war dem Herzoge von Friedland entgegen gezogen, um ihn in Eger feierlich einzuholen.

Aber so hart er diese Demütigung empfand, so schwer wurde es ihm, sich über die Bedingungen zu verständigen, unter welchen die Vereinigung stattfinden und Bestand haben sollte. Es lag auf der Hand, daß nur einer von ihnen den Oberbefehl führen dürfe, wenn der Zweck der Vereinignng erreicht werden sollte. Aber auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Kurfürstenwürde, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete Waldstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. Schon vor ihrer Vereinigung kam es hierüber zu einem heftigen Streit, der sich aber durch Nachgeben Maximilian's zum Vorteil Waldstein's entschied.

Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, vereinigten sich beide Heere bei Eger. Die Heerführer umarmten sich im Angesichte der Truppen und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, während ihre Herzen von Haß überflossen. Maximilian, in der Verstellungskunst wohl bewandert, verstand es, seinen Ingrimm auch nicht durch einen Zug zu verraten, bei Waldstein hingegen war der Zwang in allen seinen Bewegungen sichtbar. „Als sie aufeinander trafen," so erzählt Graf Khevenhüller, „da waren aller Augen auf beide Herren gerichtet, denn männiglich wußte, daß der Herzog dem Kurfürsten seine frühere Entlassung verdankte und der Herzog dies nicht werde ungerochen lassen, aber beider Interessen und die Erhaltung von Land und Leuten hat aus der Not eine Tugend gemacht, so daß beide ihre Feindschaft in Freundlichkeit verkehret, doch hat man gemerkt, daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht die Kunst sich zu verstellen besser als der Herzog gelernt."

Die vereinigten kaiserlich-baierischen Truppen hatten nun eine Stärke von 60,000 Mann. Gustav Adolf, der die Ver-

einigung nicht hatte hindern können, nahm seinen Marsch schleunigst nach Nürnberg. Diese Stadt unterstützte den König mit aufopfernder Anstrengung und teilte mit Magdeburg und Stralsund den Ruhm einer tüchtigen Gesinnung zu einer Zeit, wo viele Städte Deutschlands in Feigheit, Erschlaffung und Wehrlosigkeit versunken waren. Ein Graben von 12 Fuß Breite und 8 Fuß Tiefe wurde hergerichtet, der die Stadt und Vorstädte umgab. Schanzen, Redouten und Bastionen verstärkten die Befestigungswerke. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg arbeiteten mit den Soldaten gemeinschaftlich, so daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte. Gleichzeitig war der Magistrat bemüht, die Magazine zu füllen und sich auf eine lange Belagerung vorzubereiten. Um die Armee des Königs zu verstärken, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und fleißig in den Waffen geübt. Hierdurch erhielt Gustav Adolf 3000 Mann wohlgerüsteter Truppen. Inzwischen hatte der König seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen, zum Beistand aufgeboten, auch seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen wurden beordert, in Eilmärschen zu seinen Truppen zu stoßen. Nach deren Eintreffen befand sich der König an der Spitze von 70,000 Mann. Es war dies für jene Zeit eine furchtbare Macht, die einer anderen nicht minder furchtbaren gegenüber stand. Der ganze Krieg schien jetzt seiner letzten Entscheidung nahe. Angstvoll blickte ganz Deutschland auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Am 6. Juli rückte die Waldstein'sche Armee näher an Nürnberg heran. Sie besetzte die Höhen und verschanzte sich gleichfalls bis an die Zähne. Vergebens suchte der Kurfürst von Baiern Waldstein zu einem Angriff zu bewegen. Dieser

verkannte die Wichtigkeit der Umstände nicht, wollte aber vorsichtig zu Werke gehen. „Ich will dem König eine neue Art zeigen, Krieg zu führen," äußerte er. Er gedachte nämlich die Schweden samt die Nürnberger durch Abschneiden der Zufuhr auszuhungern. Allein in der Stadt war durch die energische Vorsorge des Magistrats ein so beträchtlicher Vorrat von Lebensmitteln, daß im Gegenteil Gustav weit eher hoffen durfte, das feindliche Heer dem Mangel weichen zu sehen. Elf Wochen lagen die beiden Heere sich einander gegenüber und reizten sich wechselseitig durch Scharmützel. Die Waldstein'schen zehrten die Gegend so fürchterlich aus, daß man zuletzt sieben Meilen weit nach Futter gehen mußte.

Außer den 130,000 Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber standen, außer 50,000 Pferden beider Armeen, außer den 60,000 Einwohnern Nürnbergs, zählte man allein in dem Waldstein'schen Lager 15,000 Weiber und ebenso viel Fuhrleute und Knechte. Es war dem Soldaten erlaubt, seine Familie mit ins Feld zu führen. Für die junge Generation, welche im Feldlager geboren und den Kriegsschauplatz zum Vaterlande hatte, waren sogar ordentliche Feldschulen errichtet, um durch sie einen abgehärteten Stamm von Kriegern zu erziehen, damit die Armeen bei dem nicht enden wollenden Kriege sich durch sich selbst rekrutiren sollten. Es war kein Wunder, wenn diese Unmassen von Menschen jeden Landstrich aushungerten. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang. Für eine solche Menschenmenge konnten die Vorräte, die bedenklich abnahmen, nicht lange herhalten. Da nun der Feind die angebotene Schlacht nicht annahm, auch keine Anstalt machte, seine Berge zu verlassen, so wollte der König den kühnen Versuch wagen, die feindlichen, verschanzten Höhen mit Sturm zu nehmen.

Am 3. Sept. setzte Gustav Adolf seine ganze Kriegsmacht

in Bewegung. Der nächste Tag wurde zum Sturmangriff bestimmt. Der König betete inbrünstig und ermahnte seine Truppen zur Treue. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz, die alte Veste genannt, stand die Hauptmacht des Feindes. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln postirt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verhacke und stachelige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu den steilen Bergen, von dessen Gipfel Waldstein ruhig und sicher seine mörderischen Geschütze auf die anstürmenden Schweden richtete. Hinter den Brustwehren lauerte das tückische Feuer der Musketen und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen.

Auf diesen gefährlichen Posten richtete Gustav Adolf den Angriff! Wegen des steilen ungünstigen Terrains konnte der Vormarsch nur regimenterweise geschehen. 500 Musketiere wurden beordert, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wütend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich. Die festgeschlossenen Glieder lichteten sich schnell und die Heldenschar mußte nach Verlust von 200 Toten zurück. Deutsche waren es, denen Gustav Adolf die Ehre des ersten Angriffs erwies. Ungehalten über ihren Rückzug führte er gleich darauf Finnländer zum Sturm. Aber auch diese, durch einen Kugelregen empfangen, wichen der überlegenen Macht. Ein neues Regiment trat an ihre Stelle, jedoch mit gleich schlechtem Erfolg. Diesem folgte ein viertes, fünftes und sechstes. Aber blutend und zerrissen kehren sie von den gewaltigen Anhöhen zurück. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld und nicht einer Position konnte man Herr werden.

Der tapfere Herzog Bernhard von Weimar stellte dem Könige die Unmöglichkeit des Sieges vor, doch Gustav Adolf wollte von einem Einstellen der Schlacht nichts hören. Zu derselben Zeit kämpfte die feindliche Reiterei im Rücken des

linken schwedischen Flügels, bald vordringend, bald zurückgewiesen. Die beiden Feldherren standen mitten unter den Kämpfenden. Waldstein warf den Verwundeten Geld zu; ein Pferd unter dem Leibe wurde ihm erschossen. Fünf Stunden war die Schlacht schon im Gange, und das Zünglein der Waage hatte sich noch nicht geneigt. Da gelang es Bernhard von Weimar, eine Anhöhe zu gewinnen, von welcher das Waldstein'sche Lager beschossen werden konnte. Mit unmenschlicher Anstrengung versuchten die Schweden eine größere Anzahl Geschütze auf die Anhöhe zu schaffen, aber zu den Bergen führte ein so schlüpfriger, thoniger Weg, daß ihnen dies nur zum kleinen Teil gelang. Zehn Stunden wütete der heiße Kampf und erst die hereinbrechende Dunkelheit machte dem weiteren Morden ein Ende. Schmerzerfüllt über die vielen Opfer stellte der König endlich den Kampf ein. Obschon Bernhard von Weimar seinen schweren Stand bis zum andern Morgen behauptete, war es in der Nacht wegen eines heftigen Regens, der die Wege noch schlüpfriger machte, doch unmöglich, sich auf der Anhöhe zu befestigen. Auch am nächsten Tage konnte man eine Erneuerung des Gefechts nicht aufnehmen. Dieserhalb mußte sich Bernhard, der dem ganzen Feuer des Feindes ausgesetzt war, entschließen, die teuer erkaufte, wichtige Anhöhe wieder zu verlassen.

Auch Waldstein war sehr geschwächt, er hielt es nicht für geraten, am nächsten Tage eine Schlacht zu wagen. An den Kaiser schrieb er: „Der Kampf hat früh angefangen und den ganzen Tag gewährt. Viele Offiziere und Soldaten von Ew. Majestät Armee sind tot oder verwundet, aber ich kann bei meiner Ehre versichern, daß sich alle so tapfer gehalten haben, als ich es je erlebt. Der König von Schweden hat sich die Hörner gewaltig abgestoßen und sein Volk über die Maßen discouragirt. Ew. Majestät Armee aber ist mehr denn zuvor assecuriert worden."

Gustav Adolf hoffte immer noch, Waldstein werde, vom Hunger getrieben, in die Ebene herabsteigen und eine Feldschlacht annehmen. Allein trotz des bittersten Mangels blieb er unbeweglich auf seinem Berge. Noch 14 Tage wartete der König; als Hunger und Krankheiten aber immer stärker zu wüten begannen und Tausende hinrafften, mußte er sich entschließen, sein Lager abzubrechen. Am 18. Sept. zog er in bester Ordnung mit klingendem Spiele bei dem Feinde vorüber, der ihn nicht verfolgte, sondern ungestört abziehen ließ.

Gustav Adolf nahm seinen Weg gegen die Donau zu in der Hoffnung, durch weiteres Vordringen in Baiern den Feind nach sich zu ziehen. In Nürnberg blieb eine starke Besatzung unter dem Reichskanzler Oxenstierna zurück. Eine zweite Abteilung, 8500 Mann stark, wurde dem Herzog von Weimar mit dem Auftrage unterstellt, Franken zu decken. Als die Schweden fort waren, brach auch Waldstein auf und zündete sein Lager an, das anderthalb Meilen im Umfange gehabt hatte. Es war ein grauenvolles Schauspiel, die Glutwellen des Feuers aus meilenweiter Entfernung beobachten zu können. Im Umkreise von 20 Meilen war jene Gegend auf's Fürchterlichste verheert. Die meisten Bauern und Grundbesitzer hatten Haus und Hof im Stiche gelassen, um den grausamen Erpressungen zu entgehen. Mehr als 30,000 Leichen wurden während dieses Jahres allein in der Stadt Nürnberg begraben. Durch Seuchen unter Menschen und Vieh hielt der Tod seine fürchterliche Ernte. Die steigende Not löste alle Bande der Zucht und Ordnung. Unter den Drangsalen des Hungers verwilderten auch die schwedischen Truppen. Tief schmerzte den Monarchen dieser Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte. Mit Abscheu hatte er wahrgenommen, daß gerade die deutschen Soldaten, wenn sie Lebensmittel beschafften, mit derselben Rohheit und Grausamkeit gegen das

arme Landvolk wüteten, wie das Waldstein'sche Raubgesindel. Am 7. September berief er seine Generale und Obersten zusammen und hielt ihnen ihr gewaltsames Verfahren vor, wie sie ihn hierdurch bei Freund und Feind um seinen guten Namen brächten; auch wie er alles für sie thue, was nur in seinen Kräften stehe und er eher selbst Not leide, als seinen Truppen Entbehrungen auferlege. „Wollt Ihr", so schloß er, „Gott vergessen, Eure Ehre nicht bedenken, und mich verlassen, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich für Euch mein Leben aufzuopfern bereit gewesen bin, und wollt Ihr wider mich rebellieren, so werde ich mich mit dem braven Teil meiner Truppen zu verteidigen wissen. Ich bitte Euch um Gottes Barmherzigkeit willen, prüft Euer Verhalten und erwäget, wie sehr Ihr mich dadurch betrübt. Geht in Euch und bedenkt, daß Ihr dereinst von Euren Handlungen Gott Rechenschaft geben müßt. Mir ist so wehe und Gott ist mein Zeuge, ich verabscheue die Grausamkeiten. Ihr übertretet meine Verordnungen, Ihr seid die Ursache, daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen und daß ich es hören muß: der König, unser Beschützer, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Der deutschen Sache wegen bin ich über's Meer gekommen und habe über 40 Tonnen Goldes aufgewendet, von Eurem deutschen Reich aber nicht so viel erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. So bitte ich Euch denn, nehmt meine Ermahnungen zu Herzen."

Gustav Adolf hatte erwartet, Waldstein werde ihm nachziehen. Dieser aber zog nach Norden. Wichtige Gründe bestimmten ihn hierzu. Durch ein Nachrücken war die Verpflegung seiner Armee zu sehr in Frage gestellt. Er wußte aus Erfahrung, daß das vorausziehende Heer alle aufzutreibenden Lebensmittel beschlagnahmt und seine nachrückenden

Truppen, auch bei Anwendung aller Grausamkeiten, von der ausgeplünderten Bevölkerung nichts mehr herauszupressen vermochten. Andererseits wollte Waldstein auch den König von Schweden von seinem Vaterlande und von seinen Hülfsquellen im Norden abschneiden, und drittens lag ihm alles daran, den Bundesgenossen Gustav Adolf's, nämlich den sächsischen Kurfürsten, auf seine Seite zu ziehen. Waldstein hoffte und wünschte zugleich, daß sein Gegner ihm nachziehen würde. Hierdurch wurde einerseits die Befreiung Baierns erreicht, andererseits auch die seinem Kaiser drohende Gefahr abgewendet, da es längst des Königs Wille war, seinen Weg nach Wien zu nehmen.

Wie richtig die Berechnung Waldsteins war, zeigte sich sehr bald. Gustav Adolf änderte seinen Marsch. Er fürchtete für den Kurfürsten von Sachsen, den er durchaus auf seiner Seite zu erhalten wünschte. Er folgte daher dem kaiserlichen Feldherrn.

Die Schlacht bei Lützen.

Der Herzog von Friedland war längst des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Kurfürsten von Baiern auferlegte. Der letztere wünschte sich von ihm zu trennen, und der Herzog ergriff daher diese Gelegenheit, dem Wunsche des Kurfürsten zu willfahren. Maximilian zog mit 6000 Mann nach Baiern, während Waldstein seinen Weg nach Sachsen nahm. Um sich zu verstärken, mußte Graf Pappenheim aus Niedersachsen zu dem Heere Waldsteins stoßen.

Gustav Adolph, der die weittragenden Folgen, welche der Abfall Sachsens für ihn haben mußte, nicht unterschätzte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu hintertreiben. Dies bewog ihn, den dringenden Bitten, welche der hart bedrängte Kurfürst an ihn richtetete,

nachzugeben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern.

In Eilmärschen brach der König nach dem neuen Kriegsschauplatze auf. In Sachsen wurde er überall mit abgöttischer Verehrung empfangen. Bei seinem Einzuge drängte sich das Volk herbei, ihm die Stiefeln zu küssen. Dies erfüllte sein religiöses Gemüt mit trüben Ahnungen, die er gegen seinen Hofprediger Fabricius aussprach. „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße,“ sagte er, „allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volkes strafen wird. Hat es nicht den Anschein, als wenn mich diese Leute zu hrem Abgott machen? Wie leicht kann er sie und mich empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher, sterblicher Mensch bin. Aber Gott ist mein Zeuge, wie sehr mir dies mißfällt. Ich überlasse mich seiner Vorsehung und hoffe, er werde es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk re Glaubensfreiheit unvollendet bleibe.“

Die sächsische Armee unter Arnim befand sich damals in Schlesien. Gustav Adolf hatte sie schleunigst zurückberufen und wollte das Eintreffen derselben abwarten.

Waldstein hatte in der Absicht, über den Thüringer Wald zu gehen, in Koburg eine kostbare Woche verloren. Herzog Bernhard von Weimar, immer auf seiner linken Flanke bleibend, hatte Koburg entsetzt und ihn nach Osten abgedrängt. Darauf brach der Friedländer von Süden her in Sachsen ein, nahm Leipzig und breitete sich zwischen Elbe und Saale aus. Den Gen. Holcke zog er an sich, Gallas ließ er im Meißenschen. Herzog Bernhard wandte sich in die Gegend von Erfurt, um diesen wichtigen Platz gegen den über das Eichsfeld heranziehenden Pappenheim zu decken. Bei Arnstadt vereinigte sich mit ihm der König. Man marschierte nach Erfurt, wo die Königin von Schweden angelangt war, um — eine echte Hohenzollerin — ihrem Gemahl wichtige

Nachrichten zu überbringen, und die von ihm hier den letzten Abschied nahm! Von da ging es nach kurzer Rast gegen die Saale auf Naumburg. Aber so sehr man auch eilte, Pappenheim's Vereinigung mit Waldstein zu verhindern, so gelang dies nicht. Dagegen wurde Naumburg mit den Saaleübergängen genommen, der Fluß überschritten und ein Lager befestigt. Plötzlich stand der Schwede dem Friedländer drohend in der westlichen Flanke. Gustav Adolf eröffnete sofort gegen den ihm weit überlegenen Feind die Offensive, die alle Kriterien einer genialen Kriegskunst aufweist. Zuerst Sicherung eines festen Platzes als Operationsbasis (Erfurt), dann festes Zusammenhalten der Kräfte (Masse bilden), ferner dem Feind unter die Augen treten (Marsch auf Naumburg), weiter Sicherung gegen einen überlegenen Feind (Verschanzungen) und endlich nahe Aufstellung, um jede Blöße des Feindes benutzen zu können: das sind die einzelnen Momente dieser Operation, die strategisch hohe Anerkennung verdienen. — Waldstein war nach seiner Vereinigung mit Pappenheim nach Weißenfels vorgegangen und suchte dort Gallas an sich zu ziehen. Offenbar wollte er zuerst die Saalelinie behaupten, konnte aber den Uebergang des Königs bei Naumburg nicht mehr hindern. Hierauf detachierte er einige Regimenter nach Altenburg und Zwickau, um diese Städte zu besetzen, dann schickte er Pappenheim mit einem Korps nach Halle, um die Moritzburg einzunehmen, die bisher allen Versuchen widerstanden hatte. Im Besitz derselben, sollte er die Gegend von Halle mit Truppen belegen und die dortigen Saalepässe sichern. Mit dem Gros aber rückte Waldstein nach Lützen zu ab, um in der Gegend von Merseburg Quartiere zu beziehen. In diesen Stellungen glaubte man sich dem Könige gegenüber zu behaupten. An eine Schlacht dachte weder Waldstein noch Pappenheim. Man hatte nur noch sechs Wochen bis Weihnachten und hielt den diesjährigen Feldzug für beendet. Nach-

dem Pappenheim seinen Auftrag in Halle erfüllt, erhielt er sogar die Weisung, mit seinem Korps der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, weil diese Festung von den Schweden belagert wurde.

Gustav Adolf war ganz der geniale Feldherr, um die Fehler seines Gegners zu durchschauen und mit Entschlossenheit zu benutzen. Er hatte ursprünglich den Plan, in seiner verschanzten Stellung bei Naumburg zu verharren, bis er mehr Truppen an sich gezogen. Er schickte Briefe über Briefe an Johann Georg, daß er die Vereinigung seiner Truppen mit den Schweden beschleunigen möge. Auch hatte er den Herzog von Lüneburg, der mit schwedischen Truppen im Braunschweigischen gestanden, zum Kurfürsten stoßen lassen, um diesem Mut zu machen. Jetzt verlangte er, daß wenigstens des Herzogs, d. h. seine Truppen in Naumburg zu ihm stießen. Aber Herzog und Kurfürst beeilten sich nicht, und so sah sich der König leider auf sich allein angewiesen. — Kaum war am 15. Nov. die sichere Nachricht eingetroffen, daß Pappenheim abgezogen sei, so war der König entschlossen, nicht länger auf die alliierten Truppen zu warten, sondern mit seinen Schweden allein loszugehen. In Eilmärschen rückte er am 14. Nov. gegen Weißenfels vor. Die Kunde seines Aufbruchs versetzte den Friedländer in die größte Bestürzung. Schnell flogen Adjutanten ab, den schon 6 Meilen entfernten Pappenheim zurückzurufen.*) Zugleich zogen die Kaiserlichen in die weite Ebene bei Lützen, wo sie sich in Schlachtordnung

*) Waldstein schrieb erst in der Nacht an Pappenheim. Dieser Brief, mit Pappenheims Blute getränkt — denn er trug ihn in der Schlacht bei sich — befindet sich im Original im Archiv zu Wien und lautet: „Der Feind marschiert hereinwärts, der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminire sich herzu mit allem Volk und Stücken, auf daß er morgen bei uns sich befindet. P. S. Der Feind ist schon an den Pas, wo gestern der lose Weg gewest ist.“ Auch Holcke schrieb noch auf das Couvert dreimal: „Cito, cito, cito, Ew. Exc. will ja alle Kavallerie schicken.“

aufstellten und durch diese Stellung den König von Leipzig und der sächsischen Armee trennten. Gegen Abend erreichten die Schweden einen Paß beim Dorfe Poserna, welchen Gen. Isolani mit 20 Schwadr. Croaten verteidigte. Nach kurzer Gegenwehr wurden diese übermannt. Beim Dunkelwerden lagerte sich die schwedische Armee auf freiem Felde. Nach Aufstellung der Vorposten machte jeder sich seine Lagerstätte zurecht, so gut es ging. Für viele war es die letzte Nacht! Auch Gustav Adolf that kein Auge zu, er verbrachte die schauerlich kalte Nacht in einem Wagen im Gespräche mit dem Herzog Bernhard und dem Gen. von Knyphausen.

Im kaiserlichen Lager herrschte große Unruhe. Erst um Mitternacht trafen die einzelnen Regimenter ein, denen ihre Plätze in der Schlachtordnung sogleich angewiesen wurden Waldstein nahm seine Stellung nördlich von der Landstraße, die von Leipzig nach Lützen führt. Die ganze Nacht wurde gearbeitet, die Gräben zu vertiefen, Verhacke zu errichten und Pallisaden aufzustellen. Seinen rechten Flügel lehnte er an Lützen und deckte ihn durch eine große Schanze mit 14 Geschützen auf dem Windmühlenberg, dem höchsten Punkt der ganzen Gegend. Der linke Flügel reichte bis an den Floßgraben, einen Kanal, der die Saale mit der Elster verbindet und die Landstraße in einiger Entfernung von Markkramstädt durchschneidet. Hier sollte Pappenheim einrücken. Das erste Treffen war 300 Schritt hinter der Straße aufgestellt und bestand im Zentrum aus 6 großen Infanterievierecken, auf welche in der zweiten Schlachtlinie noch 4 andere folgten. Den Kern und die Mitte derselben bildeten die Pikeniere. Die Musketiere standen an den Ecken. Zwischen beiden Treffen hielten 4 Kavallerieregimenter. Wie Waldstein die schwerfällige Aufstellung in großen Massen beibehalten hatte, so führte sein Fußvolk auch noch die alten Brustharnische und die übermäßig langen Lanzen. Die Musketiere hatten

Gabeln, um ihre Gewehre auflegen zu können. An das Fußvolk des Zentrums schlossen sich 24 Schwadronen Kürassiere. an, vollständig mit Schienen an Armen und Schenkeln gerüstet; dann folgte eine Abteilung Fußvolk; nach dieser bildeten Kroaten und Dragoner die äußerste Spitze. Die Stärke des Heeres betrug etwa 30,000 Mann. Gustav Adolf, der etwas weniger Mannschaft hatte, bewies sich in der Aufstellung der Schlachtlinie als der alte Meister. In 2 Treffen schied sich die Masse und innerhalb eines jeden waren Zentrum und Flügel gesondert. Das erstere bestand aus dem Fußvolk, das in viele Unterabteilungen gegliedert war, so daß es eine große Beweglichkeit besaß, auf letzteren waren die Reiterregimenter postiert. Zwischen den Abteilungen standen Musketier-Pelotons von je 100 Mann mit Artillerie gemischt. So vereinigte das schwedische Heer die Vorzüge der Konzentration und der größeren Beweglichkeit.

Am frühen Morgen des 16. Nov. ließ Friedland seine Generäle vor seinem Wagen zusammentreten und teilte ihnen die Anordnungen der Schlacht, welche den Charakter der Defensive tragen sollte, mit. Sein altes Leiden quälte ihn heftig. Zuerst versuchte er zu Pferde zu kommandieren, aber er hielt es nicht lange aus und mußte sich deshalb in einer Sänfte tragen lassen. Gustav Adolf saß fest und sicher auf seinem Schlachtroß; seiner Beleibtheit wegen trug er keinen Harnisch, sondern nur einen Lederkoller. Er sagte: „Gott ist mit uns, will er uns schützen, so kann er auch ohne Panzer.“ An die deutschen und schwedischen Regimenter hielt er gesonderte Ansprachen. Er war des Wortes mächtig wie wenige. Den Deutschen stellte er Lohn für Tapferkeit, Schande für Feigheit in Aussicht und schloß mit der Zuversicht, daß sie brav sein würden. Den Schweden sagte er, daß er selbst vorangehen, den Weg zum Treffen zeigen und Leib und Leben daransetzen wollte. Dann sank der König betend auf

seine Kniee, ihm folgten die Generäle und die ganze Armee. Unter Trompetenbegleitung stimmten die Truppen wie aus einem Munde das schöne Lied an: „Eine feste Burg ist unser Gott“; das andere, von dem König selbst gedichtete: „Verzage nicht du Häuflein klein“, wurde zum Schluß gesungen. Dann schwang sich der König auf sein Pferd und ritt auf den von ihm befehligten rechten Flügel. Den linken führte der brave Bernhard von Weimar. „Nun wollen wir daran!“ rief der König, „das walt der liebe Gott! Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ Darauf zog er den Degen und sprengte mit dem Kommando: „Vorwärts“ auf die Landstraße los. Die ganze Linie folgte. Im Morgennebel begann die Schlacht. „Gott mit uns“, war das Feldgeschrei der Schweden; „Jesus Maria“, der weitschreckende Widerhall der Kaiserlichen.

Auf Befehl des Herzogs stand ganz Lützen in Flammen. Man hatte es in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Von einem verheerenden Musketenfeuer empfangen, brachen die Schweden erfolgreich in die feindlichen Bataillone ein. Trotz großer Verluste setzten sie unerschrocken ihren Angriff fort. Die feindlichen Musketiere wurden niedergemacht, bald waren die Gräben übersprungen. Die erste Batterie wurde erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Die Schweden drangen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt; die erste der 5 Friedländischen Brigaden wurde niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wandte sich die dritte zur Flucht. Aber hier stellte sich der Herzog ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit griff er ein, der Unordnung zu steuern und seinem Machtwort gelang es, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Von 3 Reiterregimentern unterstützt machen die schon geschlagenen Brigaden Front gegen die Schweden und dringen mit Macht in deren gelichtete Reihen. Ein mörderischer Kampf begann,

die Mannschaften nahmen sich nicht die Zeit zum Laden. In der Wut des Angriffs focht Mann gegen Mann. Das Gewehr machte dem Schwerte und der Pike Platz. Ueberwältigt von der Menge wichen endlich die Schweden über die genommenen Gräben zurück, und die eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Viele Braven bedeckten mit ihren Leichen das Feld und doch hatte man nicht einen Fuß breit Erde gewonnen.

Während sich dies auf dem linken feindlichen Flügel ereignete, konnte Bernhard von Weimar gegen den am vorteilhaftesten postierten rechten Flügel Waldsteins noch nichts ausrichten. Aber im Zentrum hatte das schwedische Fußvolk unter dem König nach dreistündiger blutiger Arbeit bereits drei feindliche Vierecke zersprengt. Hier wich die kaiserliche Reiterei dem Angriff des Königs, und die Schweden trieben den Feind fliehend vor sich her. Während Gustav Adolf hier Sieg auf Sieg errang, sprengte ein Adjutant an ihn heran und meldete ihm athemlos, daß der linke Flügel die Gräben nicht behaupten und durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen furchtbar geängstigt, schon zum Weichen gebracht werde. Sofort befahl der König dem Gen. von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel Waldsteins zu verfolgen; und er selbst sprengte an der Spitze des Stenbock'schen Regiments schnell davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein Pferd trägt ihn pfeilschnell über die Gräben, aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang. Nur wenige Reiter, der Herzog Franz von Lauenburg mit seinem Stallmeister, der Kammerherr von Truchseß, der Page von Leublfing und zwei Leibknechte folgen ihm unmittelbar. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo seine Infanterie am gefährlichsten bedrängt war. Indem er weit ausschauend irgend eine Blöße des Feindes zu erspähen sucht, auf die er den Angriff

richten könne, gerät er zu nahe an den Feind. Ein Soldat legt auf ihn an zerschmettert ihm den linken Arm, so daß das Blut strömte unddie Knochensplitter durch den Aermel drangen. „Es ist nichts, meine Kinder, schnell vorwärts“, rief er den Seinen zu, bat aber doch seinen Begleiter, den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gefecht zu bringen. Hierbei gerieten beide in ein kaiserliches Kürassierregiment, dessen Oberstlieutenant von Falkenberg, den König erkennend, ihm mit dem Rufe: „Dich habe ich lange gesucht!“ eine Kugel durch den Leib jagte. Falkenberg fiel sogleich von einer rächenden, schwedischen Kugel. Lauenburg wurde im Handgemenge vom Könige abgedrängt, dieser stürzte von seinem verwundeten, wild gewordenen Pferde, blieb im Steigbügel hängen und wurde einige Schritte von seinem Pferde fortgeschleift. Ein feindlicher Reiter fragte ihn, wer er sei, und der König hatte noch so viel Kraft, daß er sich zu erkennen geben konnte. Als der feindliche Soldat bemerkte, daß die Schweden wütend auf ihn zueilten, um den König aus seinen Händen zu retten, schoß er ihm noch eine Kugel durch den Kopf. Durch diese brutale That endigte das heldenmütige Leben eines der größten Männer, die je gelebt. Nur sein treuer Page befand sich bei dem Könige, er wollte seinen sterbenden Herrn aufs Pferd helfen, aber es war vergebens. Der Seufzer „Mein Gott, mein Gott!“ war sein letztes Wort. Einige kaiserliche Reiter fragten den 18jährigen Edelknaben, wer der Verwundete sei, doch der Page schwieg. Zornig bohrte man ihm das Schwert durch den Leib. Da lagen nun beide in ihrem Blute, während die Feinde, über sie hinwegritten. Leublfing lebte noch einige Tage, und durch ihn hat man die Nachricht der letzten Augenblicke des großen Königs.

Bald sah das schwedische Heer den verwundeten Hengst des Königs mit Sattel und Zaum, mit Blut bespritzt, zwischen

den Truppen umherirren. „Der König ist tot!“ ging es durch die Reihen. Die Kunde von seinem Tode entflammte die Wut der Schweden aufs äußerste. Viele erklärten, ihren geliebten König nicht überleben zu wollen. Der rechte Flügel, welcher Zeuge seines Todes gewesen war, rächte sich am schrecklichsten. Er machte alles vor sich nieder. Sie ließen nicht eher nach, als bis sie den ganzen linken Flügel der Kaiserlichen zusammen gehauen oder in die Flucht geschlagen hatten.

Mit gleich glücklichem Erfolg wurde auf dem linken Flügel unter Knyphausen und Bernhard von Weimar gestritten. Auch hier wurde die traurige Kunde von dem Tode des Königs mit größter Erbitterung aufgenommen. Es galt, den königlichen Helden zu rächen. Mit Todesverachtung stürmten die Truppen auf die kaiserlichen Reihen. Die Gräben wurden überschritten, die Batterien vor dem Zentrum und bei den Windmühlen gerieten in die Hände der Schweden. Plötzlich flog unter fürchterlichem Getöse ein Pulvermagazin in den kaiserlichen Reihen in die Luft. Angst und Schrecken bemächtigte sich der Kaiserlichen. Die Mannschaften verweigerten den Offizieren den Gehorsam und alles löste sich auf in wilder, jäher Flucht.

Der Sieg für die Schweden war glänzend entschieden; doch da erschien plötzlich Pappenheim mit 8 Reiterregimentern von Halle. Die Schlacht beginnt von neuem. Voll blutiger Begierde, dem gehaßten Schwedenkönige selbst im Kampfe zu begegnen, stürzte er sich in das dichteste Kampfgewühl. Hier gab das Zusammentreffen der tapfern Pappenheimer mit den zornigen Schweden, wo mit wuchtigen Hieben Stahl an Stahl aneinander schlug, glühende Funken und vieles Blutvergießen. Mancher Streiter mußte hier sein Leben dahingeben. Pappenheim drängt die bis zum Tode ermatteten Schweden wieder zurück, bald hat er einen Heerhaufen in die Flucht geschlagen,

schon will er auf den zweiten los und den Sieg vollenden: da trifft eine Kugel und wieder eine Kugel des Tapfern Brust. Die Seinigen schleppen ihn aus dem Handgemenge und jetzt erst erfährt er, daß auch der König gefallen ist und sein Auge erheitert sich. Als eifrigen Katholiken war es ihm der süßeste Trost, auf dem Schlachtfelde zu erfahren, daß der „ärgste Feind seines Glaubens“ ihm vorangegangen sei. „Meldet dem Herzoge von Friedland“, sagte er mit sterbender Stimme, „daß ich ohne Hoffnung darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist.“*)

*) Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim wurde am 29. Mai 1594 auf seiner Stammburg Pappenheim im baierischen Franken geboren. Er besuchte vom 15. Jahre ab die Hochschule in Altdorf. Nach Vollendung seiner Studien in Tübingen bereiste er Frankreich, England, Spanien und Italien, kehrte 1614 nach Deutschland zurück und trat dann zur kath. Kirche über. Nachdem er im Heere des Königs Sigmund von Polen gedient, trat er in die Dienste des Kurfürsten Maximilian von Baiern. In dem Kürassierregiment seines Stiefvaters, des Grafen von Herbersdorf, nahm er 1615 an der Jülich'schen Erbfolgefehde Anteil und zog 1620 als Oberstlieutenant mit dem Baierischen Korps gegen die empörten Böhmen. Die Tapferkeit, mit der er in der Schlacht bei Prag die schon fliehende östr. Kavallerie zum stehen brachte, trug viel zur Entscheidung des Sieges bei. Aus 20 Wunden blutend stürzte er vom Pferde. Er blieb liegen und wurde erst am nächsten Vormittag von einem Wallonen unter mehreren Leichen gefunden und erkannt. Auf dem Reichstag zu Regensburg (1623) schlug ihn der Kaiser persönlich zum Ritter, machte ihn zum Chef eines Kürassierregiments — der berühmten Pappenheimer! — und stellte ihn in der Lombardei an die Spitze der spanischen Reiterei (1623—26). Von Maximilian zurückgerufen, dämpfte er 1626 den in Oberösterreich um der Religionsfreiheit willen ausgebrochenen Bauernaufstand, nahm hierauf an dem dänischen Kriege teil und ward nach Waldsteins Abdankung und Tillys Ernennung zum kais. Generalissimus unter dessen Befehlen General der Kavallerie. Sein Gesuch an den Kurfürsten von Baiern um den selbständigen Oberbefehl der Truppen der Liga, oder die Erlaubnis eine abgesonderte Armee zu bilden, ward ihm nicht gewährt. An Magdeburgs Erstürmung hatte er hervorragenden Anteil. Während Tilly sich hierauf nach Hessen wandte, blieb Pappenheim bei Magdeburg zurück, um die Schweden zu beobachten, vereinigte sich aber nachher mit jenem bei dessen Einfall in Sachsen im August 1631. Hier verleitete ihn sein kriegerisches Ungestüm zu der Schlacht bei Breitenfeld, welche Tilly trotz der Anstrengungen Pappenheims verlor. Gegen Ende des Jahres brach er mit 6000 Mann

Pappenheims ungestümer Anlauf hatte die Schweden zum zweitenmal hinter die Gräben zurückgeworfen. Aber die Schweden formierten sich von neuem zu dichten Kolonnen; die Gräben wurden zum drittenmal überschritten und die Batterien zum drittenmal erstürmt. Der Fall Pappenheims auf dem linken, die Flucht der Waldsteinschen Regimenter auf dem rechten Flügel, welche die Zügellosigkeit so weit trieben, daß sie noch während der Schlacht die eigene Bagage des Herzogs plünderten, entschieden endlich die Schlacht zu gunsten der Schweden. Der Herzog konnte die Ordnung nicht mehr halten. Zum Glück für ihn trafen spät am Abend noch 6 Fußregimenter von Halle ein und deckten den, in größter Verwirrung nach Leipzig angetretenen Rückzug.

Die Nacht und die völlige Erschöpfung hielten die Schweden vom Verfolgen ab. Sie sammelten sich auf den Schall der Trompeten und lagerten auf dem Schlachtfelde, auf welchem sie 11 Stunden mit äußerster Anstrengung gefochten

---

nach Magdeburg auf, um den daselbst eingeschlossenen kais. General Wolf von Mansfeld zu befreien. Er nötigte den schwed. Feldmarschall Baner, der Magdeburg belagerte, zum Rückzuge und führte von nun an einen Parteigängerkrieg gegen Baner und die Herzöge Georg von Wolfenbüttel und Wilhelm von Weimar. Als diese mit ihren Truppen nach Thüringen zum König von Schweden abzogen, gab Pappenheim das ausgesogene Land auf das schonungsloseste seinen Soldaten preis und wies dieselben statt auf Sold auf Plünderung an. Vom Kurfürsten von Köln durch das Versprechen von 100,000 Thalern und des Ordens vom goldenen Vließe gewonnen, wandte er sich darauf, inzwischen vom Kaiser zum Feldherrn ernannt, nach Westfalen, wurde aber in seinen Unternehmungen durch die Mißhelligkeiten mit dem spanischen General Cordova gelähmt. Am 25. Oktober 1631 vereinigte er sich mit seinen 9000 Reitern bei Merseburg mit Waldstein und zog dann nach Halle, um die Erstürmung der Moritzburg zu versuchen. Gustav Adolfs Vordringen nach Lützen änderte den Feldzugsplan. Pappenheim erhielt Befehl zur schleunigen Umkehr. Die Ankunft seiner Armee stellte das Treffen, in welchem sich der Sieg bereits auf die Seite der Schweden neigte, wieder her, und schon begannen diese dem ungestümen Andringen zu unterliegen, als Pappenheim durch 2 Kugeln tötlich verwundet ward. Er starb am folgenden Tage, den 7. Nov. 1632 zu Leipzig. Die jetzt blühenden Linien seines Geschlechts sind sämtlich evangelisch.

hatten. Das ganze kaiserliche Geschütz war ihre Beute. Auf beiden Seiten war der Verlust sehr groß. Die Schweden verloren 6000, die Kaiserlichen 8000 Mann.

Beim ersten Morgenschein des neuen Tages suchten die Schweden unter den vielen tausend Leichen, welche das Feld bedeckten, den Körper ihres geliebten Königs. Sie fanden ihn mit vieler Mühe, denn er war ganz mit Leichen bedeckt, nackt ausgezogen und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit eines großen Feldsteins, der noch jetzt dort zu sehen ist, und zwar zwischen diesem Stein und der Stadt Lützen, etwa 40 Schritt von jenem. Herzog Bernhard ließ den Leichnam nach Weimar bringen und ihn von einem dortigen Apotheker öffnen. Dieser fand 11 Wunden daran, im Innern aber alle Teile von solcher Gesundheit, daß ohne diesen Tod noch ein langes Leben zu erwarten gewesen wäre.

Hier in Weißenfels benetzte auch die Königin Maria Eleonora, die ihrem Gemal nach Deutschland gefolgt war, den teuren Körper mit ihren Thränen, und begleitete ihn über Eilenburg, Grimma, Wittenberg und Berlin nach Stockholm, wo er in der für ihn errichteten Begräbniskapelle beigesetzt wurde.

Gustav hatte noch nicht das 38. Lebensjahr vollendet. Er hinterließ nur eine Tochter von 8 Jahren, und einen natürlichen Sohn von 16 Jahren, der gerade in Wittenberg studierte. Der junge Mann glich seinem berühmten Vater sehr; er nahm nachher Kriegsdienste und erhielt im Westphälischen Frieden das Bistum Osnabrück. Seine Halbschwester, die Königin Christina, erhob ihn zum Grafen von Wasaburg, unter welchem Namen seine Nachkommen noch jetzt in Schweden blühen.

Die Vereinigung der Protestanten in Heilbronn.

Nach dem Tode Gustav's, welchem 13 Tage später auch der Pfalzgraf Friedrich in's Grab folgte, übernahm der

schwedische Kanzler Oxenstierna, ein Mann von vieler Einsicht und wohl vertraut mit den Plänen seines Königs, die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland und handelte, da die Thronerbin Christina erst 7 Jahre alt war, unter Genehmigung der Reichsstände mit uneingeschränkter Vollmacht. Was man auch über Gustav's Entwürfe sagen mag: er wollte nichts anderes, als was in der Natur der Verhältnisse lag und wohl gerechtfertigt erscheint. Waren die deutschen Protestanten aus Mangel an Energie, ihre Fürsten aus Unfähigkeit nicht imstande, ihre Religion und ihre Staaten gegen die Gewaltschritte des Kaisers zu verteidigen, so mußten sie sich dem unterordnen, der sie mit eigenen Kräften retten wollte, der seinen Beruf und seine Fähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe deutlich genug an den Tag legte. Um über die nötigen Mittel gebieten zr können, war es erforderlich, daß der König festen Fuß und Besitz in Deutschland erwarb. Wollten die Protestanten sich den Vorschlägen und der Führung eines Fremden nicht fügen, so mußten sie sich dem Kaiser unterwerfen und ihren Glauben abschwören. Letzteres wollten sie nicht, sie begrüßten vielmehr die Schweden als ihre Mitstreiter und Erretter. Um so mehr mußte es Gustav als seine Pflicht und eine ihm von Gott gestellte Aufgabe betrachten, seinen Glaubensgenossen zu Hülfe zu eilen. Die Geschichte darf ihn daher niemals als „Eroberer" im gewöhnlichen Sinne auffassen.*) Der Kaiser ließ zwar nach seinem Tode allerorten das Tedeum singen, aber durch sein Hinscheiden wurde der Wunsch und die Hoffnung Vieler: die evangelische Kirche zu beseitigen, nicht erfüllt.

---

*) Gustav Adolf hatte als der älteste Sohn Karls IV. in seinem 17. Jahre 1611 den schwedischen Thron bestiegen, als eben sein Reich mit Dänemark, Rußland und Polen im Kampfe lag. Nachdem er mit Dänemark Frieden geschlossen und in einem Vertrag, der Rußland von der Ostsee ausschloß, Schwedens Größe vorbereitet hatte, nahm er den Krieg mit Polen auf und bewies in allen schwedisch-polnischen Feldzügen

An Gustav Adolfs Kanzler trat nunmehr die schwere Aufgabe heran, das begonnene Werk seines Königs fortzusetzen. Oxenstierna war 1583 in Fanö in Upland geboren, er hatte in Rostock und Wittenberg 5 Jahre Theologie und Jurisprudenz studiert und war 1609 Reichsrat geworden.

---

die größte Tapferkeit und den furchtlosesten Mut. Seinem umsichtigen, gebildeten Geiste diente ein kräftiger Körper zum Träger. Hoch von Wuchs, obwohl später ziemlich beleibt, hatte er eine breite, hohe Stirn, eine Adlernase, große Augen, eine wohltönende Stimme und neben einem Ehrfurcht gebietenden Ernst eine Vertrauen erweckende Freundlichkeit. Ebenso groß als Staatsmann, wie als Feldherr war er zugleich ein großer Verehrer der Wissenschaften, er beherrschte vier Sprachen mit großer Fertigkeit, hatte theologische Einsicht und war ein bibelgläubiger Christ mit demütigem, frommen Sinne. Zum Herrscher geboren, wußte er nichts von Furcht; bei aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich. Mit Scharfsinn wußte er die brauchbarsten Personen schnell zu erkennen und an den rechten Ort zu stellen. Im polnischen Kriege bildete er sich tüchtige Offiziere heran und schulte seine Soldaten dergestalt, daß sie in der Folge die besten deutschen Truppen über den Haufen warfen. Um für seine Kriege das benötigte Geld zu beschaffen, hatte er den Finanzeinrichtungen große Aufmerksamkeit zugewendet und den Handel auf alle Weise unterstützt. Er begann nichts Wichtiges ohne Gebet und war unablässig bemüht, Macht und Wohlfahrt seines Volkes nur auf sittlichen Grundlagen aufzubauen. Seine Zeit war geradezu ein Heldenzeitalter für Schweden, und seine Person stand hervorragend in der Mitte desselben. In diesem Sinne haben die schwed. Historiker mit Recht seine großen Eigenschaften den späteren Generationen vorgehalten. Auch wir Deutsche haben die gleiche Pflicht, denn er ist thatsächlich der Retter des protest. Glaubens in Deutschland geworden, und dafür sind wir ihm Dank schuldig. An diese Thatsache muß man sich halten. „Wenn es sich erweisen ließe, daß andere Gründe sein Handeln bestimmten, als der Wunsch, die Glaubensfreiheit zu retten, — ist die evang. Welt ihm weniger Dank schuldig, wenn das, was er vollbrachte, ihr zum Heile gereichte?" Die kritische Geschichtsschreibung will allerdings beweisen, daß es vorwiegend politische Gründe waren, die ihn zur Einmischung in den deutschen Krieg führten. Dennoch trat Gustav Adolf, als er nach Deutschland zog, mit dem klaren Bewußtsein für die großen Prinzipien seiner Zeit, für die Freiheit des ev. Glaubens ein, die ohne ihn verloren war. Ebenso fühlte sich Alexander, als er, das Vermächtnis seines Vaters erfüllend, seine Waffen in das Perserreich trug, als Vorkämpfer der hellenischen Kultur gegen asiatische Barbarei, als Vertreter einer großen weltgeschichtlichen Idee. Gustav Adolf aber müßte außerdem der große Monarch nicht gewesen sein, der er in der That war, wenn er bei seinem Unternehmen nicht immer die Größe seines Volks vor Augen gehabt hätte. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man ihn beurteilen. Gustav Adolfs Berührung mit den deutschen Verhältnissen datierte seit

Bei seinem Regierungsantritt erhob ihn Gustav zu seinem Reichskanzler. Unstreitig war seine Stellung schwieriger, als die des Königs. Er sollte das Werk eines großen Feldherrn und begabten Herrschers ausführen, ohne dessen Ansehen und Macht zu besitzen. Was Gustav den protest. Fürsten hatte

---

1614. Die protest. Union suchte damals Anknüpfung mit den Mächten des Auslandes und wandte sich auch an ihn. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, das Haupt der Union, war sein naher Verwandter. Auch die böhmischen Stände hatten bald nach ihrer Erhebung gegen den Kaiser sich brieflich an ihn gewandt, seine moralische und thatkräftige Unterstützung begehrend. Aber Kursachsen blieb gegen die beweglichsten Vorstellungen taub, und die Unterhandlungen mit Böhmen und den unierten Fürsten kamen nicht vom Fleck. Zwar unterstützte er den Kurfürsten-König Friedrich durch Lieferung von Geschützen und Kriegsvorrat und erklärte sich nach wie vor bereit, wenn nur die protest. Fürsten einig wären, sofort beizutreten. Weiter aber konnte er damals nicht gehen, denn er war in erster Linie König von Schweden, dessen Interessen er wahrnehmen, dessen Kräfte er schonen und erwägen mußte. Die Verhandlungen währten Jahre lang, und erst 1628 beschloß Gustav Adolf gegen den Kaiser, der sich als sein Feind durch Unterstützung der Polen vielfach erwiesen hatte, vorzugehen. Oxenstierna riet ihm, den Krieg gegen Ferdinand mittels Zuges durch Preußen zu bewirken. Hierauf schrieb aber der König am 5. März 1629: „Ich vernehme Eure Meinung, daß man mit dem Kriege in Preußen fortfahren solle. Ich kann diesem Rate nicht beipflichten, denn wie ich aus Euren Briefen entnehme, ist Preußen jetzt so ausgegessen, daß wenn eine Heeresmacht sich da sammeln sollte, selbige verhungern müßte. Die Armeen des Feindes sind freilich stark, aber mit weiten Distrikten aus vielen Garnisonen belästiget, überhaupt bestehen des Feindes Sachen sehr infam." „Was sonst gethan werden kann," schließt Gustav Adolf, „weiß Gott allein, der den Willen zum Beginne, die Kraft zur Ausführung und das Glück zu gutem Ende mildreich verleihen wird, wenn es zur Ehre seines heiligen Namens und zu unserer Seligkeit gedeihen kann, weshalb ich, was ich auszurichten vermeine, lieber in der That als auf dem Papiere beweisen will." Man kann diesen Erwägungen Gustav Adolfs großen politischen Scharfsinn, eine gewisse prophetische Voraussicht, die sich nachher auch bewahrheitete, und namentlich mutvolle Zuversicht des Gelingens und Glaubens nicht absprechen. Je näher die Gefahr ihm rückte, desto kühner schaute ihr Gustav Adolf ins Angesicht. Im Mai 1630 waren die Reichsstände in Stockholm versammelt, um mit ihrem vollen Einverständnis die Verfügungen ihres scheidenden Königs zu vernehmen. Nicht wie ein Eroberer, sondern wie ein Mann, der dem Tode entgegengeht, bestellte dieser sein Haus. Er ist bei seinem Beginnen mit Gott gewiß aufrichtig zu Werke gegangen. Blieb er zurück, so überließ er seine Glaubensgenossen, die flehend ihre Hände nach ihm ausstreckten, rettungslos ihrem Schicksal, ließ die Heimat des Pro-

bieten können, durfte er sich nicht herausnehmen. Es schien, daß das bis jetzt unbesiegte schwedische Heer aus Mangel an Unterstützung und durch die Uneinigkeit seiner Anführer zerstieben, alle Eroberungen verloren gehen, die alte Eifersucht der deutschen Fürsten wieder losbrechen und der Kaiser zuletzt doch wieder den Sieg gewinnen würde. Es fehlte Gustavs Geist, der allein dem Ganzen Kraft und Einheit hätte geben können. Die Sache der Protestanten schien einer völligen Auflösung zuzueilen. Niemand wollte eine gemeinsame Leitung anerkennen. Die deutschen Fürsten handelten auf eigene Faust. Von einer Unterordnung unter Schweden wollten sie nichts mehr wissen. Zwischen den schwedischen Generalen und den deutschen herrschte Zwietracht. Jeder führte sein Heer für sich, ohne den Andern zu unterstützen oder Befehle von ihm anzunehmen.

Oxenstierna's seltene Klugheit und Energie war es, in diese Zerfahrenheit Ordnung zu bringen. Er reiste nach Berlin und Dresden und drang dort mit der Vorstellung durch, daß jetzt durchaus ein Zusammengehen unerläßlich sei. Er ladete die Stände zu einem Konvente ein, den Gustav selber bereits nach Ulm ausgeschrieben hatte und auf welchem der große Bund aller Evangelischen hatte zu Stande kommen sollen. Allein der Kurfürst von Sachsen hielt es seiner für unwürdig, von einem fremden Kanzler Vorschläge anzunehmen und der Kurfürst von Brandenburg wollte weder ja noch

testantismus in der Hand seiner erbittertsten Feinde, und daß er dies nicht that, darin erblicken wir das „Fatum", die „göttliche Schickung", wovon Oxenstierna spricht, deshalb behaupten wir, daß es weder „vornehmlich" noch „durchaus" politische Gründe waren, die Gustav Adolf zu seinem Handeln bestimmten. Wohl änderten sich nach der Größe seiner Erfolge seine Entwürfe im einzelnen, aber niemals deren Grundmotive. Es ist eine Fabel und historisch nicht zu beweisen — obwohl bis auf unsere Tage oft genug nacherzählt — daß er die Errichtung eines protestantischen Kaisertums und für sich den Besitz desselben angestrebt habe. Gustav Adolfs höchstes Lob ist seine Geschichte, das treueste Spiegelbild seiner Tugenden sind seine Thaten.

nein sagen. Oxenstierna brachte daher nur eine Vereinigung mit Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein zu Stande. Diese mußten wohl gehorchen, da ihre Länder von den Schweden besetzt waren. Die Versammlung fand zu Heilbronn statt, weil Ulm nicht Sicherheit gewährte. Sie währte vom März bis Mitte April. Die Vertreter von 12 Reichsstädten viele Fürsten, Grafen und Herren hatten sich eingefunden. Auch Frankreich, England und Holland beschickten den Convent. Oxenstierna erschien auf demselben mit dem ganzen Pomp der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort und mit Verwunderung bemerkte man die Entschlossenheit seines Auftretens.

Nachdem er von allen Versammelten die Versicherung ihrer Treue und Eintracht entgegengenommen, verlangte er, daß sie den Kaiser und die Liga feierlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, die Zwietracht zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem offenen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen Schritt die Möglichkeit einer Aussöhnung abzuschneiden. Ihr ganzes Schicksal wollten sie den Schweden doch nicht in die Hände geben. Sie entgegneten, daß eine Kriegserklärung, da die That selbst spreche, überflüssig sei. Die Kriegserklärung unterblieb daher. Einen gleich heftigen Widerstand erregte der vornehmste Punkt der Beratungen, nämlich wodurch die Mittel zur Fortsetzung des Krieges beschafft werden sollten. Hierbei erfuhr der schwedische Kanzler, was 30 Kaiser vor ihm schmerzlich empfunden, nämlich, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichste sei, von den Deutschen Geld zu erlangen. Anstatt ihm die nötigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm alles Unheil auf, welches die Armeen angerichtet und forderte Erleichterung von denjenigen Lasten, die man jetzt neu und größer übernehmen sollte.

„Wenn Sie den Zweck begehren und doch die Mittel hassen, so können Sie nichts erreichen und dann sind unsere Beratungen überflüssig“, entgegnete ihnen der Kanzler. Mit Entschiedenheit forderte er von Jedem einen Beitrag zur Fortsetzung des Krieges und verlangte ihre Städte zum Quartier für die schwedischen Truppen. Der schwedische Oberbefehl wollte Keinem gefallen. Die Stände meinten, wer sein Geld zu einer Sache hergebe, müsse auch etwas dabei zu sagen habe. Zu dem Ende wollten sie durchaus dem Kanzler einen s. g. Beirat an die Seite setzen, einen Ausschuß von den Ihrigen, der besonders das Geldwesen unter sich hätte und die Einquartierungen besorgte. Sehr richtig erwiderte Oxenstierna, wenn man ihnen selbst das Eintreiben der Kriegssteuern überlasse, so möchte wohl wenig einkommen, und wenn man sie erst fragen wollte, wo die Einquartierungen geschehen sollen, dürfte ihnen leicht keine recht sein. Endlich gab er den Beirat aus elf von den Ständen zu wählenden Männern zu, aber mit der Bedingung, daß ihm in den Kriegssachen jederzeit die letzte Entscheidung verbleiben müsse. Der letzte Punkt der Beratung betraf die Entschädigung einzelner Fürsten. Dem Herzog Bernhard von Weimar mußte Franken als Herzogtum abgetreten werden. Dem Landgrafen Wilhelm von Hessen wurden die westphälischen Stifte, dem Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld, dem Herzog von Würtemberg die Grafschaft Sigmaringen überlassen. Die Witwe des unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz forderte für ihren ältesten Sohn die Unterpfalz und auch dies Gesuch bewilligte Oxenstierna, und er zeigte hierdurch den argwöhnischen Fürsten eine Uneigennützigkeit, welche ihnen hinreichende Beruhigung gewähren konnte.

Wie weit auch die Erfüllung hinter den Wünschen Oxenstierna's zurückblieb, so hatte er doch seinen Zweck, die

Oberleitung des ganzen für seine Krone erreicht, das Band zwischen den Ständen fester geknüpft und zur Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

Die Feldzüge des Jahres 1633.

Der Herzog von Friedland hatte nach der Schlacht bei Lützen den Gen. Diodati nach Wien gesendet, um dem Kaiser Bericht über die Schlacht zu erstatten. Der Kaiser dankte ihm eigenhändig: „Weilen ich heute den glückseligen Succeß und des Schweden Tod von Diodati vernommen, habe ich keinen Aufschub nehmen wollen, den Oberst Löbl zu Ew. Liebden abzufertigen, um Ew. Liebden aufrichtig zu gratulieren." Von Geschenken und Auszeichnungen, welche der Kaiser nach der Schlacht gespendet, geschieht nirgends Erwähnung. Desto freigebiger zeigte sich der Herzog. Er verteilte goldene Ketten und reiche Geldgeschenke. So erhielt der Graf Meroda, welcher erst spät mit der Pappenheim'schen Infanterie eintraf und den Rückzug deckte, 1000 Dukaten, der tapfere Oberst Breuner empfing 12,000 Gulden, der Oberst Kehraus 10,000, das Comargi'sche Regiment 10,000, das Waldstein'sche 8000, der Marquis di Grana 4000 Gulden. Mit unerbittlicher Strenge verfuhr er aber gegen die Feldflüchtigen, zumal gegen die Kavallerie-Offiziere, denen er den unglücklichen Ausgang der Schlacht zuschrieb. Sobald er in Prag angelangt war und die Winterquartiere verteilt hatte, gab er Befehl, „diejenigen, so sich ehrvergessen in der Schlacht gehalten, in Arrest zu nehmen und nach Prag zu stellen." Am 21. Januar 1633 wurde über sie Kriegsgericht gehalten. Von den der Feldflucht überführten Offizieren wurden elf zur Hinrichtuug mit dem Schwerte, andere zum Strang verurteilt. Vor dem Rathause in Prag ward eine mit schwarzem Tuch bedeckte Blutbühne errichtet:

auf dieser wurden 2 Oberstlieutenants, 3 Hauptleute, 1 Rittmeister, 4 Lieutenants und 1 Fähndrich enthauptet, 7 Offizieren wurden die Degen unter dem Galgen zerbrochen und die Namen von 40, die sich nicht gestellt hatten, als ehrlos an den Galgen geschlagen. Obwohl der Herzog hierbei keineswegs willkürlich, sondern nach Urteil und Recht, nicht in der ersten Aufwallung des Zorns, sondern zwei Monate nach der Schlacht das Urteil fällen und vollstrecken ließ, so gab er dennoch dadurch, daß er hohe Offiziere und die Söhne angesehener Familien dem Schwerte des Henkers übergab, ohne ihnen zu vergönnen, die kaiserliche Begnadigung in Anspruch zu nehmen, Veranlassung, daß seine Feinde ihn um so mehr verhaßt machten.

Die Waffenruhe während des Winters benutzte der Herzog, den Regimentern Erholung zu gönnen. Schon auf dem Marsch nach Böhmen schickte er dem Gen. Aldringen, welcher sich mit 6000 Mann bei dem Kurfürsten von Baiern befand, Befehle, sich zu ihm nach Böhmen zu begeben. Der Kurfürst vernahm dies mit großer Bestürzung, doch fügte er sich den Anordnungen Waldstein's und schrieb ihm: „Weil der von Ew. Liebden dem General Aldringen erteilte Befehl also erfordert, so muß ich es wohl geschehen lassen, inzwischen aber erwarten, wie es Gott mit mir und meinem Lande weiter schicken und ordnen will.“

Während der Kaiser in allen Städten des Reichs für den „glorreichen Sieg“ bei Lützen Loblieder anstimmen ließ, und während man in Madrid Volksfeste veranstaltete, und ein Stück, in welchem Gustav Adolf's Tod dargestellt wurde, zwölf Mal bei Hofe aufführte, wußte Waldstein seine Siegesfreude sehr zu mäßigen und war froh, daß die Uneinigkeit der gegnerischen Feldherren ihm einige Ruhe hinter den hohen Wällen der böhmischen Grenze gönnte. Sobald er sich hier sicher wußte, erteilte er auch sogleich dem General Aldringen

den Gegenbefehl, in Baiern zu bleiben, und schrieb sogar dem Kurfürsten, daß er ihn nötigenfalls unterstützen werde, was dieser „gern und mit freundlichem Dank“ vernimmt.

Aldringen marschierte nach Schwaben und nahm am 15. Januar 1633 Kempten mit Sturm. Bei seinem weiteren Vordringen nach Biberach kamen die schwedischen Feldherren Horn und Baner aus dem Elsaß herbei, trieben ihn zurück und besetzten Mindelheim und Kaufbeuren. Eine Abteilung Schweden war im Elsaß unter Anführung des Rheingrafen Otto Ludwig zurückgeblieben, welchem die kaiserlichen Generale Ossa und Montecuculi und der Herzog von Lothringen gegenüberstanden. Herzog Bernhard von Weimar war auf Befehl des Reichskanzlers mit einer Abteilung des Heeres, mit welchem er Waldstein gegen die böhmische Grenze verfolgte, nach Franken gezogen und hatte im Januar Kronach und Bamberg besetzt, im Februar Hochstädt mit Sturm genommen und Regensburg, welches von den Feldherren aller Zeiten mit gutem Grunde für den Schlüssel zum Herzen Oestreichs gehalten wird, in's Auge gefaßt. Den Befehl über die andere, größere Hälfte des Heeres, welches bei Lützen gefochten hatte, übertrug der Reichskanzler dem Herzoge Georg von Lüneburg und ließ ihn nach der Weser aufbrechen, um dort dem Grafen von Gronsfeld die Spitze zu bieten und mit dem am Niederrhein stehenden schwedischen Gen. Baudißin in Verbindung zu treten.

Als der Frühling anbrach, war Waldstein's Heer wieder 30,000 Mann stark. Man erwartete jetzt ein um so entschiedeneres Auftreten von ihm, als sein großer Gegner tot war und die Zerwürfnisse der Protestanten, die Streitigkeiten ihrer Befehlshaber ihm wohlbekannt waren. Allein von dieser Zeit an sind Waldstein's Pläne weit weniger kraftvoll und großartig, als früher. Es schien jetzt, als wolle er sich nur auf das Naheliegende beschränken, und die Mittel, deren er sich

dazu bedient, hüllen sich in ein seltsames Dunkel. Er unterhandelt mit den Gegnern, vorzüglich mit den Protestanten, greift sie, wenn er sie sicher gemacht, wieder an, und unterhandelt von Neuem. Mit dem Kaiserhofe beginnt sich abermals eine Spannung vorzubereiten, und die Art, wie er jene Unterhandlungen betreibt, läßt es zweifelhaft, ob er die Feinde nur täuschen will, oder ob es seine Absicht ist, im Einverständnis mit ihnen den Kaiser zu hintergehen, oder sich als eine dritte unabhängige Macht hinzustellen, um zuletzt den streitenden Parteien Gesetze vorzuschreiben. Wenn der Geschichtsschreiber jedoch nicht weiß, was er gewollt hat, so kann er ein Urteil über seine Person nur nach dem abgeben, was er gethan hat.

Waldstein's erstes Unternehmen war in diesem Jahre auf Schlesien gerichtet. Dort hatte Gallas sich vor den andringenden Sachsen und Schweden hinter die Neiße mit 18,000 Mann zurückgezogen. Der Herzog, welcher den 5. Mai von Prag aufgebrochen war, vereinigte sich mit ihm und rückte gegen Schweidnitz vor. Arnim, der sich stark genug glaubte, seinem Gegner die Spitze bieten zu können, marschierte nach Nimptsch und Münsterberg. Weder bei Stralsund, noch bei Magdeburg, weder bei Nürnberg noch bei Lützen haben wir Waldstein als einen rasch entschlossenen Feldherrn kennen gelernt, vielmehr suchte er seine Gegner stets durch zauderndes Hinhalten — weniger durch entschiedenen Angriff — zu verderben. Ebenso handelte er jetzt in Schlesien. Da er damals leidend war und die Verwaltung seines Herzogtums seine Kraft sehr in Anspruch nahm, empfand er jetzt ein aufrichtiges Verlangen nach Ruhe. Eine Menge Bauten, Gartenanlagen in seiner Residenz Gitschin und auf seinen Schlössern erforderten oft seine unmittelbare Anwesenheit, dazu kam noch, daß die Herzogtümer Sagan und Großglogau ihm gehörten und ihm mithin sehr

viel daran lag, den Krieg so bald wie möglich aus diesen Gegenden zu entfernen. Sobald sich nur die Gelegenheit darbietet, finden wir ihn bereit, die Friedensunterhandlungen mit Sachsen wieder aufzunehmen. Der Herzog wußte, wie wenig geneigt Johann Georg sich in Dresden gegen den Reichskanzler und gegen den franz. Gesandten zur Fortsetzung des Krieges erklärt hatte, er kannte ferner die Mißhelligkeiten, die zwischen den sächsischen und schwedischen Anführern in Schlesien obwalteten. Sobald der Graf Thurn, der berühmte böhmische Rebell, der jetzt General in schwedischen Diensten war, das Heer auf einige Zeit verließ, schloß der Herzog mit Arnim einen Waffenstillstand auf 14 Tage. Dieser Abschluß, den beide Feldherren unterzeichneten, ohne vorher bei ihren Höfen anzufragen, gab Veranlassung zur Aussprengung lügenhafter Gerüchte, welche später nach der Ermordung des Herzogs als wichtige Beweismittel gegen ihn angeführt wurden, durch welche aber gar nichts bewiesen ist. Man beschuldigte Waldstein, daß er bei diesen Verhandlungen versprochen, den Kaiser, wenn er sich weigere, mit Gewalt zur Annahme des Friedens zu zwingen, die Jesuiten aus dem Lande zu vertreiben und den vertriebenen Protestanten in Böhmen ihre Güter zurückzugeben: alles unter der Bedingung, daß er selbst die Königskrone von Böhmen erhalte. Dergleichen Beschuldigungen sind ebenso boshaft als unnatürlich. Es bedurfte durchaus keines Zwanges, um Ferdinand zum Frieden zu bewegen, da er gerade zu dieser Zeit unter Dänemarks Vermittelung mit den Höfen von Dresden und Berlin und mit Hinzuziehung des Reichskanzlers den Frieden auf diplomatischem Wege verhandeln ließ. Wer aber eine Vorstellung von den außergewöhnlichen Besitzungen Waldstein's hat, die aus konfiszierten, von ihm erworbenen Gütern bestanden, der wird überzeugt sein, daß Waldstein niemals daran dachte, diese Güter ihren früheren Besitzern zurückzu-

zugeben. Ebenso wenig durfte er, selbst in dem günstigsten Falle, daß der Kaiser ihm die Krone von Böhmen angeboten hätte, daran denken, in diesem Lande, wo er durch den Uebertritt zur katholischen Kirche, durch seine Erpressungen und Konfiskationen sich allgemein verhaßt gemacht hatte, den Thron zu besteigen. Als ihm daher von dem französischen Hofe sehr ernste Anträge zur Gewinnung der böhmischen Krone gemacht wurden, geht er keineswegs, so verführerisch auch diese Anträge sind, darauf ein, sondern benutzt sie nur, um die Feinde des Kaisers untereinander noch mehr zu verwirren.

In Dresden ließ man es sich sehr angelegen sein, den Waffenstillstand zu einer ernstlichen Friedens-Unterhandlung zu benutzen. Als es hierüber zu einer schließlichen Erörterung kam, verlangte der sächsische Bevollmächtigte, Herzog von Lauenburg, der nach der Schlacht von Lützen in sächsische Dienste getreten war, daß auch Schweden an dem Friedensschlusse Teil haben müsse. Doch Waldstein erwiderte: „man müsse den Schweden als gemeinsamen Feind betrachten, der als Fremder nichts im Reiche zu suchen hätte und den man aus dem Lande jagen müsse." Man sah nun sächsischerseits ein, daß man sich über die Absicht Waldstein's getäuscht hatte, und daß dieser nimmermehr zum Abfall vom Kaiser und zum Uebertritt auf schwedische Seite zu bewegen sei. Der Waffenstillstand war zu Ende, der Krieg begann auf's Neue. Offenbar hatte Waldstein bei diesen Verhandlungen die Absicht, für den Fall selbige nicht zum Frieden führten, das feindliche Heer durch Mangel zu verderben und die Anführer derselben, sowie die Mächte durch Mißtrauen und Eifersucht zu verwirren. Dies gelang ihm so vollständig, daß sämtliche feindliche Parteien zugestehen, von dem Friedländer am Narrenseil geführt worden zu sein. „Wegen der schlesischen Traktaten", schreibt der schwedische Historiker und

Zeitgenosse Chemnitz „gerieth der Reichskanzler nebst anderen Patrioten in sehr sorgliche Gedanken. Der Friedländer wollte vielleicht den Evangelischen einen blauen Dunst vor die Augen machen, und was nicht durch Gewalt, durch Arglist zu erhaschen gedenken. Man befürchtet also, der Herzog suche nur unter diesen Traktaten und Stillstande mehr Volk an sich zu ziehen und dann die Evangelischen zu trennen und einzeln zu schlagen, oder auch, weil in Schlesien Alles aufgezehrt, sie so lange hinzuhalten, bis sie durch Hunger das Land zu verlassen gezwungen wären." Der Herzog Bernhard, dem wir zutrauen dürfen, daß er die Verhältnisse zu beurteilen verstand, sah den Waffenstillstand ebenfalls als höchst ungünstig für die Evangelischen an. Er schrieb an den Herzog von Würzburg: „Ach, was hat uns doch der Waffenstillstand Böses gethan; ich kann nur Herzeleid darüber haben!"

Mit dem 22. Juni ging der Waffenstillstand zu Ende. Die Feindseligkeiten begannen von Neuem. Waldstein rückte mit seiner Hauptmacht vor Schweidnitz, dessen Besatzung der brandenb. Oberst von Burgsdorf befehligte. Dreimal machte Waldstein einen Sturmangriff, doch vergebens. Da kamen die Verbündeten, die Stadt zu entsetzen, und Waldstein zog sich zurück. Zwischen Schweidnitz und Reichenbach bezog er ein wohlverschanztes Lager. Ihm gegenüber setzten sich die Feinde fest, und nun lagen die Heere wochenlang bei einander, wie vormals bei Nürnberg, ohne sich anzugreifen. Doch waren die Verluste für beide Teile noch größer als damals, da die Pest in Schlesien ausbrach und so fürchterliche Verheerungen anrichtete, daß große Bezirke ganz menschenleer wurden. In Schweidnitz begrub man die Toten garnicht mehr. In Breslau starben 13,000 Bürger und in Ohlau waren nicht 30 Menschen übrig. Dabei wüteten beide Parteien, namentlich aber die Kaiserlichen, auf das Entsetzlichste gegen die Einwohner des unglücklichen Landes und

übten die furchtbarsten Martern an Bürgern und Bauern, um ihnen Geld und Lebensmittel abzupressen. Nasen und Ohren wurden ihnen abgehackt, die Fußsohlen aufgeschnitten und ihnen ganze Riemen aus der Haut gerissen. Andere hängte man bei den Beinen auf und machte unter ihren Köpfen Feuer, füllte ihnen Mistjauche in den Hals und trat dann mit den Füßen auf die geschwollenen Leiber. Den Frauen wurden die Brüste abgeschnitten, nachdem sie bis auf den Tod geschändet worden; den Müttern entriß man die Kinder und zerschmetterte sie mit teuflischem Hohnlachen an den Mauern. Die grauenvollsten Rohheiten zogen mit ihrem verpestendem Hauche verwüstend und mordend durch das Land. Welche Scenen des Schreckens und Grausens hat auch diese Provinz gesehen! Ausgeplünderte und ausgestorbene Städte, verwüstete oder verlassene Dörfer, Landstraßen mit Raubgesindel bedeckt, Aecker und Wiesen unbebaut, voll Unkraut und Disteln; im Innern der Städte Hungertsnot und Zerwürfnis zwischen Rat und Bürgerschaft; eine wilde blut- und raubgierige Soldateska; Belagerung, Sturm, Eroberung, Brand und Plünderung von den eigenen Glaubensgenossen; die Pestilenz mit ihren Rabenschwingen und der Tod in seiner scheußlichsten Gestalt; Sittenlosigkeit bis zur Verworfenheit und Unglaube bis zur Gotteslästerung; unter dem Volke Feigheit und Stumpfsinn: das sind einzelne Züge aus dem gräßlichen Nachtbilde jener grausigen Zeit.

Am 22. August wurde ein abermaliger Waffenstillstand unterzeichnet. Arnim reiste zu Oxenstierna, der sich damals in Gelnhausen unweit Frankfurt aufhielt. Er suchte den Reichskanzler für den Frieden zu gewinnen, aber dieser nahm mit Verwunderung wahr, daß in dem Friedensvertrage Schwedens mit keiner Silbe gedacht war. Der Reichskanzler und die Heilbronner Verbündeten nahmen es sehr übel auf, daß Kursachsen einen Waffenstillstand abgeschlossen, ohne ihnen

die geringste Mitteilung darüber zu machen Schwedische Schriftsteller berichten uns nun von höchst sonderbaren, unglaubwürdigen Anträgen, welche damals Arnim und zwar im Auftrage Waldstein's, dem Reichskanzler gemacht habe. Arnim teilt diesem mit: „wie der Herzog den ihm vom Kaiser angethanenen Schimpf noch nicht vergessen, er auch jetzt noch nicht in Wien im besten Concept sei. Er sei entschlossen, sich an dem Hause Oestreich zu rächen, er habe sich schon der Generale Holk, Gallas und anderer Offiziere versichert, verlange von dem Reichskanzler 6 Regimenter, wofür er ihm ebenfalls 6 Regimenter zuteilen wolle, Er sei, sobald dies geschehen, entschlossen, mit dem Heere nach Böhmen, wo das Wahlreich wieder hergestellt werden sollte, dann nach Wien zu ziehen, um den Kaiser zum Frieden zu zwingen.“ Dem Reichskanzler kamen, wie der schwedische Geschichtsschreiber berichtet, diese Anträge „sehr suspekt“ vor, sie schienen ihm so „groß und unerhört, daß er garnichts von diesem Handel gehalten.“ Dem Herzoge von Weimar gab der Reichskanzler sogleich Nachricht von diesen Anträgen, warnt ihn jedoch „vor der betrügerischen List des Friedländers“, und ist der Meinung, „man müsse dessen reelle Demonstrationen *abwarten*.“ Ganz im Widerspruche mit diesem Berichte wird in Geschichtswerken behauptet: der Reichskanzler habe dem Herzoge eine eigenhändig geschriebene Antwort geschickt „wenn es dem Herzoge Ernst wäre, sich zum König von Böhmen aufzuwerfen, so wolle er ihm hierbei behülflich sein.“ Bei Empfang dieses Schreibens soll Waldstein geäußert haben: „Gewiß, das Schreiben hat Händ' und Füß', Oxenstirn muß ein verständiger Mann sein. Es ist aber noch nicht Zeit, wenn die Zeit vorhanden sein wird, will ich alles thun!“

Einerseits sind diese Vorgänge nirgends nachgewiesen, andererseits würde sich der umsichtige Reichskanzler Waldstein's Anträge nur als schlaue Manöver angesehen haben,

die Evangelischen irre zu führen. Arnim wußte dies auch, denn er berichtet am 17. Sepbr. 1633 an Georg Wilhelm von Brandenburg: „Der Herzog behauptet, daß kein beständiger Friede könne gemacht werden, es wären denn die Ausländischen erst vom Reichsboden geschafft, weßhalb er ausdrücklich verlangt, daß wir zuerst die Schweden aus dem Lande jagen, hernach einen Fried machen nach Belieben.“

Die bestimmteste Aufklärung darüber, wessen sich die Sachsen und Schweden von ihm zu versehen hätten, gab Waldstein bald mit dem Degen in der Faust. Er kündigte den Waffenstillstand auf und wendete sich plötzlich rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Die Reiterei wurde durch den vorgeschickten Gen. v. Schaffgotsch völlig geschlagen und das Fußvolk wußte Waldstein völlig einzuschließen. Der Herzog gab dem Grafen Thurn eine Stunde Bedenkzeit, sich mit seinen 5000 Mann gegen 25,000 zu wehren oder sich zu ergeben. Die ganze Armee gab sich gefangen, die Offiziere wurden entlassen und die Mannschaften in die kaiserliche Armee gesteckt. Nach 14jährigen Irrfahrten und unzähligen Glückswechseln befand sich der gefürchtete Kriegsurheber Graf Thurn nun in der Gewalt seiner Feinde. Mit Schadenfreude erwartete man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers und triumphierend hoffte man der Gerechtigkeit ein Opfer zu schlachten. Aber um den Jesuiten diese Lust zu verderben, war es für Waldstein ein süßer Triumph, den Grafen Thurn auf freien Fuß zu setzen. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen, diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie.

Nach diesem Sieg bei Steinau zog Waldstein ohne erhebliche Hindernisse die Oder entlang. Am 16. Oktober eroberte er Liegnitz, am 18. ergab sich Glogau, und darauf folgten Goldberg, Sagan, Krossen und Frankfurt. Waldstein überschwemmte nun die Lausitz, nachdem er in Frankfurt eine

starke Besatzung gelegt. Arnim machte zwar einen Versuch, Frankfurt zu überrumpeln, als ihm dies aber nicht gelang, schloß er die Stadt von allen Seiten ein. Bald mußte er auch die Belagerung aufgeben. Der kaiserl. Gen. v. Manteuffel ließ nun die Frankfurter Kämmereidörfer Tschetzschnow, Kliestow und Booßen niederbrennen, weil sie den sächsischen Truppen Vorschub geleistet.

Die Obersten v. Illo und v. Götz schickte Waldstein nach der Warthe, um sich Landsbergs zu bemächtigen. In Fürstenwalde hausten die Kaiserlichen fürchterlich; man steckte die Stadt in Brand. Auch Bärwalde wurde ausgeplündert. Dann begab man sich nach Köpenick und Berlin. Georg Wilhelm floh nach Tangermünde. Waldstein selbst verheerte mit dem Hauptheer die Lausitz, er eroberte Görlitz am 30. Oktbr. mit Sturm, plünderte es aus und ließ den sächsischen Befehlshaber hinrichten, weil er die Stadt nicht hatte übergeben wollen. Bautzen, hierdurch geschreckt, öffnete freiwillig seine Thore. Vor diesen Raubzügen hatte der Gen. Holk in's Erzgebirge einfallen und Sachsen bis über Leipzig hin überschwemmen müssen. Dieser Feldherr war einer der fürchterlichsten Geißeln des Landes. Wohin er kam, gingen die Städte und Dörfer in Flammen auf, und auf die Nachricht von seiner Annäherung floh alles was fliehen konnte. Die Eilenburg'sche Chronica erzählt: „Aus allen Dörfern war man geflüchtet; die zurückgebliebenen Hunde der Bauern rotteten sich zusammen, und da sie in den niedergebrannten Dörfern nichts zu fressen fanden, heulten sie grimmig auf den Landstraßen umher und zerrissen einzelne Flüchtlinge.“ Als Holk auf seinem Raubzuge von einer tötlichen Krankheit befallen, einen Prediger zum Tröster auf dem Sterbebette begehrte — er war evangelisch — konnte weit und breit keiner gefunden werden, ob er gleich 600 Thaler dafür bot.

Durch diese grausame Verwüstung wurde der Waldstein'sche Zweck, die Kurfürsten zum Abfall von den Schweden zu bewegen, nicht erreicht. Sachsen und Brandenburg wiesen seine Vorschläge zu einer Verbindung mit dem Kaiser zurück.

Schon bereitete sich der Herzog zum Aufbruch nach Dresden vor, als von dem Kurfürsten von Baiern dringende Bitten an ihn eingingen, ihn gegen Bernhard von Weimar zu Hülfe zu eilen. Der Herzog von Weimar hatte am 5. Novbr. Regensburg erobert und der Kurfürst befand sich daher in großer Bedrängnis. So unlieb es Waldstein auch war, den siegreichen Einmarsch nach Sachsen aufzugeben, so beschleunigte er doch seinen Marsch in der unwirtlichen Jahreszeit und auf den beschwerlicheu Gebirgswegen so sehr, daß er noch vor Ende Novbr. in Fürth bei Nürnberg eintraf. Hier empfing er die Nachricht, daß Böhmen nach seinem Abmarsch von neuem bedroht werde und Arnim die Stadt Frankfurt an der Oder eingeschlossen habe. Da er den Kurfürsten Maximilian, der jetzt über ein starkes Heer verfügte, durch die Gen. Aldringen und Strozzi verstärkt, ihn auch noch durch ein spanisches Heer von 10,000 Mann unterstützt wußte, übrigens die Jahreszeit große Operationen nicht rätlich erscheinen ließ, hielt er es für's Ratsamste, sein Heer nach Böhmen zurückzuführen. Einen sehr wesentlichen Dienst hatte er dem Kurfürsten Maximilian durch die dem Gen. Strozzi aufgetragene Besetzung Passaus erwiesen.

Als Bernhard von Weimar Straubingen und Deckendorf besetzt und den baierischen Gen. v. Werth aus seinem verschanzten Lager an der Isar vertrieben hatte, fand er sich in seinem weiteren Vordringen durch das gut verteidigte Passau aufgehalten und kehrte nach Regensburg zurück. Dem Verlangen des Kurfürsten, die Eroberung dieser Stadt in dieser Jahreszeit zu unternehmen, konnte Waldstein, der sich

übrigens mit der Berennung vom Cham aufgehalten, nicht willfahren. „Es ist besser," schreibt er dem Kaiser, „die Armee zu erhalten, als sie vor Regensburg zu Grunde zu richten. Die Stadt kann man alle Zeit den folgenden Sommer wiederhaben." Ebensowenig war Waldstein geneigt, sich noch im offenen Felde zu versuchen. Sobald Herzog Bernhard aus den bereits bezogenen Winterquartieren aufbrach und sich nach der Oberpfalz wendete, zog sich Friedland hinter die böhmischen Gebirge zurück, wohin ihm Bernhard nicht folgte, sondern seine Truppen gleichfalls nach Baiern in die Winterquartiere führte.

Waldstein's Rückkehr nach Böhmen erregte am Wiener Hofe große Unzufriedenheit. Man sah die abermalige Belassung der Erblande sehr ungern und hatte gewünscht, daß der Krieg in fremde Gebiete gespielt würde. Auch hatte man Waldstein in Verdacht, daß er böswillig gehandelt habe, und daß es ihm mit dem Kriege kein Ernst mehr sei. Seine Feinde, zu denen besonders die spanische Partei und die Hofgeistlichen des Kaisers gehörten, erhoben ihre Stimmen immer lauter. Es war um so leichter, mit solchen Vorstellungen bei Ferdinand Gehör zu finden, da ihm die unerhörte, in des Feldherrn Hände gelegte Macht immer lästiger wurde, und je länger sie dauerte, je bedenklicher erschien.

Waldstein wird ermordet.

Einer der erbittertsten und hinterlistigsten Feinde Waldstein's, welcher es sich besonders angelegen sein ließ, ihn dem Kaiser verdächtig zu machen und seinen Sturz herbeizuführen, war der Kurfürst von Baiern. Am 18. Dezbr. 1633 erteilte er seinem Gesandten Richel in Wien den Auftrag: „Dem Kaiser ein Schreiben zu überreichen, in welchem in den stärksten Ausdrücken alle gegen Waldstein erhobenen Anklagen erhoben waren. Er soll die Entlassung desselben eifrig be-

treiben, jedoch sich zuvor erkundigen, ob des Friedländers Kassierung nicht bereits im Werke sei, in welchem Falle der Gesandte zurückhalten solle, da es dem Kurfürsten lieber sei, wenn dieses Eis durch einen Dritten gebrochen werde."

Am Wiener Hofe war man schon damals sehr gegen Friedland eingenommen und Richel meldete dem Kurfürsten am 30. Dezbr. 1633: „daß der Kaiser bereits bestimmt habe, dem Waldstein die Kriegsleitung abzunehmen, daß man aber, ehe es publik werde, sich noch der Treue und des Beistandes der bedeutendsten Generale versichern wolle, zu welchem Zweck mit Gallas, Aldringen und anderen unterhandelt werde. Der Kaiser stehe noch an, was er mit des Herzogs Person vornehmen wolle; ihn frei zu lassen sei bedenklich, mit Arrest und gänzlicher Captur zu verfahren, habe auch seine Schwierigkeiten, er wolle die Erklärung der Generale abwarten." Indessen hatte Friedland noch mächtige Freunde, und der Kaiser war nicht so leicht zu Gewaltthaten zu bewegen. Der Kurfürst befürchtet, der Kaiser werde die Entlassung Friedlands nicht vornehmen. Hierauf berichtet ihm der Gesandte am 18. Jan. 1634: „Der Kaiser habe ihm befohlen, seinem Kurfürsten zu schreiben, es sei ihm leid, wie der Kurfürst durch Friedland behandelt worden, es sei aber Resolution gefaßt, die Sache müsse jedoch vorsichtig angegriffen werden, um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten." Der Gesandte fügt hinzu, die Sache werde sehr geheim traktiert, nur Fürst Eggenberg, Graf Trautmannsdorff und der Bischof von Wien würden beigezogen.

Dem Herzog von Friedland blieben die Umtriebe nicht unbekannt; er ahnte einen zweiten Regensburger Beschluß. Er wollte diesmal dem Kaiser zuvorkommen; nicht empfangen wollte er den Abschied, sondern ihn vielmehr selbst geben. Schon im November hatte er sich gegen Trautmannsdorff ernstlich geäußert, daß er nicht länger gesonnen sei, in kaiser-

lichen Diensten zu bleiben. Sein Gichtleiden nahm so zu, daß er täglich Schwitzbäder gebrauchen mußte und seine aufgebrochenen Füße oftmals geschnitten wurden. Er war mißgestimmt, durch seine stete Abwesenheit ging die Verwaltung seiner Herzogtümer nicht nach Wunsch. Sein Entschluß stand fest: den Oberbefehl niederzulegen, jedoch in einer solchen Verfassung, daß er auf Vollziehung der von dem Kaiser unterzeichneten Traktate dringen könne. In dieser Absicht hatte er eine große Anzahl der vornehmsten Offiziere am 12. Januar 1634 in Pilsen versammelt und sich ebenfalls gegen sie dahin geäußert, daß er sich veranlaßt sehe, das Generalat niederzulegen, da er sich zu sehr von dem Wiener Hofe disgustiert fühle. Diese Eröffnung versetzte die Offiziere in die größte Bestürzung. Nur auf Friedlands Befehl hatten sie die Regimenter geworben, nur von ihm durften sie ihre Besoldung erhoffen. Die Begüterten hatten in dem letzten Feldzuge für Rekrutengelder, Montierung und Rüstungen große Summen vorgestreckt. Trat Waldstein vom Oberbefehl zurück, so durften sie nie hoffen, von dem Kaiser die geringste Entschädigung zu erhalten. Viele erwogen, daß bei dem Scheiden Waldsteins es für immer mit ihrem Ruhm, ihrem Avancement zu Ende sei. Unter den lebhaftesten Beteuerungen ihrer Ergebenheit drangen sie in den Herzog, „nicht von ihnen zu scheiden.“ Krank, unentschlossen und gereizt, wie er war, wußten der Feldmarschall Ilow und Graf Terzka den Herzog zu bestimmen, sein Vorhaben aufzuschieben. „Bei einer vollen Mette unter starkem Herumtrank“, wobei jedoch der stets nüchterne und mäßige Herzog nicht Anteil nahm, kam ein Schriftstück, „der Pilsener Schluß“, zu stande, in welchem die Offiziere für ihren Kriegsherrn den letzten Blutstropfen dahinzugeben und sich nie von ihm zu trennen versprachen.

Bevor der Vertrag in Pilsen zu stande kam, waren

von dem spanischen Botschafter, Grafen Ognata, und der Partei, welche den Herzog befeindete, unzählige Verdächtigungen ausgestreut worden, welche jedoch mehr Eingang bei den Ministern, als bei dem Kaiser fanden. Ferdinand hatte ein großes Vertrauen zu der Treue und dem Dienste seines Feldherrn; noch wies er alle Einflüsterungen zurück. Indessen „hämmerten" sie auf seine Ohren beständig weiter. Das Pilsener Gastmahl wurde dem Kaiser ganz anders dargestellt, und er glaubte nun doch, sich zu einem entscheidenden Schritt entschließen zu müssen. Unter dem tiefsten Geheimnis wurden Befehle erteilt, dem Feldherrn den Gehorsam der Truppen zu entziehen und sie gegen ihn zu empören. Graf Gallas sollte den Oberbefehl übernehmen. Feldmarschall Piccolomini erhielt Auftrag, sich mit 2000 Pferden und 1000 Dragonern nach Pilsen zu begeben, unter dem Schein der Freundschaft in die Stadt einzurücken und dem Leben des Herzogs nachzustellen. Die Regimenter Diodatis mußten daher nach Pilsen aufbrechen. Piccolomini*) konnte Waldstein um so sicherer überfallen, als dieser ihn für seinen treuesten Freund hielt. Er aber entdeckte seinen Plan an Gallas und Aldringen und ermahnte sie, sich nicht nach Pilsen zu begeben, sondern der eine sollte Arnim, der andere den Herzog von Weimar bewachen, damit diese nicht etwa dem Waldstein zu Hülfe eilen könnten. Gen. Maradas in Prag erhielt noch Befehl, dem Herzoge jeden Rückzug abzuschneiden. Gleichzeitig erließ der Kaiser ein Patent, in welchem die-

---

*) Octavio v. Piccolomini, 1599 geboren, diente unter den spanischen Truppen in Mailand und kam später mit dem Regiment, welches der Großherzog von Florenz dem Kaiser gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland. Durch große Tapferkeit stieg er schnell empor und wußte sich Waldsteins Vertrauen zu erwerben. Bei Lützen kommandierte er das Regiment, gegen welches Gustav Adolf persönlich focht und fiel. 1634 ernannte ihn Waldstein zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens. Mit Umsicht verteidigte er die nach Italien führenden salzburger Pässe. Er trug viel zum Sturze Waldsteins bei und

jenigen Offiziere, die den Pilsener Vertrag unterschrieben oder gutgeheißen, sich seiner Begnadigung gewärtigen sollten. Dieses Patent wurde an Gallas mit dem Spezialbefehl gemeldet: „sich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit seinen Anhängern dem Ilow und Terzka, in gefänglicher Verhaft und an einen solch sichern Ort zu bringen, allda er gehört werden und sich über alles dieses genugsam defendieren und purgieren möge, oder doch sich seiner lebendig oder tot zu bemächtigen."

Ferdinand blieb sonderbarerweise mit dem Herzoge in ununterbrochenem Briefwechsel und zwar noch 20 Tage lang, nachdem er ihn entsetzt und als Verräter für vogelfrei erklärt hat. Der Briefwechsel von jener Zeit betrifft vornehmlich die Winterquartiere und man findet weder in den Briefen des Kaisers noch in denen des Herzogs die geringste Spur von Mißtrauen oder gereizter Stimmung. In einem Schreiben vom 4. Febr. geht der Kaiser in seinem Vertrauen zu dem Herzoge, den er bereits am 24. Januar als Landesverräter geächtet hat, so weit, daß er sich von ihm 2 Kompagnien, jede zu 200 Mann, als Leibwache ausbittet welche ihn auf den Landtag nach Preßburg begleiten sollen

---

wurde dafür vom Kaiser reich belohnt. Nach der Schlacht bei Nördlingen focht er mit Isolani in Württemberg und am Main, vertrieb 1635 die Franzosen aus dem Niederlande, erlitt aber gegen die Holländer Verluste. Glücklicher kämpfte er 1640 gegen die Schweden unter Baner, eroberte Höxter und entsetzte Freiberg, machte dann in Westfalen den Festungskrieg mit und befehligte unter dem Erzherzog Leopold in Mähren und Schlesien gegen Torstenson, trat aber nach der Schlacht bei Leipzig 1643 in spanische Dienste. Nachdem er in den Niederlanden abermals gegen die Schweden und Holländer gefochten, rief ihn der Kaiser 1648 zurück, erteilte ihm den Oberbefehl und ernannte ihn zum Feldmarschall. Bei dem Konvent zu Nürnberg 1649 fungierte P. als kaiserlicher Generalbevollmächtigter, ward dann vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben und erhielt vom König von Spanien das von seinen Vorfahren besessene Herzogtum Amalfi. Er starb den 10. August 1656 kinderlos zu Wien. P.'s Sohn Max in Schillers „Wallenstein" ist poetische Fiktion. Das Geschlecht derer von P. ist gänzlich erloschen.

Das letzte seiner Schreiben, datiert vom 13. Februar, mithin 20 Tage nach dem Entlassungspatent. Diesmal ist es Böhmen, welches ihm der Kaiser zu besonderem Schutze anvertraut. „So kann ich keinen Umgang nehmen, Ew. Liebden diese Sache nochmals anheim zu stellen, nicht zweifelnd, Sie werden alles wohl in Acht nehmen.“ An demselben Tage, an welchem er ihm das Königreich Böhmen zur Verteidigung anvertraut und ihm seiner kaiserlichen Gnade versichert, erläßt Gallas in Pilsen, am 13. Februar, eine Bekanntmachung, in welcher er „kraft der ihm erteilten kaiserlichen Patente, bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade den Offizieren befiehlt, ferner keine Befehle von dem Herzoge von Friedland anzunehmen, sondern allein dem nachzukommen, was er befehlen würde.“

Im Auftrage des Kaisers wird also ein Komplott der Generale Gallas, Piccolomini und Aldringen und ihrer Landsleute Maradas, Colloredo, de Suys, Caretto, Mohra, Marzini und andere vereinbart. Man sieht, die Verschwörer sind keine Deutsche. Wohl aber hatten sie es auf echt deutsche Männer abgesehen. Waldstein, Terzka, Ilow, Sparr, Herzog Julius von Sachsen, Mohrwald, Schaffgotsch, Scherffenberg, Bredow, Rauchhaupt, Peukher, Schütz, alle deutscher Herkunft und evangelischen Glaubens; werden von dem kaiserlichen Patente nicht in Kenntnis gesetzt, und da sie die Befehle des Herzogs, von dem sie wissen, daß er mit dem Kaiser im vertrautesten Briefwechsel steht, respektieren, wird ihnen dies zum Verbrechen gemacht.

Mit welchem entehrenden Namen soll man aber das Benehmen des Kaisers gegen den Herzog bezeichnen! Ihm, dem er zweimal die Rettung des Thrones und Reiches verdankt, der ihm Gut und Blut geopfert, der — was die schwerste Prüfung der Treue war — ihm die empfindlichste Kränkung nicht entgelten ließ, da er in großer Bedrängnis

sich an ihn wendete, ihn giebt er der Verräterei geheimer Ankläger Preis, ohne die Anklage zu prüfen, ohne den Angeklagten vor Gericht zu stellen, ohne ihn zur Verantwortung vorzuladen. Der Herzog von Mecklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau, den der Kaiser zum regierenden und souveränen Reichsfürsten erhoben, der reichste Baron seines Reiches, der, wo es den Dienst des Kaisers galt, zu jeder Aufopferung bereit war und zu dem tausende seiner Krieger mit Ehrfurcht emporschauten, er wird jetzt, ohne daß auf seine Dienste, sein Alter, seine Treue, seine Familie die geringste Rücksicht genommen wird, von dem Kaiser arglistig hintergangen und ungehört den Hellebarden gedungener Mordgesellen überlassen!

Von den bereits am 24. Januar seinen Feinden eingehändigten Patenten erhält er nicht eher Nachricht, als nachdem sie am 22. Febr. in Prag öffentlich angeschlagen wurden Dem Feldzeugmeister Sparr, der dem Herzoge diese Nachricht mitteilt, wird dies von dem Kaiser zum Verbrechen angerechnet, und seine Verhaftung befohlen. Es zeigt sich, wie die schmutzigste Raubsucht allen anderen Furien voraneilt und sich schon auf die Beute des Geächteten wirft, noch ehe der Mordstahl ihn erreicht hat: Der Kaiser erteilt dem Obersten Grafen Puchheimb unterm 20. Febr. eine „geheime Instruktion“, „alle Friedländischen Güter zu konfiszieren und in Bereitschaft zu bringen, da „Uns“ selbe Güter durch erfolgte meineidige Rebellion und Flucht zum Feinde als dem höchsten Oberhaupte anheimfallen.“

Waldstein hatte nach dem Pilsener Vertrage seinen Offizieren öffentlich und feierlich erklärt, daß er von niemandem verlange, etwas gegen den Kaiser zu unternehmen. Um sich aber, nachdem ihm die Befehle, welche Gallas ausgab, zu Gesicht gekommen waren, von der Gesinnung des Kaisers zu überzeugen, schickte er den Obersten aus Pilsen den 21. und

den Gen. Breuner den 22. Febr. nach Wien an den Kaiser ab, beide mit Vollmacht, alles zu unterzeichnen, was man von ihm begehre und in seinem Namen zu erklären, daß er bereit sei, das Kommando niederzulegen und sich zur Verantwortung zu gestellen, wohin es der Kaiser befehlen würde. Schändlicherweise wurden aber beide Abgeordnete von Piccolomini und Diodati festgehalten, so daß ihre Botschaft an den Kaiser erst dann anlangte, als der Herzog ermordet war.

Waldstein befand sich in Pilsen krank und in sorgenvoller Stimmung. Als er erfuhr, daß mehrere Regimenter in Prag revoltierten, als die Meldung einging, daß man seine Bagagewagen plünderte und Truppen gegen Pilsen in Anmarsch wären, da sah er sich gezwungen, an seine persönliche Sicherheit zu denken. Zuerst schwankte er noch, welchen Weg er nehmen soll. Er schickt am 21. Febr. Terzka zu den 5 Kompagnien, welche 2 Stunden von ihm bei Pilsen einquartiert waren, damit sie ihn nach Prag begleiten mögen. Seiner Leibgarde glaubte er wegen ihres Oberst Torrent nicht mehr trauen zu dürfen. Terzka brachte diese Kompagnien noch in der Nacht nach Pilsen. Nach dem Anschlag der kaiserlichen Patente in Prag entschied sich der Herzog nicht Prag, sondern die Festung Eger als Zufluchtsort zu wählen. Er glaubte in dem daselbst kommandirenden Oberst Gordon, dem er viele Wohlthaten erwiesen, einen ihm ergebenen Offizier zu finden. Erst jetzt, nachdem er weiß, daß er von dem heuchlerischen und eidbrüchigen Ferdinand für vogelfrei erklärt, als er sich von Verrätern umzingelt und sein Leben bedroht sieht, faßt er, von der Notwehr getrieben, den Entschluß, sich dem Herzoge Bernhard von Weimar in die Arme zu werfen. Waldstein hat mit den Feinden nicht eher unterhandelt, als 3 Tage vor seiner Ermordung, als er, um sein Leben zu retten, von Pilsen floh.

Der Waldstein'sche Antrag wurde dem Herzoge von

Weimar nach Regensburg durch den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg überbracht, doch Bernhard von Weimar lehnte denselben ab.

Waldstein verließ Pilsen den 22. Febr., morgens 9 Uhr. Als Besatzung für Pilsen ließ er den Feldzeugmeister Sparr mit mehreren Kompagnien und einem Regiment Kürassiere zurück. Der Herzog, der sich wegen heftiger Gichtschmerzen in einer Sänfte tragen lassen mußte, hatte nicht mehr, als 10 Reiter-Kompagnien bei sich und gelangte an diesem Tage bis Mies. Am 24. früh brach er nach Eger auf. Der Kommandant Oberst Gordon schickte ihm den Oberstlieutenant Lesli entgegen und ließ ihn wissen, daß er sich ganz zu Waldsteins Befehlen bereit halte. Die Bagage bei den Waldstein'schen Truppen führte der Oberst Butler, ein kath. Irländer, mit 200 Dragonern.

Mißmutig und krank kam der Herzog am Abend des 24. Febr. „in einer schlechten Sänfte von 2 Pferden getragen, mit einigen Kompagnieen und Kutschen" in Eger an. Es war kaltes rauhes Wetter. Mit ihm waren der Graf Terzka, Feldm. v. Ilow, Oberst v. Butler, Rittmeister Neumann und sein Schwager der Graf Kinsky. Der ihm entgegen gekommene Oberstlieut. Lesli führte ihn in die Festung ein, woselbst Waldstein in dem Hause des Bürgermeisters Pachhelbl am Marktplatz sein Quartier nahm. Terzka und Kinsky bezogen mit ihren Frauen den Seitenflügel desselben Hauses.

Gordon und Lesli erbaten sich ihre Befehle von Waldstein, anstatt solcher erklärte er ihnen, wodurch er gezwungen worden, sich jetzt den Feinden in die Arme zu werfen. „Ich verhehle Ihnen nichts, aber ich stelle es jedem, welcher Bedenken trägt, frei, hinzugehen, wohin es ihm beliebt." Gordon und Lesli gelobten, bei dem Herzog auszuhalten. Sobald sie aber sein Zimmer verlassen hatten und Butler ihnen die Befehle von Gallas und die Aussicht auf Beute und kaiserliche

Belohnung eröffnete, wurden sie anderer Ansicht. Butler hatte schon unterwegs mit sich gekämpft, ob er nicht mit seinen Dragonern Waldsteins Sänfte umringen und sich seiner bemächtigen solle. Aber die Furcht vor Terzka und Kinsky, welche die übrigen Truppen führten, hatte ihn zurückgehalten. Angekommen in Eger, war es sein erstes Geschäft, seinen Freund Gordon und dessen Major Lesli aufzusuchen, um ihnen den von Gallas erhaltenen Befehl des Kaisers bekannt zu machen. Zugleich eröffnete er ihnen seinen Entschluß, die gegen den Herzog ergangene Acht zu vollstrecken. Es fand nun auf der Citadelle, wo Gordon seine Wohnung hatte, eine Beratung statt. Sie kamen überein, gemeinschaftliche Sache zu machen, obgleich alle drei im Pilsener Revers ihre Treue gegen Waldstein zugesichert hatten. Anfangs wollten sie den Herzog und seine Anhänger nur gefangen nehmen, aber sie besorgten, daß es schwer sein würde, den Herzog durch die ihm anhängigen Truppen zu bringen. Ihr eigenes Leben mußten sie einsetzen, wenn die Soldaten und Dienerschaft Miene machten, ihren Herrn zu befreien. Es wurde daher nicht Gefangennahme, sondern Ermordung beschlossen. Nicht in der nächsten, wohl aber in der nächstfolgenden Nacht sollte ihr schändliches Vorhaben ausgeführt werden.

Da ihnen für alle Fälle die Beseitigung der Freunde Waldsteins ratsam erschien, so kam man überein, diese gleichfalls umzubringen. Um sie alle fünf bei einander zu haben, wurde verabredet, daß Gordon sie auf den folgenden Tag zum Abendessen auf die Citadelle einladen solle.

Butler hatte von seinem Regiment den Major Geraldino, die Hauptleute Magdonald, Birch, Brown und Deveroux, von Terzka's Regiment den Hauptmann Pestaluz in das Complott gezogen. Als am nächsten Morgen die Einladungen zu dem geplanten Fastnachtsschmause ergangen waren, hielten die Verschwörer noch eine Beratung. Gordon und Lesli

wären am liebsten aus Eger entwichen, aber wer dem Teufel die Hand giebt, dem nimmt er den Arm; sie besaßen nicht mehr die Kraft, ihrem Gewissen zu folgen. Waldstein, krank und niedergebeugt, ließ auf die Einladung erwidern, daß er nicht erscheinen könne, aber die vier anderen sagten zu.

Um 6 Uhr abends, am Sonnabend den 25. Febr. 1634, fuhren die Grafen Terzka und Kinsky, der Feldmarschall von Ilow und der Rittmeister Neumann in einem Wagen nach der Citadelle zu Gordon, der sie mit Butler und Lesli empfing. Die Zugbrücke ward hinter den sorglosen Gästen aufgezogen, bald saßen sie fröhlich an wohlbesetzter Tafel. In einem Nebenzimmer hatte Butler den Hauptmann Deveroux mit 24 Dragonern und in ein zweites den Major Geraldino mit 6 Dragonern verborgen aufgestellt und sie von dem, was sie thun sollten, unterrichtet. Die Gäste hatten ihre Diener bei sich; diese wurden jedoch in ein entlegenes Zimmer geführt, mit Speisen bewirtet und eingeschlossen. Als nach 8 Uhr das Konfekt aufgetragen wurde, erhielten die Dragoner das verabredete Zeichen. Mit dem Rufe: „Hoch lebe Oestreich!“ trat von der einen Seite Geraldino mit seiner Mannschaft, von der andern Deveroux mit dem Rufe: „Wer ist gut kaiserlich?“ mit seinen Dragonern in den Saal. Butler, Gordon und Lesli sprangen auf, ergriffen jeder einen Leuchter, zogen ihre Degen und traten mit den Worten „vivat Ferdinandus“ an die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Um Lärm zu vermeiden, hatte man den Dragonern keine Gewehre, sondern Stoßwaffen gegeben. Diese stießen den Tisch um und stürzten sich auf die ihnen bezeichneten Schlachtopfer. Kinsky fiel zuerst, Ilow wurde in den Rücken gestochen, als er seinen Degen von der Wand nehmen wollte. Graf Terzka, dem es geglückt war, zu seinem Degen zu kommen, stellte sich in eine Ecke des Saales, forderte Gordon und Lesli als schändliche Verräter heraus, mit ihm zu fechten, hieb zwei

Dragoner nieder, schlug Deverour den Degen entzwei und wehrte sich so lange, daß die Dragoner ihn für „gefroren“ hielten. Endlich jedoch gab er seinen Geist auf. Der Rittmeister Neumann war in den Vorsaal entkommen, allein hier empfingen ihn die aufgestellten Wachen, und da er das Losungswort nicht kannte, stießen sie ihn gleichfalls nieder. Die eingesperrten Bedienten hörten das Geschrei ihrer sterbenden Herren und stiegen durch die Fenster, um ihnen Hülfe zu bringen, allein auch sie wurden niedergehauen. Der Speisesaal glich einer Schlachtbank, und die Ueberreste der Speisen samt den Flaschen und Bechern schwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrschte in der Stadt tiefe Ruhe. Es war eine finstere, umheimliche Nacht, der Wind heulte und ein feiner Regen klirrte gegen die Fenster.

Butler ging leise mit 2 Compagnien Dragoner aus der Citadelle und wurde still in das Stadtthor eingelassen. Er besetzte die Gassen und den Markt und kehrte dann in die Citadelle zurück. Lesli ließ die Mannschaft der Hauptwache dem Kaiser nochmals schwören und 100 Dragoner, welche Butler noch während der Nacht in die Stadt eingelassen hatte, patrouillirten durch die Straßen. Es war Mitternacht, als Butler, Geraldino und Deverour mit ihren Dragonern von der Citadelle in die Stadt einrückten und geradewegs auf Waldstein's Wohnung nach dem Markt marschirten. Die Schildwachen ließen sie sorglos ein, weil der Hauptmann Deverour vorgab, eine wichtige Meldung dem Herzog überbringen zu müssen. Schnell besetzte Butler die vordere, Geraldino die hintere Hausthür. Deverour stieg mit 6 Mann die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der sie abhalten wollte, wurde niedergestoßen. Im letzten Vorzimmer begegneten sie einem zweiten Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn trat und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hatte. Den Finger auf den Mund

legend, bittet sie der erschrockene Diener, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog soeben eingeschlafen sei. „Freund", rief Deveroux ihn an, „jetzt ist es Zeit zu lärmen." Mit diesen Worten stieß er die Stubenthür entzwei und drang in das Gemach. Waldstein war aus dem Bette ans Fenster gesprungen, um nach der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er vom Seitengebäude das Wehklagen der Gräfinnen Terzka und Kinski, die soeben von dem Tode ihrer Männer Kenntnis erhalten. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deveroux mit seinen Mordgesellen vor ihm. Er war im Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen. „Bist Du der Schelm", schrie Deveroux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feinde überführen und Sr. Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt Du sterben." Er hielt einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete. Aber Waldstein schwieg. Die Arme weit auseinander breitend, empfing er in die Brust den tödtlichen Stoß der Partisane. Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenster hinauswerfen, aber Deveroux ließ es nicht geschehen, sondern wickelte ihn in einen Teppich und ließ ihn in Lesli's Wagen in die Citadelle zu den vier andern Entleibten bringen, mit denen er den ganzen folgenden Tag im Hofe liegen blieb.

Der Kaiser beweinte den Tod seines Feldherrn und ließ in Wien für ihn 3000 Seelenmessen lesen, zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Ketten reich zu belohnen. Ueber die Beerdigung verfügte er: „Die todten Körper belangend, haben wir, um unserer Freundschaft zu Friedland, ihn in der Stille zu begraben gnädigst bewilligt. Die andern aber, welche katholisch gewesen, können zu Eger an geweihten Orten, die unkatholischen aber in der Vorstadt bestattet und der Neumann seiner losen Zunge wegen unter dem Galgen der Uebelthäter einbegraben werden." Waldstein's Sarg war zu klein geraten, und da der Leichnam steif

geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Wittwe, geb. Gräfin Harrach, ließ ihn zwei Jahre darauf in der von ihm sebst bei Gitschin erbauten Carthause beisetzen. Hier ließ 1639 der schwedische General Baner sich die Gruft öffnen, nahm den Schädel und den rechten Arm heraus und schickte diese vermoderte Beute nach Schweden.

Butler bemächtigte sich sofort alles vorhandenen Geldes, des Feldgeräts und der Kostbarkeiten des Herzogs und stellte überall starke Wachen aus. Am Tage nach dem Morde blieb der Markt mit Soldaten und Geschützen besetzt. Es revoltirte jedoch Niemand. Lesli war noch in der Mordnacht zum Grafen Gallas geritten, und dieser sandte ihn geradenwegs an den Kaiser. Gallas bekam die Herrschaft Friedland. Das Herzogtum Sagan behielt der Kaiser. Mit Waldsteins übrigen Gütern, sowie mit Terzka's und Kinsky's eingezogener Habe wurden alle belohnt, die sich beim Sturze des Feldherrn tätig erwiesen hatten. Mit wahrer Räubergier betrieben sie diese Verteilung und verhehlten ihren schmutzigen Geiz und ihre erbärmliche Gesinnung so wenig, daß sie vom Kaiser für ihre Greuelthaten nicht genug bekommen konnten. Mehrere Hauptleute, Bürger und Soldaten wurden als Anhänger Waldstein's hingerichtet. Auch mehrere Obersten wurden gefänglich eingezogen, vor Gericht gestellt und, so ungenügend die gegen sie vorgebrachten Beweise auch waren, zum Tode verurteilt. Der Kaiser milderte indeß diesen Ausspruch und verwandelte ihre Strafe in Festungshaft, mit alleiniger Ausnahme des Gen. Grafen Schaffgotsch, dessen Todesurteil er bestätigte. Schaffgotsch war evangelisch und wurde hart gefoltert, um Geständnisse von ihm zu erpressen. Er beharrte trotz aller Martern bei der Aussage, daß er weder Teilnehmer einer Verschwörung, noch Kenntnis davon habe.

Eine Schuld Waldstein's hat bis jetzt Niemand zu erweisen vermocht. Die Darstellungen, welche auf Veranlassung des kaiserlichen Hofes erschienen, um einen so schändlichen

Mord zu entschuldigen, gründen sich auf unerwiesene Aeußerungen Anderer. Sie enthalten Widersprüche und lassen sich in einzelnen Angaben durch urkundliche Nachrichten widerlegen. Mit Recht sagt daher Schiller: „Man muß zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben, daß die Verräterei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine bewiesene Thatsache, blos auf wahrscheinliche Vermutungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen blos seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Bestreben, seine wichtige Stellung zu behaupten. Aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verräterei für überwiesen zu halten." Wie man aber auch über seine Thaten denken möge: daß der kaiserliche Hof ihn richtete, ohne ihn zu hören, ihn verdammte ohne Beweise, und ihn Meuchelmördern preisgab, die nach seinem Gelde lüstern waren, bleibt eine Handlung der Willkür und Ungerechtigkeit und empörende Undankbarkeit an dem, der einst alle Reichsfürsten vor ihm zittern gemacht, und den raschen Siegeslauf des gefährlichsten seiner Feinde unter den bedenklichsten Umständen zu hemmen gewußt hatte.

In Eger fielen die Mörder sogleich mit Raubgier über die reiche Beute her. Piccolomini bemächtigte sich der Friedländischen Kriegskasse, der Silberwagen, der Pferde und des ganzen Gepäckes. Er ließ einem jeden Soldaten 2 Dukaten auszahlen. In dem Bericht des Gen. Gallas an den Kaiser fehlt es nicht an Empfehlungen zu Belohnungen für „die geschwinde Exekution", wie er den Mord bezeichnet. Er

bittet für Butler und für Gordon um Verleihung von Regimentern und empfiehlt Lesli zu besonderen Gnaden. „Außer diesen ist“, so meldet er aus Pilsen am 28. Februar, „den Soldaten ein Monatssold versprochen worden, und zwar an 12 Soldaten, so den Effekt gethan, jedem 500 Reichstaler, dann dem Major, der sie geführt, 2000, und 2 Hauptleuten, so demselben assistirt, jedem 1000 Reichstaler. Unter dem 10. März sendet er dem Kaiser ein Verzeichnis derjenigen Sachen, welche sich am 26. Febr. in Waldstein's Quartier befanden. Die Beute war nicht gering, welche den Mördern in die Hände fiel. In einem Koffer fanden sie oben auf „das goldene Vließ“, vom Könige Philipp IV. dem Herzoge verliehen, welches der Kaiser mit eigener Hand ihm umgehangen hatte und welches jedem Ritter das Vorrecht gab, nur vor versammeltem Ordens-Capitel gerichtet zu werden. Das Silbergerät wurde Stück für Stück aufgeführt, da jedoch einige Truhen offen gefunden wurden, so machte schon vor Inventirung manches abhanden gekommen sein, indessen wurden noch immer 62 Schüsseln, 40 Teller, 7 große goldene Gießbecken, 20 Becher, 12 Leuchter u. s. w. aufgezählt. Nicht minder wertvoll waren die Reit- und Wagenpferde, Geschirre und Wagen. 200 Pferde wurden verzeichnet. Der Kaiser beschenkte die Mörder des Herzogs*) mit wahrhaft kaiser-

* Albrecht von Waldstein wurde am 14. September 1583 auf dem Gute Hermanic in Böhmen geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Landwirt. Nach dem frühen Tode seiner Eltern, welche beide evangelisch waren, brachte einer seiner Oheime den 14jährigen Albrecht in das Jesuiten-Konviktorium zu Olmütz. Hier wurde er für den katholischen Glauben gewonnen. Er bezog dann die Universität Altdorf, wo in den noch vorhandenen Universitätsakten viele dumme Streiche von ihm berichtet sind. Herangewachsen bereiste er in Begleitung eines reichen Edelmannes Frankreich, Holland, England, Deutschland und Italien, wo er sich zu Padua astrologischen Studien widmete. Diese Wissenschaft zog ihn in ihre magischen Kreise; sein ganzes Leben hielt er daran fest, daß der Stund der Sterne bestimmend für das Schicksal der Menschen wäre. Aus Italien heimgekehrt, trat er, 23 Jahre alt, bei dem Kaiser Rudolf in Kriegsdienste und erhielt nach einigen Feldzügen gegen die Türken eine Hauptmannstelle. Nach dem Frieden (1606) kehrte er nach Böhmen zurück und vermählte sich

licher Freigebigkeit, was ihm um so leichter wurde, da er nur über den zu Eger erbeuteten Raub und die konfiszirten Güter zu verfügen hatte. Sobald ihm die Zu-

mit einer betagten, sehr reichen Wittwe, Lucretia von Landeck. Als diese 1614 starb, fielen ihm deren wertvolle Güter in Mähren zu, während er noch 14 Güter von seinem Oheim erbte. Als 1617 Ferdinand von Steiermark mit der Republik Venedig Krieg führte, erwarb er sich großen Ruhm, indem er mitten durch die Belagerer der hart bedrängten Stadt Proviant zuführte. Deshalb und weil er gegen seine Soldaten sehr freigebig war, erwarb er sich bald einen geachteten Namen. Der Kaiser Matthias war ihm sehr gewogen, er ernannte ihn zum Kammerherrn und erhob ihn in den erblichen Grafenstand. Sein Einfluß bei Hofe stieg noch durch seine Vermählung mit der Tochter des kaiserl. Geh. Rats Grafen von Harrach. In dem Aufstande der böhmischen Stände 1618, woselbst sich der größte Teil seiner Standesgenossen und seine Verwandten gegen den Kaiser erklärten, schwankte er keinen Augenblick, obwohl der Stern des Hauses Habsburg zu verlöschen schien. Er wies das Ansinnen, sein Regiment zu des Kaisers Feinden stoßen zu lassen, zurück und bot alle Mittel auf, dem Kaiser nachdrückliche Hülfe zu gewähren. Seine Kürassire entschieden das Treffen bei Teyn (10. Juni 1619), durch welches der Kaiser von großer Angst befreit wurde. Als auf dieser Seite keine Gefahr mehr drohte, focht er gegen Bethlen-Gabor, der die Unruhen benutzte, um Ungarn für sich zu gewinnen. Aber auch hier siegten die Kaiserlichen unter seiner hervorragenden Mitwirkung. Nach dem Sieg bei Kremsior (18. Okt. 1621) wurde er zum Feldmarschall ernannt. Die Niederwerfung Böhmens wußte er sehr zu seinem Vorteil zu benutzen, indem er 60 Güter von vertriebenen Edelleuten für ein Billiges erstand. Durch den Erwerb der Herrschaft Friedland ward er zum Herzog von Friedland erhoben. Als der Kaiser in neue Bedrängnis geriet, erbot sich Waldstein, ein Heer von 40,000 Mann auf eigene Kosten auszurüsten und zu besolden, wogegen er das Recht für Erhebung von Geld und Naturalien in den feindlichen Landen sich vorbehielt. Seine erste Aufgabe war das Heer zu schaffen. Vom Kaiser empfing er nichts. Er sammelte einige Obersten um seine Person und diesen wurden Patente zur Errichtung von Regimentern mit der Bestimmung der Sammelplätze gegeben. Die Obersten sandten ihre Werbeoffizirre aus, um Söldner zu gewinnen. Nach der Sache, für welche in den Krieg gezogen werden sollte, hatte Niemand zu fragen. Unter wessen Führung die beste Aussicht auf Beute war, der hatte den meisten Zuzug. So fanden sich denn Italiener, Spanier, Wallonen, Schotten, Russen, Iren, Dänen, Kroaten, Slovaken und andere Völker zusammen. Denn nach der Nation wurde ebensowenig gefragt, wie nach der Konfession; der Protestant diente in demselben Gliede, wie der Katholik. Die Abteilungen hatten zunächst kein militärisches Ansehen, sie glichen Räuberhorden und Zigeunerbanden. Derartigen Regimentern zogen der Troß von Weibern, Kindern, Handwerkern, Marketendern, Gesindel aller Art in viel größerer Stärke, als das Regiment, nach. Wehe der Stadt oder dem Dorfe, woselbst sich diese Landplage

mutung gemacht wurde, in seine eigene Kasse zu greifen, zeigte er sich überaus knauserig. Frevelhaft erscheint es, wie der Kaiser schon zu der Zeit, in der er von dem Morde noch gar keine

festnistete. Nachdem das Heer endlich aufgestellt war, erhob sich die neue Schwierigkeit, wie die Verpflegung beschafft werden sollte. Waldstein behauptete: „Der Krieg ernährt den Krieg." Die Soldaten mußten plündern und rauben. Zu Ende 1625 war das Heer marschfähig. Waldstein hatte Vollmachten zu Verhandlungen mit den Ständen. Aber diese führten zu keinem Ziel. Die Waffen sollten entscheiden. Der Kaiser beauftragte ihn, Schlesien von den Feinden zu säubern und Brandenburg, Mecklenburg und Pommern zu besetzen. Der Kurfürst von Brandenburg wurde zur Unterwerfung genötigt und der unter Dänemarks Fahnen kämpfende Markgraf von Baden zum Aufgeben seiner starken Stellung an der Havel gezwungen. Der Ruf von Waldstein's Siegen erscholl in ganz Deutschland, ebenso aber auch die Klagen über die Bedrückung seiner Soldaten. Nicht minder waren die katholischen Fürsten gegen ihn erbittert. Denn er machte nicht den geringsten Unterschied zwischen den Konfessionen Mehr als einmal erklärte er, „daß er mit den Pfaffen, denen der Teufel in das Gedärm fahren sollte, keine Gemeinschaft suche." Auf dem Reichstag zu Regensburg 1630 trat die Wendung ein. Ferdinand wünschte die Wahl seines Sohnes zum römischen König. Dies zu erreichen war keine Aussicht, wenn er nicht den Antrag der Kurfürsten auf Entlassung Waldstein's genehmigte. Es fehlte nicht an Fürsprechern für den Friedländer, aber Ferdinand bestätigte das Dekret, welches die Absetzung verfügte. Waldstein legte das Kommando nieder und begab sich auf seine Besitzungen in Böhmen. Hier lebte er in fürstlicher Pracht. Seine Residenz war Gitschin. Seine ausgedehnten Besitzungen hielt er in musterhafter Ordnung. Ueberaus thätig, bekümmerte er sich ebenso um die Gesammtleitung wie um Einzelheiten. Als er im Feldlager anwesend war, flogen die Berichte hin und her. So gab er Aufträge über Maulbeeranpflanzungen, Brauhäuser, Eisenhämmer, Pulvermühlen, Salpeterhütten, Bergwerke; dann erteilte er Ratschläge in Fischereisachen und Bodendüngung. Unmittelbar vor seiner Absetzung schrieb er an seinen Landeshauptmann wegen Einbringens von Heu und Grummet, ein andermal kümmert er sich darum, „daß die blöden, kranken Kapaunen in die Vorwerke verteilt werden, damit sie in der jungen Grasweide wieder gesund würden." Als guter Haushalter bekümmert er sich um die Preise aller Naturalien, und weil der Graf Terzka sein Bier zu 5 fl. giebt, meint er, das seinige auch dafür geben zu können. Wie der genaueste Bauer sah er seinen Leuten auf die Finger, seinen Verwalter weist er an, „den Gärtnern an Zwiebeln, Möhren, Petersilie, Salat keinen Pfennig passieren zu lassen." Aber wie hoch er auch die Sorgsamkeit für die kleinen Dinge schätzte, er ging doch keineswegs in ihnen auf, sein Blick war auf das Ganze gerichtet. Die Hebung des Wohlstandes und Pflege der Bildung bei seinen Unterthanen bilden den eigentlichen Inhalt seiner Regententhätigkeit. Für Arme errichtete er Spitäler, Schulen baute er und als 1633 dte Pest

Kenntnis hatte, bereits über das Privateigentum derer verfügt, die dem Morde zum Opfer fielen. Die Nachricht von dem vollzogenen Morde nimmt der fromme Kaiser mit „Dank

---

in Böhmen wütete, griff er persönlich mit Schutzmaßregeln durch. Die Geschichte hat diesen bedeutenden Mann vielfach falsch dargestellt. Er wird als eine finstere, jähzornige, unzugängliche Erscheinung aufgefaßt, während er leutselig, nicht stolz, arbeitsam, im höchsten Grade freigebig und mildrichtend gegen andere war. Unermüdlich im Schaffen, konnte er im Vergleich zu anderen Fürsten seiner Zeit an Fleiß und Wissen Vielen zum Vorbild dienen. Wie den materiellen Bedingungen zur Wohlfahrt war auch seine stete Fürsorge den geistigen Bedürfnissen zugewandt, Für die Bildung der höheren Stände traf er umfassende Maßregeln. In Gitschin errichtete er ein großes Convictorium, „damit es weder der Kirche Gottes an Geistlichen, noch dem Gemeinwesen an kenntnisreichen Männern fehle.“ Auch eine Universität in Gitschin plante er. Die Genehmigung zur Errichtung derselben war ihm vom Kaiser schon erteilt. In seinen Palästen entfaltete er ein glänzendes Hofleben. Ein zahlreicher Hofstaat umgab den Herzog und seine Gemahlin, eine Leibgarde von 50 Trabanten hielt die Wache. Von 16 Kammerherrn hatten täglich 6 Barone den Dienst. In seinen persönlichen Bedürfnissen war er dennoch einfach. Es ist auch nicht wahr, daß er den sanfteren Regungen der Seele unzugänglich war. Er war ein treuer Gatte; er führte ein glückliches Familienleben. Die zahlreichen Briefe, die er mit seiner Gemahlin wechselte, ferner die glaubwürdigen Aussagen derjenigen Kammerherren, welche seinem Familienleben nahe standen, beweisen, daß er die Liebe und Verehrung seiner Gattin vollkommen besaß. Als ein zärtlicher Vater seiner einzigen 1634 geborenen Tochter Maria Elisabeth fühlte er sich wohl in seinem Daheim. Als aufrichtiger Freund einzelner Männer, wie Arnim's und Pappenheim's, gilt er durchaus nicht als Wohlthäter blos aus Berechnung. Wenn er seinen kirchlichen Verpflichtungen nachkam, indem er zur Beichte und in die Messe, ja sogar in die Kinderlehre ging, folgte er sicher nicht äußerlichen Rücksichten — aber seine Ueberzeugung, in welcher sein Inneres, sein Schaffensdrang und seine Arbeitslust wurzelten, war stets die, daß ihn die Vorsehung für eine hervorragende Lebensstellung bestimmt habe. Diese hohe Stelle nicht nur zu erreichen, sondern auch würdig auszufüllen, blieb sein Ziel. — Der Kaiser hatte das Verhältnis mit Waldstein auch nach seiner Absetzung nicht abgebrochen. Zwischen der Hofburg in Wien und dem Gitschiner Palaste gingen Boten, wichtige Briefe hin und her, welche Anfragen des Kaisers überbrachten und Ratschläge des erfahrenen Dieners erbaten und beförderten. Die Schreiben lauten: „an den Herzog, von Mecklenburg, Friedland und Sagan.“ In den gnädigsten Ausdrücken lud ihn der Kaiser ein, nach Wien zu kommen, er war sichtlich bemüht, den Undank, welchen er begangen, in Vergessenheit zu bringen. Waldstein lehnte die Einladung ab. Dennoch wurde er im Okt. 1631 um neue Uebernahme des Kommandos gebeten. Der Herzog litt an Podagra und lehnte dieserhalb ab. In Folge neuer und dringenderer Bitten des Kaisers willigte er in die

gegen den Allmächtigen auf, dessen göttlicher Wille den **bösen Praktiken** zuvorgekommen." Für die That selbst wird es ihm schwer das rechte Wort zu finden. In dem Original stand

---

Uebernahme des Oberbefehls. Nachdem er in kurzer Zeit die Sachsen aus Böhmen geworfen, wandte er sich nach Nürnberg, um Baiern von den bis nach München vorgedrungenen Schweden zu befreien. Einen Angriff, welchen Gustav Adolf auf sein Lager bei Fürth machte, schlug er am 4. Septbr. 1632 ab und zwang den König seine feste Stellung aufzugeben. Während Gustav Adolf Baiern aufs neue bedrohte, wendete sich Waldstein nach Sachsen, wo er aber am 6. Novbr. von jenem bei Lützen geschlagen wurde. Die rücksichtslose Strenge, mit der Waldstein hierauf eine Anzahl hoher Offiziere, denen er den Verlust der Schlacht beimaß, durch Henkershand sterben ließ, sowie seine Weigerung, die kaiserliche Gnade anzusprechen, begannen seine Stellung von neuem zu untergraben. Im Frühjahr 1633 marschierte er nach Schlesien, wo sächsische, brandenburgische und schwedische Truppen eingedrungen waren und sich fast aller festen Plätze bemächtigt hatten. Obschon denselben an Stärke überlegen, beschränkte er sich auf unbedeutende Unternehmungen und knüpfte Unterhandlungen mit den feindlichen Befehlshabern an, die zu allerlei Vermutungen führten, aber wohl nur den Zweck hatten, die Gegner irre zu leiten. Nachdem Waldstein sich verstärkt und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es nicht möglich sei, Sachsen und Brandenburg zu einem Separatfrieden mit Oesterreich zu bewegen, ergriff er plötzlich im Oktober die Offensive. Zuerst drängte er die Sachsen, dann die Brandenburger in ihr Land zurück. Seine Absicht, gegen Dresden zu rücken, ward jedoch durch einen Befehl des Kaisers, sofort durch Böhmen in die Oberpfalz zu marschieren, um dem Herzog Bernhard die Spitze zu bieten, vereitelt. Er marschierte, wiewohl der Winter vor der Thür und er leidend war, bis Nürnberg vor, kehrte aber auf die Nachricht, daß Arnim abermals in Schlesien eingefallen sei, nach Böhmen zurück, wo er seine Truppen Winterquartiere beziehen ließ, was ein neuer Anlaß zu Mißhelligkeiten mit dem Kaiser wurde. Waldstein erklärte sich bereit, das Kommando niederzulegen, schloß aber gleichwohl am 12. Januar 1634 zu Pilsen mit den Obersten seines Heeres einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig gelobten, sich nicht zu verlassen. Man berichtete dies dem Kaiser und damit war sein Schicksal entschieden. Am 24. Jannar unterzeichnete Ferdinand ein Patent, durch welches der Herzog des Kommandos entsetzt und für einen Rebellen erklärt wurde. Piccolomini und Gallas erhielten Befehl, sich der Person des Herzogs tot oder lebendig zu bemächtigen. Gewiß gab Ferdinand diesen Auftrag zur Ermordung seines Feldherrn nur nach schweren inneren Kämpfen, aber diese schändliche Handlung muß uns um so mehr mit Schauder erfüllen, weil er nach diesem Befehl noch ununterbrochen 20 Tage lang den freundlichsten Briefwechsel mit Waldstein unterhielt. Auch dieser heuchlerische Thatbestand verdient nicht unerwähnt zu bleiben. Das letzte Schreiben des Kaisers an den Herzog, datiert vom 13. Febr. 1634, zwölf Tage vor der Ermordung, und Ferdinand legt darin, in den

zuerst „die zu Eger fürgelaufene Entleibung des Friedland.“ Mit zitternder Hand hat der feige Tyrann das Wort Entleibung durchstrichen und „Niedermachung“ darüber geschrieben.

---

freundschaftlichsten Worten, seinem treuen Feldherrn das Königreich Böhmen ans Herz. Wohl zu beachten ist, daß der obige Vertrag, das „Bündnis zu Pilsen“ keineswegs den hochverräterischen Charakter besaß, der ihm beigelegt wird. Infolge vielfacher Kränkungen hatte Waldstein mehreren seiner Vertrauten mitgeteilt, er sei der Verleumdungen müde und gesonnen, abzudanken. Diese Eröffnung erregte allgemeinen Schrecken, der Kredit der Armee, die Guthaben der Obersten, die Treue der Truppen beruhten wesentlich auf Waldsteins Person. Eine Deputation der Obersten, geführt von Terzka und Ilow, drang in Waldstein, seinen Entschluß aufzugeben. Nicht sogleich, sondern, wie Augenzeugen berichten, mit aufrichtig gemeinter Sorge erklärte er sich endlich zum Aufschube seines festen Vorhabens bereit, wenn man treu bei ihm ausharren wolle. Auf mehrerer Generale Betrieb kam ein Bankett zu stande, auf welchem ein Revers, der sog. „erste Pilsener Schluß“ verfaßt wurde, kraft dessen sich 40 Generale und Obersten verpflichteten, „für ihren Kriegsherrn den letzten Blutstropfen zu verspritzen und sich nie von ihm zu trennen.“ Auch der Verräter Piccolomini hatte diesen Vertrag unterschrieben. Tags darauf schien es dem Herzog, als ob es einige bereuten, ihre Unterschrift gegeben zu haben. Es wurde daher ein zweites Schriftstück, der „zweite Pilsener Schluß“ angefertigt, wobei Waldstein feierlich erklärte „Gott solle ihn behüten, daß hierdurch etwas wider die römisch-katholische Majestät oder das römische Reich gemeint oder angesehen sein sollte!“ Diese beiden Schriftstücke, welche dem Herzog bisher in den meisten Geschichtswerken als schweres Verbrechen ausgelegt wurden, enthalten nicht das geringste von Empörung oder Auflehnung gegen den Kaiser. Die Originale dieser Aktenstücke befinden sich noch heute im Archive des Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn. Schaffgotsch als Unterzeichner derselben hatte sich nach Waldsteins Ermordung nach Schlesien geflüchtet. Man wußte, daß er eins der 3 Exemplare besaß. Eifrig wurde auf ihn vigiliert, aber auch als er gefangen genommen, nach Wien gebracht und dort als Mitschuldiger hingerichtet war, verblieb das Exemplar in Schlesien und hat sich bis auf den heutigen Tag in der Familie erhalten. — Waldstein schickte nunmehr an den Kaiser Boten, die ihm erklären sollten, er sei bereit, das Kommando niederzulegen und sich zur Verantwortung zu stellen, wenn es der Kaiser befehlen würde. So blieb er bis zum letzten Augenblicke loyal. Aber seine Boten wurden aufgefangen und in Verhaft gebracht. Erst 3 Tage vor seiner Ermordung, als er nach Eger flüchtete, ließ er sich auf Verhandlungen mit dem Feinde ein, doch nicht, um den Kaiser zu verraten, sondern um sein Leben zu retten. Aber er selbst fiel in die Hände von Verrätern. In der Nacht zum 25. Februar ward er ermordet. — Nach der Beschreibung des Grafen Prioroto, seines Adjutanten, war Waldstein von hoher Gestalt, hatte einen muskulösen, aber mageren Körper, eine gelbliche Gesichtsfarbe, hohe Stirn, kurz geschnittenes, schwarzes Haar

Die Mörder ließ er sich vorstellen. Butler und Lesli erhielten jeder ein Regiment. Letzteren empfing er mit beson-

---

und einen dünnen Bart. Seine schwarzen Augen waren nicht groß, aber voll Feuer und Ehrfurcht gebietend, Sein Blick war durchdringend, sein Auftreten vornehm, sein Anstand edel, seine Haltung imponierend. Er lachte selten, lebte sehr mäßig, war überaus thätig. Wortkarg und streng gegen sich und andere war er wohlthätig und freigebig. Er trug ein Wamms von Leinwand und einen Reiterrock von Elennleder, eine rote Feldbinde und einen großen Kastorhut mit roter Feder. Im Felde hielt er wohl Kriegsrat, behielt sich aber die Entscheidung vor. Obwohl geborener Böhme war er durch und durch ein Deutscher. Die Ausrottung des Protestantismus hielt er nicht für seine Lebensaufgabe, wohl aber die Befestigung der deutschen Kaisermacht. Wie ganz anders hätten sich die 30 Kriegsjahre gestaltet, wenn Ferdinand mit Energie den kaiserlichen Standpunkt in den Vordergruud gestellt hätte. Wohl trat ihm der Reichsgedanke oft mahnend entgegen, aber er mied die ernste Geistesarbeit und blieb ein Spielball seiner geistlichen Berater. Jene tragische Nacht zu Eger, in welcher sich die Partisane in die Brust seines Feldherrn bohrte, zeigte auch ihm, daß unter den Mördern Waldsteins nicht ein Deutscher gewesen, daß nur Ausländer sich an diesem schnöden Werk der Hinterlist beteiligt. Leider erblickte man in Demjenigen, welcher in Wahrheit der letzte zielbewußte Vertreter des Reichsgedankens war, nur den eigensüchtigen Führer einer wilden Soldateska. Länger als 200 Jahre ist uns die Person Waldsteins in dem Nebel der Verleumdung dargestellt worden. Seitdem hat sich die Forschung immer mehr mit ihm beschäftigt. Es existiert eine ganze Waldstein-Litteratur und jede neue Arbeit zeigt uns, daß die Verdienste dieses Mannes unterschätzt und verkannt worden sind. Dr. Schebeck sagt in seiner Lösung der Wallensteinfrage (Berlin bei Hofmann 1881): „Ich halte Wallenstein für einen der genialsten Männer, welche je im Staatsleben sich hervorgethan haben. Er war von seinem Geschick, Staaten zu gründen und von seiner landesherrlichen Begabung überhaupt zu schweigen, ein Staatsmann gleich großartig in der Conception, als praktisch in der Wahl der Mittel; er war ein ausgezeichneter Heeresorganisator und zugleich ein Feldherr von weitem Blick und neuen Gedanken. Es mag sein, daß eine oder die andere der erwähnten Eigenschaften zuweilen dem harmonischen Eingreifen aller Eintrag that. In der Not wirkten sie schon zusammen und nach menschlichem Ermessen würde er schon vor dem Jahre 1630 das Ziel, welches er sich gesteckt, die Kaiserhoheit im deutschen Reiche wieder herzustellen, wohl erreicht haben. An den Verhältnissen wäre sein Plan kaum gescheitert, da dieser eben aus den Verhältnissen herausgewachsen und auf diese berechnet war. Es stand ihm nur kein Monarch zur Seite, der schützend über ihn die Hand gehalten hätte. Aus dem Gelingen im Jahre 1870 und aus dem Mißlingen im Jahre 1630 ersieht man deutlich, welch hohen Wert die Weisheit und Festigkeit des Regenten über ein Staatswesen besitzt und was das Fehlen dieser Tugenden zu verschulden vermag.“

derer Huld. Er erhielt den Kammerherrnschlüssel, wurde in den Grafenstand erhoben und später schenkte er ihm die friedländische Herrschaft Neustadt. Butler, der sich nicht mit dem begnügte, was er in Eger erbeutet, ging ebenfalls nach Wien, um die Freigebigkeit des Kaisers in Anspruch zu nehmen. Ferdinand versäumte nicht, ihn mit besonderen Gnaden auszuzeichnen. Er empfing ihn in der Hofburg, reichte ihm die Hand und ließ ihm durch den Erzbischof von Wien eine goldene Gnadenkette umhängen. Er ward in den Grafenstand erhoben und mit Gütern des Grafen Terzka beschenkt. Der Hauptmann Devereux, der mit mörderischer Partisane des Herzogs Brust durchbohrt, erhielt eine goldene Gnadenkette, ein reiches Geldgeschenk und mehrere Güter in Böhmen.

Als sich der Bestand der confiscirten Güter feststellte und es sich ergab, daß der Kaiser über 50 Millionen Thaler an liegenden Gründen zu disponiren hatte, wurden auch „die anderen Teilnehmer der Niedermachung des Friedländers" allergnädigst bedacht. Graf Gallas erhielt die Herrschaften Friedland und Reichenberg, Kinskys Haus und dessen Bergwerke. Graf Aldringen empfing die dem Grafen Kinsky gehörige Herrschaft Teplitz, Graf Colloredo die friedländische Herrschaft Opatschno, Graf Trautmannsdorff hatte für sich Gitschin erhalten.

So lange es irgend ein Wertobjekt oder ein Gut zu confisciren gab, wurde der Wegnahme kein Einhalt gethan. Als man bei den angeblichen Häuptern der „Rebellen" aufgeräumt hatte, schritt man zu denen der „Mitverschworenen", so daß nachträglich noch eine große Anzahl von Gütern confiscirt wurden. Den größten Teil der Güter, sowie die Herzogtümer Sagan und Glogau behielt der Kaiser für sich. Nun hatte er nicht nötig den Herzog für Mecklenburg zu entschädigen, ihm das versprochene Erbland anzuweisen und seine Schulden an Waldstein zu bezahlen. Die leidtragende

Witwe des Herzogs erhielt „als Gnadengeschenk“ von dem großen Besitz ihres Gemahls die Herrschaft Neuschloß als Witwensitz. Waldsteins einziges Kind, Maria Elisabeth, vermählte sich nach des Vaters Tode mit einem Grafen Kaunitz.

Erfüllt uns die zu Eger verübte Metzelei, für welche der Kaiser ein so reichliches Blutgeld zahlte, mit Abscheu, so steigert sich dieser noch, wenn wir sehen, wie dieser schnöde Meuchelmord belohnt und es von Ferdinand geflissentlich darauf angelegt wird, der Nachwelt seinen treuen Feldherrn als Verbrecher hinzustellen. Waldsteins sämtliche Briefe, welche unmittelbar nach dem Mord versiegelt und später einer genauen Durchsicht unterzogen wurden, ergaben auch nicht das geringste einer Schuld. Auch die sogen. „Mitverschwornen“, von denen man durch Kerker und Folterwerkzeuge ein belastendes Geständnis zu erpressen sich bemühte, blieb trotz aller Martern dabei, daß ihnen von einer Verschwörung gegen den Kaiser niemals etwas bekannt geworden sei. Der Kaiser, der ergrimmt war, daß man durchaus kein Beweismittel für die Schuld der Opfer beizubringen vermochte, befahl, den zum Tode verurteilten Grafen Schaffgotsch auf die Folter zu bringen, allein die fürchterlichsten Martern waren nicht im Stande, irgend etwas Belastendes zu Tage zu fördern. Obwohl kein Geständnis zu erzwingen war, bestätigte Ferdinand das Todesurteil, erließ ihm jedoch aus „Gnade“ das Handabhauen. Am 23. Juli 1635 früh 8 Uhr wurde er zu Regensburg enthauptet. Auch von keinem der übrigen Verurteilten ist irgend eine Aussage gemacht worden, nach welcher sich Waldstein des Hochverrats schuldig gemacht habe. Dem Kriegsgericht aber befahl der Kaiser, „diesen ganzen Prozeß in der Enge zu halten und nichts davon zu publiciren.“ Wohl konnte Ferdinand seinen Räten Schweigen befehlen, damit die Schande seiner ehrlosen That in die Nacht der Vergessenheit und unter den Staub der Archive verschlossen

würde. Desto lauter aber klopften die blutigen Schatten der Ermordeten an die durchlöcherte Thür des kaiserlichen Gewissens. Um diese mahnenden Rachegeister zu bannen, rief der „fromme" Kaiser seine Beichtväter herbei, aber „wenn Du kommst an des Grabes Thür, mußt Du Alles lassen hinter Dir." Hier vor dem Angesichte unseres Gottes kann uns kein Beichtvater vertreten. Ob Ferdinand den Frieden gefunden, der ihn mit seinem Gott versöhnt, kann kein Sterblicher entscheiden. Seine Leutseligkeit, sein gutes Familienleben, sein Glaubenseifer und andere gute Eigenschaften lassen ihn als Menschen achtungswert erscheinen, aber als Kaiser hat er keinen Anspruch auf die Nachsicht späterer Geschlechter.

Der Kurfürst von Brandenburg belagert Frankfurt.

Nach Waldsteins Tode wurde der Sohn des Kaisers, der König Ferdinand von Ungarn, zum Oberfeldherrn ernannt und ihm der kriegserfahrene Graf Gallas beigegeben. Von nun an nahm des Kaisers Sache wieder eine glücklichere Wendung. Die Unordnungen, die nach Waldsteins Ermordung im Heere überhand genommen, wurden beseitigt: Der größte Teil war ohnedies dem Kaiser treu geblieben.

Ferdinand bemühte sich wiederum, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zum Uebertritt auf seine Seite zu bewegen. Beide erteilten jedoch ausweichende Antworten. Georg Wilhelm von Brandenburg, sich auf seine Neutralität berufend, hatte seinen Willen fast ganz von den Entschließungen seines Ministers Graf Schwarzenberg abhängig gemacht. Dieser, ein Katholik und dem Hause Oestreich sehr ergeben nahm von dem kaiserlichen Hofe sogar Geldgeschenke an, um seinen Herrn für die kaiserlichen Absichten zu gewinnen. So wenig auch die Erfolge der protest. Sache geeignet waren, ein Vertrauen zu ihrem Siege einzuflößen, so fehlte es dennoch am Berliner Hofe nicht an einer Partei, welche alles aufbot

m den unentschlossenen und schwankenden Georg Wilhelm für Schweden zu gewinnen. Jedoch Schwarzenberg behielt die Oberhand und erklärte, „daß es schimpflich sei, den Bund desjenigen zu suchen, der dem Lande so vielen Schaden gethan und es noch ärger machen werde, wenn er erst die Direktion erhalte. Von dem Kaiser werde, wenn der Kurfürst sich mit Schweden verbinde, Acht erfolgen, der Kurfürst dann um Land und Leute und das Volk um seinen angestammten Fürsten kommen. Das zur Verteidigung des Landes geworbene Kriegsvolk sei viel zu wenig, und noch dazu wolle es niemand bezahlen. Schlüge sich aber der Kurfürst zum Kaiser, so würde man nicht ohne Rat und Hülfe sein. Seine Vorfahren hätten sich immer an das Haus Oestreich gehalten und wären dadurch in Aufnahme gekommen."

Mit der brandenburgischen Militärmacht sah es allerdings traurig aus. Die Stände hatten sich zwar verpflichtet, zur Bewachung der Hauptfestungen Cüstrin, Driesen, Peitz und Spandau 5000 Mann zu unterhalten, allein die Zahlungen wurden nicht geleistet und Ritterschaft nebst Städten erkärten nachträglich: „Es sei unnötig, das Kriegsvolk ferner zu unterhalten, weil man sich nach wie vor in kaiserlicher Gewalt befinde; sie hätten doch keinen Schutz wegen ihrer Güter, seit 16 Jahren verwüste Freund und Feind das Land. Unbebaut lägen die Wirtschaften, man möge sie ihnen nehmen und das Leben dazu!"

In diesem Sinne antworteten die damaligen Vertreter der Nation, denen vornehmlich die Verteidigung des Landes oblag. Die Drangsalen des Krieges hatten in ihnen das Ehrgefühl und die Widerstandskraft so sehr herabgedrückt, daß sie Hab und Gut der Willkür fremder Kriegsbanden völlig preisgaben. Ebenso wenig Entschlossenheit zeigte der Kurfürst, der in Ratlosigkeit seine Lande dem Verderben entgegengehen sah, ohne daß er dem immer weiter ausbreitenden Unglück

eine entscheidende That entgegengestellt hätte. ~~Und wenn auch zuweilen im fürstlichen Selbstbewußtsein ein edler Wille in eine entscheidende That entgegengestellt hätte.~~ Und wenn auch zuweilen im fürstlichen Selbstbewußtsein ein edler Wille in ihm aufloderte, so sank er, da er nirgends in der Nation einen Halt zu finden meinte, bald wieder in trostloser Ohnmacht zurück. Ein treues Bild von dem Charakter Georg Wilhelm's geben uns die vertraulichen Mitteilungen seines Günstlings Schwarzenberg an den Kanzler Pruckmann. „Der Kurfürst", so schreibt Schwarzenberg an letzteren, „ist soeben bei mir gewesen und war sehr traurig. Wenn dies Unglück noch lange dauert," sagte er, „so muß ich gar infirm werden, denn ich gräme mich sehr, daß mir meine Lande so verheeret und ich also geringe geachtet und verhöhnt werde, und habe keinen, der mir raten will, was ich thue nnd für Resolution nehmen könne. Meine Räte sollten es billig thun, auch habe ich oft deliberiren lassen, aber es ist nichts geschlossen, als daß ich bin zur Geduld verwiesen und der Besserung bin getröstet worden. Was geht mich die allgemeine Sache an, wenn ich soll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren. Sitze ich so stille und sehe meinem Unglück so zu, was wird man von mir sagen? Hingegen da ich mich noch wehre und thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf. Meine Räte sind leider so sehr auf die Seite derer, die mich auf's Aeußerste ruiniren, daß ich darüber mehr erzürnt und betrübt, als getröstet und zu einer Resolution schlüssig werden könnte. Hiobs Geduld wird gepriesen, weil er von Gott heimgesucht, die sich aber von Menschen vexieren, bravieren und mit Stillsitzen das Ihrige nehmen lassen, die wird kein Historienschreiber loben können. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, wenn ich so ganz stille sitzen sollte. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schanden

gelebt. Ich habe nur einen Sohn; bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst. So sehe ich also nichts anderes, als ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen in der Zeit, in der ich noch etwas habe. Denn je länger es ansteht und ich dann alles quitt bin und sie meine Lande in ihrer Gewalt haben, was soll ich dann thun?"

Man ersieht hieraus, daß sich der Kurfürst wohl bewußt war, er müsse sich einer Partei anschließen. Sein herrischer und intriguanter Minister Schwarzenberg ließ ihn jedoch zu keiner Entscheidung kommen. Dieser stolze Günstling starb am 4. Mai 1640. Heinsius schildert ihn als einen langen hagern Mann, der einen kleinen grauen Stutzbart trug, von Geberden freundlich war und die Leute mit Gunst an sich zu ziehen wußte. Er wird von Lämmermann als ein eifriger Katholik gerühmt, der dem Kaiser ganz ergeben, der kath. Kirche überall den Sieg zu verschaffen suchte. Im Volke herrschte die Meinung, in Schwarzenberg sei dem Lande der Bock zum Gärtner gesetzt. Als ihm die letzte Oelung gegeben werden sollte, nahm der Oberst v. Goldacker, der sein getreuer Sohn und Protestant war, das Chrisam und warf es zum Fenster hinaus. Unmittelbar nach seinem Tode mußten seine Diener seine Briefe und Schriften verbrennen.

Die Mehrzahl seiner Räte waren gute evang. Staatsdiener, jedoch sie besaßen nicht den Einfluß, den Kurfürsten zu einem entscheidenden Schritt zu bewegen. Von den Landständen nicht unterstützt, war der Kurfürst genötigt, sich dem jedesmaligen Sieger unbedingt in die Arme zu werfen. Als daher die Kaiserlichen sich in seinem Lande festsetzten, fügte er sich in die vom Kaiser gemachten Anforderungen. Er übergab ihm nicht nur die verlangten festen Plätze, sondern hatte auf Schwarzenberg's Veranlassung sogar befohlen, dem kaiserl. Heere Zufuhr von Lebensmitteln und Munition unentgeltlich zu liefern, „denn da man von dem Fremden

nichts bekommen, so könne man von dem Kaiser, dem man verpflichtet sei, keine Zahlung verlangen."

Unter den brandenb. Städten war es besonders Frankfurt, welches unter des Krieges Drangsalen viel zu leiden hatte. Jede neue Garnison stellte neue Anforderungen. Die Stadt häufte Schulden auf Schulden. Jeder Bürger mußte seinen letzten Sparpfeunig hergeben und wenn er nichts mehr zu geben hatte, war er den zügellosesten Rohheiten ausgesetzt. Als am 11. Oktbr. 1633 die brandenb. Besatzung den östreich. Kriegsvölkern weichen mußte, fanden diese die Stadt fast ganz verödet. Der Bürgermeister und die Ratsmänner hatten sich mit einem großen Teil der Einwohner nach Cüstrin geflüchtet. Der Rat schilderte dem Kurfürsten das Elend und den gänzlichen Verfall der Stadt. Da hierauf keine Antwort erfolgte, wiederholte er seine Bitte um Hülfe am 19. Dezbr. Hierauf erwiderte Georg Wilhelm: „Wir beklagen Euer Elend von Herzen und hatteu gehofft, es werde Gott gefallen, durch den versuchten Angriff die Stadt wieder in unsere Gewalt zu bekommen, Euch also wieder in das Eurige zu setzen; dieweil es aber seiner Allmacht noch nicht beliebt, die Strafe von unserem Lande abzuziehen, so müssen wir solches seinem h. Willen heimgestellt sein lassen und dies mit christlicher Geduld ertragen. Inzwischen aber wollen wir nicht unterlassen, mit Fleiß bedacht zu sein, wie wir zur Räumung des Feindes aus dem Lande gelangen mögen, dabei aber insonderheit in Acht nehmen, daß die besorgte Anzündung der Stadt Frankfurt, davon Ihr uns berichtet, abgewendet werde."

Am 25. Febr. 1634 schilderte der Bürgermeister abermals den trostlosen Zustand der Stadt mit der Bitte, der Kurfürst möge durch Entsendung einiger Regimenter den armen Einwohnern doch zu Hülfe kommen.

Endlich erschien am 15. Mai 1634 zur Freude der ge-

plagten Einwohner Georg Wilhelm selbst vor Frankfurt. Er war von Berlin aus mit 3 Reiter-Regimentern und 2 Regimentern Fußvolk nach Müncheberg gekommen. Hier hatte er sich mit 12 Reg. Infanterie und 10 Reg. Kavallerie, welche von dem schwed. Gen. Baner befehligt wurden, vereinigt. Mit dieser Macht, etwa 25,000 Mann stark, wurde nunmehr Frankfurt eingeschlossen und belagert. In der Stadt kommandierten die kaiserl. Gen. von Manteuffel und von Funck. Die Besatzung, 1600 Mann stark, war entschlossen, die Stadt auf's Aeußerste zu verteidigen.

Unmittelbar vor der Einschließung hatten die Belagerten die von ihnen geraubten Wertsachen unter einer Bedeckung von 400 Mann aus der Stadt geschafft, um sie in Sicherheit zu bringen. Diese fielen aber dem Kurfürsten als gute Beute in die Hände. Auf den vor der Stadt befindlichen Anhöhen, der jetzigen Halbestadtstraße, wurden nun die Geschütze aufgefahren, die ihren verderbenbringenden Inhalt unausgesetzt gegen die Stadt wirken ließen. Am Gubener Thor wurde zuerst Bresche geschossen. Der hierauf ausgeführte Sturmangriff mißglückte, ebenso wurde ein zweiter Sturmlauf mit herzhafter Gegenwehr abgeschlagen. Doch bald wurde Manteuffel von einem aus einem Mörser geschossenen Stein an der Brust schwer verwundet, so daß man seinen baldigen Tod erwartete. Nunmehr zeigten sich die Belagerten zur Kapitulation geneigt. Am 23. Mai, Abends vor Himmelfahrt, kam dieselbe unter folgenden Bedingungen zu Stande: Dem Kurfürsten wird die Stadt übergeben, die Besatzung zieht mit Sack und Pack, jedoch ohne Fahnen, Geschütz und Kriegsbedarf ab; sie nimmt ihren Rückweg über Liegnitz nach Glatz, ohne sich irgend eine Gewaltthat zu erlauben. So lange sie sich auf brandenb. Gebiete befindet, erhält sie die nötigen Lebensmittel; die Gefangenen werden ausgeliefert und es steht jedem frei, bei dem Kurfürsten Kriegs-

dienste zu nehmen. Die Stadt darf weder geplündert, noch irgend ein Einwohner an Leib und Gut beschädigt werden. Alles in den Kirchen geborgene Gut wird den Eigentümern zurückgegeben; alles Geborgte mußte bezahlt, jede Forderung aber an kurfürstliche Unterthanen, welchen Namen und Titel sie führen mögen, muß eingestellt werden.

So zogen dann die Kaiserlichen, die Verwünschungen der Frankfurter mitnehmend, wieder ab, nur die Schwerverwundeten mit dem Gen. v. Manteuffel blieben zurück. Nach ihrem Einzuge fanden die Sieger die Stadt wie ausgestorben. Die wenigen Einwohner, von den Kaiserlichen mit schonungsloser Härte behandelt, schlichen wie Schatten einher. Die Flüchtlinge kehrten erst allmälig zurück und brachten wieder etwas Leben in die einst blühende und begüterte Stadt.

Nachdem der Kurfürst eine Besatzung in Frankfurt zurückgelassen, zog er nach Crossen, das er gleichfalls belagerte und am 2. Juli einnahm.

Das war eine ritterliche That Georg Wilhelm's, deren Gelingen ihn hätte veranlassen sollen, in die Ereignisse thatkräftig einzugreifen. Anstatt dessen sehen wir ihn nach Berlin zurückkehren und dort wieder eine abwartende Stellung einnehmen.

Georg Wilhelm und das Staatswesen, das er vorfand, waren den Stürmen der Zeit nicht gewachsen. Es waren eben besondere Verhältnisse, in welchen der Gegensatz zwischen Religion und Reich alle Staatsbildungen, welche auf beide begründet waren, zersetzte und mit Auflösung bedrohte.

Beim Beginn des dreißigjährigen Krieges hatte sich der Widerstreit, obwohl von universaler Natur, doch mehr in kleinen Gegensätzen bewegt, in denen auch geringere Kräfte zur Geltung kommen konnten. Vor dieser Zeit hatte Brandenburg die Grundlagen seiner Macht erworben, ansehnliche Landschaften im Osten und Westen vereinigt und seine ein=

sichtige Politik zur Geltung gebracht. Im dreißigjährigen Kriege aber nahm alles größere Dimensionen an: da konnte ein aus verschiedenen und entlegenen Bestandteilen zusammengesetztes Staatswesen, wie das brandenburgische, zu keiner Konsistenz, noch durchgreifenden Einwirkung auf die Ereignisse gelangen. Es war schon genug, wenn es nicht geradehin zu Grunde gerichtet wurde. Georg Wilhelm empfing seine Impulse von den Gefahren, die ihn bedrohten. In seinen ersten Regieruugsjahren lief er Gefahr, in den Ruin des pfälzischen Hauses mitverwickelt zu werden. Nicht so ungegründet, wie man annimmt, war seine Besorgnis, von der Reichsacht, die damals furchtbar war, betroffen zu werden. Indem er alles vermied, was dazu Anlaß geben konnte, begegnete es ihm, daß das Restitutionsedikt die Existenz seines Kurfürstentums in Frage stellte. Nicht ohne große Besorgnis, aber durch die äußerste Gefahr gedrängt, trat er schrittweise dem Kaiser entgegen und schloß sich den Schweden an.

Mit Schweden verbündet, aber doch auch wieder von ihm in Schatten gestellt, gerettet von ihm, aber doch auch wieder bedrängt, geriet Brandenburg in Gefahr, die große Provinz Preußen, deren Besitz ihm von Kaiser und Reich gesichert war, durch die Schweden zu verlieren.

Das Verhältnis in den Marken war dem sehr ähnlich, welches in Preußen eingetreten war. Hier wie dort hatte Brandenburg ein Interesse, den schwedischen Eingriffen zu widerstreben, aber zugleich noch ein größeres, sie zu dulden. Denn ohne Schweden würde man dort ein Wiedereinziehung des Ordens und hier eine Zurücknahme der geistlichen Güter haben erwarten müssen. Ganz diesem Verhältnis entsprach die Sachlage in dem Jülich-Cleveschen Lande. Ohne die Hülfe von Holland und die Vorteile, welche dieses damals über die Spanier in Wesel davontrug, würde die kaiserliche Sequestration, welche Tilly bereits ausgesprochen hatte, be-

hauptet worden und der Kurfürst seines Rechtes vielleicht verlustig gegangen sein. Die Generalstaaten retteten dasselbe; aber dafür verfügten sie auch ohne Rücksicht auf Georg Wilhelm über das Land und seine Einnahmen. Keineswegs einfach lagen demnach die Interessen des Kurfürsten. Es gab Gesichtspunkte, unter denen seine Verbündeten auch als seine Gegner erschienen und auftraten. Durch das Verhältnis von Jülich-Cleve und von Pommern zu dem deutschen Reiche war man allezeit genötigt, auch auf den Kaiser Rücksicht zu nehmen, zumal nachdem sich durch die Schlacht bei Lützen ein gewisses Gleichgewicht zwischen den in Deutschland einander bekämpfenden Streitkräften hergestellt hatte. Man begreift es, wenn unter diesen Umständen die brandenburgische Politik unentschieden und schwankend blieb.

Georg Wilhelm besaß achtenswerte, gesellschaftliche Eigenschaften; er war leutselig, höflich, freigebig, doch in der Weise der Fürsten seiner Zeit dem Behagen an den kleinen Vergnügungen des Lebens hingegeben: ein gutes Reitpferd, ein behendes Windspiel konnten ihm die Sorgen der Regierung vergessen machen. Seine geistige Begabung stand nicht unter dem gewöhnlichen Maß, doch hätten die außerordentlichsten Fähigkeiten dazu gehört, um in dieser sturmvollen Zeit das Ruder mit Sicherheit zu führen. Georg Wilhelm war nicht ohne Ehrgeiz, wie sein Wahlspruch zeigt; er dachte daran, was einst die Historie von ihm sagen werde; und unter seinen Zeitgenossen wollte er vor allem für ehrlich und zuverlässig gelten. Die Sorge für das eine oder das andere fiel jedoch bei den Verwicklungen jener Zeit am meisten seinem Geheimen Rathe zu. In diesem aber standen zwei verschiedene Richtungen einander entgegen. Die eine war die der Mitglieder, die aus den Regierungen seines Vaters und Großvaters auf ihn gekommen waren, unter denen der Kanzler von Götze das vorwaltende Ansehen genoß: ihm gesellten sich von Knesebeck, von Leucht-

mar und von Pfuel bei, die alle durch den Widerwillen gegen den Kollegen, den ihnen Georg Wilhelm gegeben hatte, und der sein besonderes Vertrauen besaß, Graf Schwarzenberg, mit einander verbunden wurden. Schwarzenberg hatte sich dem Kurfürsten in den Cleve'schen Verwicklungen unentbehrlich gemacht; obwohl Katholik hielt er an Brandenburg fest. Dadurch geschah, daß die allgemeine Parteiung in den Geheimen Rath des Kurfürsten eindrang und ihn zersetzte. Die älteren Räthe waren für Schweden, Schwarzenberg für den Kaiser; doch wollten sie alle dafür angesehen sein, daß sie nnr das Interesse ihres Herrn vor Augen hätten. Von den ersten hat man dies nie bezweifelt; auch hatten diese einen Rückhalt an der Mutter der Kurfürstin, die den beiden Häusern, dem oranischen und dem pfälzischen, angehörte, und ebenso an dem Kurfürsten, der gewöhnt war, auf sie zu hören, deren Interesse immer im Auge behielt. Bei diesen Gegensätzen ließen sich feste und energische Beschlußnahmen kaum erwarten und es blieb ein Glück, daß die Verbindung mit Sachsen, dem sich Brandenburg angeschlossen, einen Rückhalt gewährte, den Georg Wilhelm unter keinen Umständen aufgeben wollte.

Als der franz. Gesandte Feuquieres in Berlin erschien, um den Kurfürsten zum Eintritt in den Bund von Heilbronn zu vermögen, sagte er ihm die kräftigste Unterstützung in der Jülich'schen Sache zu. Der Kurfürst nahm diese Versicherung zwar dankbar auf und ersuchte den König von Frankreich zugleich um seine Vermittlung in den Differenzen mit mit den Niederlanden: was aber die unmittelbare Verbindung mit ihm, die in dem Beitritt zu dem Bunde von Heilbronn gelegen hätte, anbelangt, so verschob er alles auf die Abmachungen, die er mit dem Hofe von Sachsen eingehen werde, von dem er sich nicht absondern könne, schon deshalb nicht, weil dieser als evangelischer deutscher Reichsfürst sein Freund

und Nachbar sei. Es verdient nicht unerwähnt zu bleiben, daß der Kurfürst seine nationale, echt deutsche Gesinnung dem Fremden nicht verheimlicht. Wenn es ihm irgend möglich gewesen wäre, hätte er weder mit dem Schweden, noch mit dem Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht. Als im Januar 1634 Arnim von Dresden nach Berlin geschickt wurde, um Georg Wilhelm für die Waldstein'schen Pläne zu gewinnen, stieß Arnim meist auf Widerstand, nur bei Schwarzenberg fand er Gehör. Darauf versuchte er den Kurfürsten persönlich auf seine Seite zu ziehen. Georg Wilhelm war damals durch Krankheit genötigt, das Bett zu hüten, was ihn aber nicht abhielt, Arnim eine Audienz zu geben: Das Schwanken seiner Politik kam hierbei wieder zu persönlicher Erscheinung. Er mochte sich nicht für Schweden erklären, aber mit Waldstein in ein näheres Verhältnis zu treten, trug er doch wegen der Unzuverlässigkeit desselben großes Bedenken. Der dürfte sich, sagte er, am Ende selber noch für Frankreich und Schweden erklären; oder aber, wenn er sich mit dem Kaiser entzweie, werde dieser doch die Oberhand davontragen und Meister in Deutschland bleiben. Für ihn war das eine und andere gleich unzuträglich: Das volle Uebergewicht der Franzosen und Schweden sowohl, wie die Rückkehr der kaiserlichen Suprematie. Nur eins stand ihm fest, daß er an der Verbindung mit Sachsen festhalten müsse. „Nein, rief er aus, „von Sachsen will ich mich nicht sondern." Der Erfolg zeigte, daß Georg Wilhelm bei aller seiner zaghaften Nachgiebigkeit die Sache doch nicht unrichtig beurteilt hatte.

Die Schlacht bei Nördlingen.

Nach der Katastrophe von Eger traten Gallas und der Sohn des Kaisers an die Spitze des Heeres. Der Krieg überzog die verschiedensten Teile Deutschlands: in Schlesien

gewann Arnim bei Liegnitz einen glänzenden Sieg und das Land begab sich in den sächsischen Schutz; in Brandenburg vertrieb Georg Wilhelm die Kaiserlichen aus Frankfurt, Crossen und der Lausitz; in Niedersachsen kämpften Georg von Braunschweig und der hessische Feldherr von Holzapfel mit geringerem Glück; in Baiern und der Oberpfalz rang Bernhard von Weimar mit Aldringer und Johann von Werth. Auch am Niederrhein nahm der Krieg seinen Fortgang; die Siege fielen Frankreich in den Schooß, welches mehrere elsässische Städte in seinen „Schutz" nahm, und seine Hand bereits auf Lothringen legte.

Im Juli 1634 erlangten die Kaiserlichen, verstärkt durch ein Heer, welches der Kardinalinfant Ferdinand herbeiführte, an der Donau das Uebergewicht. Der König Ferdinand versuchte nunmehr die Schweden aus Baiern zu vertreiben. Seine erste glänzende Waffenthat war die Eroberung von Regensburg. Bernhard von Weimar hatte eine starke Besatzung in Regensburg zurückgelassen und eilte zum Entsatze herbei. Er suchte die Kaiserlichen von dieser Stadt wegzudrängen, aber Ferdinand betrieb die Belagerung so nachdrücklich, daß nach einer hartnäckigen Gegenwehr der schwedische Kommandant Lars Kagge die Stadt den Kaiserlichen übergeben mußte.

Von hier aus zogen die Kaiserlichen über Ingolstadt und Donauwörth gegen Nördlingen vor, welche Stadt den Schweden treulich anhing und deshalb einen vorzüglichen Beistand zu fordern berechtigt war. Horn rieth dem Herzoge Bernhard keine Schlacht zu wagen, weil ihre vereinigten Truppen durch Krankheit, Mangel und langes Herumziehen sehr geschwächt und entmutigt waren und überdies an Zahl den Kaiserlichen weit nachstanden. Horn bestand darauf, die Ankunft der Generale Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig abzuwarten. Das Unternehmen war überaus mißlich. Die

Schweden zählten nur 25,000, die Kaiserlichen 35,000 Mann. Die Vorsicht, die Gefahr einer Schlacht zu entgehen, war um so gebotener, da dte feindliche Macht sich voraussichtlich in kurzer Zeit trennen mußte, indem die Umstände die italienischen Truppen nach den Niederlanden riefen. Auch konnte man sehr wohl eine solche Stellung wählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhren abgeschnitten wurden. Alle diese Gründe nun machte Gustav Horn in dem schwedischen Kriegsrathe geltend. Aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang. Von dem höheren Ansehen des Herzogs Bernhard überstimmt, mußte sich Horn widerwillen zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine dunkle Ahnung vorher schon verkündigte.

Bernhard von Weimar wollte eine schnelle Entscheidung herbeiführen. Am 7. September 1634 sollte die Schlacht geliefert werden. Der Ausgang des Kampfes schien von der Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaisrrliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch ın dieser Nacht zu ersteigen, mißlang, weil der mühsame Transport von Geschütz durch tiefe Hohlwege und dichten Wald den Marsch der Truppen ungemein erschwerte. Als man nach Mitternacht am Ziele zu sein glaubte, hatte der Feind aber die Anhöhen schon besetzt. Man erwartete nun den Anbruch des Tages, um die Berge mit Sturm zu nehmen. Beim ersten Grauen des Morgens gingen die Schweden muthig vor; ihre Tapferkeit überwand alle Hindernisse. Die Schanzen wurden glücklich erstiegen und auch auf der entgegengesetzten Seite verloren die Kaiserlichen eine Stellung nach der andern. Doch plötzlich trat durch einen falschen Befehl eine Verwirrung unter den Schweden ein; und in diesem unglücklichen Augenblick geschah es, daß ein Pulverfaß in die Luft flog. Unordnung und Mutlosigkeit bemächtigte sich der Truppen. Die kaiserliche Reiterei drang nun mit Erfolg in die zersprengten

schwedischen Regimenter ein. Bald wurde die Flucht allgemein. Jeder Versuch, sich der Berge wieder zu bemächtigen, wurde durch die heldenmütige Tapferkeit der Spanier vereitelt. Ein schwedisches Regiment setzte siebenmal an und siebenmal wurde es zurückgetrieben. Die Wahrnehmung, diesen Posten verloren zu haben, erzeugte Mutlosigkeit und Verwirrung. Das Feuer des feindlichen Geschützes von der Anhöhe richtete auf den noch ungeschwächten Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, so, daß Gustav Horn, der ihn befehligte, sich zum Rückzug entschließen mußte. Bernhard von Weimar hätte nun diesen Rückzug gutheißen und decken sollen. Aber noch immer wollte er den Sieg erringen. Anstatt den nachrückenden Feind nach Möglichkeit zurückzudrängen, ließ er sich in ein neues Gefecht ein, in welchem er bald von der überlegenen Macht in die Ebene herabgetrieben und in völliger Auflösung in die Flucht geschlagen wurde. Durch seine jähe Flucht brachte er auch die sich in Ordnung zurückziehenden Horn'schen Truppen in die größte Bedrängnis. Beinahe die ganze Infanterie wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Mehr als 12,000 Mann blieben tot auf dem Wahlplatze; 80 Kanonen, 4000 Wagen und 300 Standarten fielen in kaiserliche Hände. Gustav Horn geriet mit 3 anderen Generalen in die Gefangenschaft. Herzog Bernhord wurde verwundet und rettete sich uur mit genauer Not. Einige Trümmer der Armee fanden sich erst bei Frankfurt zusammen. Die Schlacht bei Nördlingen war eine der blutigsten und entscheidendsten des ganzen Krieges. Wenn an der Spitze der kais. Truppen ein tüchtiger Feldherr gestanden hätte, so war der Untergang des Gegners unausbleiblich. Aber schon die nächsten Maßnahmen ließen erkennen, daß man den Erfolg nicht auszunutzen verstand. Hieran hatte nicht blos die Unerfahrenheit der beiden obersten Generale Ferdinand III. und des Kardinalinfanten, sondern auch die Unmäßigkeit ihres Rat-

gebers Gallas schuld. Dieser entwickelte sich als wahrer Trunkenbold und richtete seine Kraft in wüsten Gelagen mehr und mehr zugrunde.

Die Niederlage von Nördlingen bereitete dem Reichskanzler Oxenstierna die schwersten Sorgen. Unübersehbar groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken bemächtigten sich der ganzen Partei und der Katholicismus erhob sich mit übermütigem Triumphe aus seinem tiefen Verfall. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Niederlage am empfindlichsten. Die siegreiche Armee überschwemmte und plünderte das ganze Land. Alles zitterte vor der Rache des Kaisers. Was fliehen konnte, rettete sich nach Straßburg. Die hülflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr hartes Schicksal. Milde und Nachsicht gegen die Besiegten würde die schwächeren Stände sicher unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die grausame Härte, die man auch gegen diejenigen walten ließ, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte viele zur Verzweiflung und zu offenem oder heimlichen Widerstande.

Der Friede zu Prag.

Die Lage der Schweden war um so trostloser, als der schon längst schwankende Kurfürst von Sachsen die Erklärung abgab, er wolle sich mit dem Kaiser vergleichen. Da Johann Georg sich durch manche Eigenmächtigkeiten der Schweden und die Nichtbeachtung seiner Ansprüche als Oberhaupt der Protestanten gekränkt fühlte, so gab er den Friedensanträgen des Kaisers Gehör. Die Verhandlungen fanden zuerst in

Leitmeritz, später in Pirna statt. Der Kaiser that sein mögliches, um den Kurfürsten zu befriedigen und die Annahme des Friedens auch den andern protest. Fürsten möglich zu machen. Der Stein des Anstoßes, das Restitutionsedikt, wurde zwar nicht ganz beseitigt, aber dessen Wirkung auf eine Reihe von Jahren suspendirt. Kursachsen sollte alle Stifter und geistlichen Güter, welche es im Jahre 1620 inne hatte, auf 50 Jahre, vom Friedensschlusse an gerechnet, unangefochten behalten, die übrigen prot. Fürsten jene geistlichen Güter, welche sie bis 1628 besaßen, noch 40 Jahre behalten dürfen. Der Kaiser wollte dieses Zugeständnis durchaus nicht machen; er befragte die kath. Fürsten und viele Theologen um Rat. Die Letzteren sollten ihm Auskunft geben, ob er ohne Gewissensskrupel den Frieden mit Sachsen abschließen dürfe. Die Jesuiten erklärten, daß der Papst den Frieden mißbillige und seinerseits verweigere. Am 27. Febr. 1635 traten die kaiserl. Räte, unter ihnen die Kardinäle Dietrichstein und Pazmann, der Bischof von Wien, Lämmermann und Trautmannsdorff zusammen, um ihr Endgutachten aufzustellen. Ferdinand hielt sich auch von dieser Sitzung, in welcher Beschlüsse von größter Tragweite gefaßt wurden, fern. In aller Frühe mußte der Kardinal Dietrichstein zu ihm kommen, durch den er den übrigen Räten sagen ließ, „daß er in einer so wichtigen Sache, die das Seelenheil betreffe, keinen selbständigen Entschluß fassen wolle. Um sein eigenes Gewissen zu entlasten, belaste er dasjenige seiner Räte und er trage ihnen auf, ihm einen solchen Rat zu erteilen, den sie vor dem Richterstuhle Gottes verantworten könnten.“ Man ersieht hieraus Ferdinands Denkträgheit und Unselbstständigkeit. Er will die Folgen und die Verantwortung nicht übernehmen, und doch sagte ihm sein Gewissen, daß die Bedrückung und Ausrottung der Protestanten mit der Lehre Christi nicht zu vereinbaren sei. In der Beratung gelangte

denn auch die Ansicht zur Geltung, daß es unmöglich und unrecht sei, in Deutschland des Protestantismus Herr zu werden und mithin jeder weitere Kampf das Elend vergrößere.

Der Friede kam denn auch am 15. Juni 1635 mit Sachsen zu stande. Der Kaiser war aufrichtig entschlossen, die religiösen Gegner nicht wieder anzugreifen. Er gab jeden ehrgeizigen und unduldsamen Gedanken auf, soweit er Deutschland betraf. Dem Papste gab er von dem Friedensschlusse in einer Weise Nachricht, die demselben deutlich zeigte, daß auf einen Widerspruch seinerseits gar kein Gewicht gelegt werden würde. Ferdinand gab ihm zu verstehen, daß das Vertrauen in ihn als Stellvertreter Christi bei ihm geschwunden sei. Der Kaiser verhehlte diese abschätzige Meinung auch nicht vor dem Klerus in Wien, er erklärte, daß er dem Papste nicht trauen könne und auch dessen Verbindung mit Frankreich entschieden tadeln müsse. Sicher regte es sich damals mächtig in dem Gewissen des Kaisers und bei aufrichtiger Selbstprüfung konnte er ja nicht umhin, die Ratschläge des Papstes, insoweit sie auf die Verfolgung des Protestantismus abzielten, als mit dem Worte Gottes in Widerspruch stehend, anzuerkennen. Jedenfalls war er im Besitz der überzeugendsten Beweise, welche seine Ehrfurcht gegen den Papst erschütterten und ihn dahin brachten, seinen ganzen Unwillen dem Papst erkennen zu geben.

Allerdings konnten sich die Protestanten nicht so leicht dem Glauben hingeben, daß man in Wien endgültig und aufrichtig jeden Gedanken an ihre Unterdrückung fallen gelassen habe und daß man es mit den Versicherungen des Prager Friedens ernst meine. Allein das Elend in Deutschland war ja wirklich bis zu einer Höhe gestiegen, daß das Gebet um Frieden täglich von Millionen zum Himmel drang. Auch der nachteiligste erschien als eine Wohlthat gegenüber dem fürchterlichen Jammer des Krieges. Die Felder glichen

14

Wüsten, sie lagen unbebaut und verwildert. Wo eine junge Saat aufschoß oder eine erfreuliche Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß und die Hoffnung eines ganzen Jahres. Entvölkerte Städte, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Felder, rauchende Trümmer fand man meilenweit in grauenvoller Zerstörung. Die verarmten Bewohner schlossen sich den Mordbrennerheeren an, und was sie grausam erlitten, mußten durch Raub und Erpressung Andere empfinden. Kein Schutz gegen Unterdrückung, keine Aussicht auf Hülfe seufzten dic Städte unter der Geißel zügelloser, räuberischer Besatzungen, die das Eigentum des Bürgers verschlangen und ihre Macht mit dem grausamsten Mutwillen zur Geltung brachten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzuge einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denen zu teil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nähe hatten. Ihr hartes Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußtapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleichwenig Schonung bewiesen. Die Anhäufung der Menschen im Kriegslager, Hungersnot auf der einen Seite und Völlerei auf der andern brachten Pest und Seuchen hervor, die oft mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser Zerrüttung sich auf, die Achtung für Recht, die Furcht vor dem Gesetz, die Reinheit der Sitten verschwand, Treue und Glauben hörten auf, während Rohheit und Macht mit eisernem Scepter den Schwächeren unterdrückte. Der Befehlshaber der kleinsten Armee geberdete sich als der rechtmäßige Regent. Ganz Deutschland wimmelte von solchen

kleinen Tyrannen und dies schmerzte um so mehr, als es meist fremde Mächte waren, welche den deutschen Bürger knechteten. Damit Schweden sich zu größerer Macht entwickeln konnte, mußte Deutschland unter der Macht des Krieges bluten; weil Spanier und Italiener sich mit deutschem Eigentum bereicherten, wurden hülflose Gemeinden ihren Erpressungen hingegeben und damit Frankreich und Dänemark sich mit deutschem Gebiet bereicherte, sollte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen!

Die Ueberzeugung von der Not des Kaisers und seiner entschiedenen Friedensbedürftigkeit, sowie die furchtbaren Kriegsleiden ebneten den Weg zu einer aufrichtigen Versöhnung. Bis Ende August ließen die meisten deutschen Fürsten und freien Städte ihre Zustimmung zu dem Frieden kundgeben. Es waren dies vor allem Brandenburg, mehrere Herzöge von Sachsen, die Herzöge von Holstein, Mecklenburg, Lüneburg, Braunschweig, Pommern nnd Würtemberg, die Fürsten von Anhalt, der Landgraf von Darmstadt, der Markgraf Wilhelm von Baden, die Städte Hamburg, Lübeck, Frankfurt, Ulm, Heilbronn, Worms, Speyer, Straßburg, Nürnberg, Erfurt u. s. w., außerdem die meisten Reichsgrafen, die Ritterschaften einzelner Kreise; so zahlreich waren die Anmeldungen, daß es schien, als würden nur der Landgraf von Kassel' Bernhard von Weimar und die Erben des Pfalzgrafen in der bisherigen Feindschaft verharren.

Man darf jedoch auch diejenigen nicht als Eigennützige bezeichnen, die sich trotz allen Jammers gegen den Frieden erklärten. Von dem Restitutionsedikt war nur bedingungsweise die Rede und nach der Nördlinger Niederlage konnte man einen besseren Frieden von dem Kaiser nicht erwarten noch erzwingen. Sollte man 17 Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um nichts bleibendes, sicheres gewonnen, sondern noch Vieles

verloren zu haben? Vielen erschien es richtiger, die lange getragene Last noch 2 oder 3 Jahre länger zu tragen, um für 20jährige Leiden endlich doch die Freiheit des Glaubens, die Sicherheit der Existenz erreicht zu haben. Der Kaiser sollte nicht blos auf 50 Jahre, sondern für immer die Berechtigung des evangelischen Bekenntnisses anerkennen. Man glaubte den Kaiser auch hierzu zwingen zu können, sofern nur die deutschen Protestanten mit Schweden im Felde standhaft zusammenhielten. Ihre Trennung allein, sagte man, stärke den unberechtigten Widerstand des Kaisers und entferne die Hoffnung eines dauernden Friedens. Diesen Zwiespalt unter den Protestanten führte der Kurfürst von Sachsen herbei, indem er sich durch den Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte. Hierfür wurde er zwar des Kaisers Freund, aber die Protestanten und die Schweden ließ er im Stich. Diejenigen, die in den Schlachten bei Leipzig und Lützen zunächst für ihn geblutet, ja deren großer König selbst, um sein Land zu retten, das Leben gelassen hatte, lohnte er mit solchem Undank. Ueber die Unzulänglichkeit dieses Friedens, der nur als ein 50jähriger Waffenstillstand galt, herrschte unter den Protestanten nur eine Stimme: in vielen Flugschriften wurde es dem Kurfürsten unverhohlen zum Vorwurf gemacht, er habe die gerechte Sache des Glaubens und der deutschen Freiheit aus Eigennutz verraten.

Allerdings hatte der Kurfürst auch die Aufgabe übernommen, mit Schweden einen Ausgleich herbeizuführen. Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens setzte Johann Georg den schwedischen Reichskanzler von der Einstellung der Feindseligkeiten in Kenntnis. Oxenstierna wurde durch diese Nachricht sehr bestürzt, denn die Gefahr für Schweden lag nicht allein darin, daß der Kaiser einen Bundesgenossen fand, sondern vielmehr darin, daß die unter schwedischem Kommando in Deutschland stehende Armee, die kaum dem zehnten

Teile nach aus Schweden bestand, sich aufzulösen drohte, sobald die deutschen Fürsten ihren Unterthanen die fernere Leistung der Kriegsdienste verboten. Oxenstierna richtete daher an den Kurfürsten von Brandenburg die inständigste Bitte, sich dem Frieden nicht anzuschließen. Allein da er keine guten Nachrichten über die Absichten desselben erhielt und sich selbst sagen mußte, daß der Kurfürst wegen Pommern keine freundliche Gesinnung gegen Schweden hegen könne, so ließ er sich herbei, dem ihm von dem Kürfürsten von Sachsen angetragenen Friedensverhandlungen näher zu treten. Die sächsischen Bedingungen lauteten jedoch überaus ungünstig für ihn. Kein Zoll breit deutschen Landes sollte an Schweden fallen. Nur für eine Geldentschädigung wollte sich der Kurfürst verbürgen. Der Reichskanzler empfing diese Mitteilung in Magdeburg. Augenzeugen berichten, er soll hierbei wie niedergeschmettert gewesen sein. Der brandenb. Gesandte von Blumenthal weilte gerade bei ihm; an diesen wandte er sich und überhäufte ihn mit bitteren Klagen über die Undankbarkeit der deutschen Fürsten, die ohne Gustav Adolfs Dazwischenkunft dem Verderben anheimgefallen wären. Er beschwor ihn, seinen Herrn von dem Anschlusse an den Frieden abzuhalten. Als Blumenthal nun fragte, ob er in dem Falle, wenn sich Brandenburg Schweden anschließen würde, dieses auf Pommern verzichten würde, wich Oxenstierna einer offenen Antwort aus und vernichtete damit die Wirkung seiner Vorwürfe, die jedenfalls der Begründung nicht entbehrten.

Der Kurfürst von Sachsen, sowie der Kaiser wollten den Schein vermeiden, als ob man die Schweden von dem Frieden ausschließe. Schon Frankreich gegenüber hätte man sich gern mit Schweden verglichen. Viele deutsche Obersten, welche unter schwedischem Oberbefehl dienten, beklagten sich bitter darüber, daß man sie durch den Frieden einfach auf die Straße setze und ihre Dienste unbelohnt bleiben würden

Man fürchtete die Wiederholung der Egerer Katastrophe. Der Kurfürst von Sachsen hielt es für's beste, den Schlag gegen Schweden ohne Säumen zu führen. Er riet dem Kaiser, sämtliche deutschen Offiziere und Soldaten unter Androhung der Acht sofort von dem schwedischen Heere abzuberufen. Inzwischen hatte Oxenstierna einen Gesandten an Johann Georg mit der Anfrage geschickt, wie der Kurfürst die Entschädigung Schwedens geordnet wissen wollte. Hiermit um eine unzweideutige Antwort ersucht, erklärte der Kurfürst, daß er keine andere Entschädigung beim Kaiser durchsetzen könne, als eine Geldentschädigung, deren Höhe zu bestimmen er den Reichskanzler ersuche. Hierauf ließ Oxenstierna dem Kurfürsten erwidern, er werde sich unter keiner Bedingung mit einer bloßen Geldabfindung zufrieden stellen, sondern seine gerechten Ansprüche auf eine Gebietsabtretung durchzusetzen wissen.

Somit wurde der Prager Friede ohne den Eintritt Schwedens geschlossen. Man überließ die weiteren Schritte dem Reichskanzler selbst. Durch den Frieden wurde im Wesentlichen das Restitutionsedikt aufgehoben. Bezüglich der mittelbaren Stifte und anderer geistlichen Güter, welche von den Ständen des Augsburger Glaubensbekenntnisses vor dem Passauer Religionsfrieden eingezogen waren, sollte es bei der Bestimmung dieses Friedens bleiben. Die reichsunmittelbaren Stifte aber, welche vor jenem Vertrage und diejenigen, welche nach demselben eingezogen waren, sollten die Stände in der Art, wie sie dieselben am 12. November 1627 inne hatten, 40 Jahre lang fortbehalten, in eben dem Religionszustand, wie er es zu jener Zeit gewesen. Bis zum Ablauf dieser Frist wollte man sich über die endliche Regelung dieser Verhältnisse friedlich vergleichen. Sollte dies aber nicht möglich sein, so bleibt es bei den Verhältnissen, wie sie am 12. November 1627 gewesen. Das Erzstift Magdeburg erhält des

Kurfürsten von Sachsen Sohn August auf Lebenszeit. Der Markgraf Christian von Brandenburg, der ehemalige Verwalter des Erzstifts, welcher inzwischen zum Katholicismus übergetreten war, bezieht ein Jahrgehalt von 12,000 Thalern. Das Bistum Halberstadt bekommt des Kaisers Sohn Leopold Wilhelm. Die Reichsritterschaft und die Reichsstädte sollten bei dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse ruhig belassen werden. In den östreichischen Erblanden aber sollte die Religionsübung vom Willen des Landesfürsten abhängig sein. Bezüglich der Pfalz blieben die kaiserlichen Anordnungen in Kraft. Die Herzöge von Mecklenburg erhalten ihren Besitz wieder, insofern sie diesen Frieden annehmen. Dem Kaiser und den Augsburger Ständen sollen alle Länder wieder herausgegeben werden, die sie bis zur Ankunft der Schweden besessen. Eine allgemeine Amnestie wird vom Jahre 1630 an bewilligt: sie erstreckt sich jedoch nur auf die Augsburger Religionsverwandten; namentlich aber sind die böhmischen und pfälzischen Händel ausgeschlossen; ferner alle Unterthanen des Hauses Oestreich, die gegen den Kaiser aufgetreten waren; sodann der Herzog von Würtemberg, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach, die Grafen von Löwenstein, Hohenlohe, Ottingen u. a. Zur Vollstreckung und Handhabung dieses Friedens sollten die Truppen des Kurfürsten von Sachsen und aller andern Stände mit denen des Kaisers vereinigt und gegen alle diejenigen vorgehen, die sich dem Frieden widersetzen würden. In einem Nebenartikel wurde dem Kurfürsten die Ober- und Niederlausitz erblich abgetreten.

Man ersieht, daß sich Johann Georg in diesem Frieden am besten bedacht hatte. Dadurch, daß die Pfalz und viele Fürsten vom Frieden ausgeschlossen wurden, war von vorn herein die Fortsetzung des Krieges bedingt. Grausam fand man es, daß die Oestreicher und Böhmen geopfert wurden.

Viele waren über diesen Frieden erbittert. Dennoch wurde er in dieser Notlage von einer großen Anzahl der Stände angenommen. Man war der Drangsale des Krieges herzlich satt; nach und nach entsagten die Fürsten dem schwedischen Bündnis, indem sie sich der Eine nach dem Andern mit dem Kaiser verglichen. Jetzt, wo die schwedische Macht fast vernichtet, wo alle feindlichen Parteien bis zur Ohnmacht erschöpft waren, glaubte man allgemein dem Ende des Krieges nahe zu sein. Wer hätte denken sollen, daß unter solchen Umständen der Krieg noch 14 Jahre fortwüthen würde! Frankreich war es, das die Kriegsfackel von Neuem in unserem Vaterlande anfachte.

Der Tod des Kaisers Ferdinand II.

Schon lange hatte der französische Minister, Kardinal Richelieu, die Not Oestreichs und Deutschlands mit tückischer Freude betrachtet. Sein ganzes Streben ging dahin, die Uebermacht zu schwächen und Frankreich mit deutschen Provinzen zu vergrößern. Darum hatte er durch Geld und Versprechungen die Uneinigkeit unter den Deutschen sorgfältig zu unterhalten gesucht. Sie sollten sich gegenseitig aufreiben und unter allen Umständen durfte der fürchterliche Krieg jetzt noch nicht seine Endschaft erreichen. Bisher hatte er die Schweden nur schwach unterstützt, und die Unterstützung zeitweise ganz eingezogen, als diese ihm zu mächtig wurden. Bei dem Abschluß des Friedens ermunterte er die Schweden zu fernerem Kampfe. Die Deutschen sollten seiner nichtswürdigen Absichten wegen durchaus nicht zur Ruhe kommen. Er versprach reichliche Unterstützung an Geld und Mannschaft, und brachte es zugleich bei dem Könige von Polen dahin, daß der mit den Schweden inzwischen abgelaufene Waffenstillstand noch auf 26 Jahre verlängert wurde. Die Schweden sollten sich mit ganzer Kraft gegen den Kaiser richten. Endlich fand

auch Frankreich selbst eine längst gesuchte Gelegenheit, öffentlich gegen Kaiser und Reich aufzutreten.

Durch den Beitritt vieler protestantischer Stände zum Prager Frieden wurde die Lage der Schweden in Deutschland immer bedenklicher. Dazu berichtete der schwedische Reichsrat an Oxenstierna, daß wegen mehrjährigen großen Mißwachses und Erschöpfung aller Kassen wenig auf Hülfe vom Vaterlande zu rechnen sei. Oxenstierna aber verzagte nicht. Der Kurfürst von Sachsen kannte seine Geldverlegenheit und machte ihm das Anerbieten, ihm $2^1/_2$ Millionen Gulden als Entschädigung zu zahlen, wenn er die schwedischen Truppen aus Deutschland zurückziehe. Oxenstierna wies dieses Anerbieten ab und wandte sich an Richelieu. Hier konnte er sicher auf Hülfe rechnen. Es kam nur darauf an, um welchen Preis sie zu erhalten sein würde. Bereits vor der Nördlinger Schlacht hatte Oxenstierna den Franzosen die Festung Philippsburg einzuräumen versprochen, wenn er 6000 Mann zur Verstärkung der schwedischen Heere erhielte. Nach der Schlacht war Richelieu mit den zum Heilbronner Bunde gehörigen Ständen im Novbr. 1634 einen Vertrag eingegangen, durch den er sich verpflichtete, 12,000 Mann für die Verbündeten zu besolden, wofür dem König von Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrate und das ganze Elsaß zugesagt wurden. Da Bernhard von Weimar indessen mit dem Rest seiner flüchtigen Schaaren die Fortschritte der kaiserlichen Waffen in Süd-Deutschland nicht aufzuhalten vermochte, Würtemberg und Baden völlig verloren gingen, König Ferdinand, rheinabwärts vordringend, bereits Philippsburg und Speyer einnahm und Heidelberg bedrohte, die französischen Truppen, obgleich in der Nähe, noch immer zögerten, eilte Oxenstierna 1635 persönlich nach Frankreich, um in einem neuen Vertrage eine kräftigere Unterstützung auszuwirken. Schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Paris

kam das Bündnis auf der Grundlage wechselseitiger Hilfsleistung zu stande. Nun traf es sich gleichzeitig, daß der Kurfürst von Trier, der sich in französischen Schutz begeben hatte wegen dieses den Reichsgesetzen zuwiderlaufenden Verfahrens auf Veranlassung des Kaisers von den Spaniern aus Luxemburg her in Trier überfallen und gefangen fortgeführt wurde. Das nahm nun der König von Frankreich gewaltig übel und er ergriff diesen Anlaß, der Krone Spanien am 19. Mai 1635 den Krieg zu erklären und hiermit auch mit dem Kaiser zu brechen.

Zunächst aber sollte der offene Beitritt Frankreichs zum Kriege nicht viel helfen. Das französische Heer verrichtete am Rhein keine großen Heldenthaten und vermochte den Siegeslauf der kaiserlichen Truppen, die sich unter Gallas und Johann von Werth hierher zogen, nicht zu hemmen. Ja, diese Feldherren drangen sogar in Frankreich ein, und Johann von Werth setzte schon Paris in Schrecken.

Bald trat aber eine Wendung zu gunsten der Feinde des Kaisers ein. Einerseits machten die Schweden unter dem Gen. von Baner die größten Fortschritte, andererseits errang der Herzog Bernhard am Oberrhein die entschiedensten Erfolge. Dieser bedeutende Heerführer, den die protest. Stände im Jahre 1634 zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt, der sich aber 1635 von Frankreich hatte berücken lassen, hielt sich anfänglich nur unter den schwierigsten Verhältnissen gegen die Uebermacht der Kaiserlichen. Plötzlich aber ging er zum Angriff über und warf die Feinde überall zurück. Er wurde der gefürchtetste Kriegsmann und wußte sich überall Geltung zu verschaffen. Nachdem er sein Herzogtum Franken verloren, wollte er sich am Rhein ein Fürstentum erobern. Schon früher hatte er sich das Elsaß und das ihm entsprechende rechte Rheinufer dazu ausersehen: nun hatte er es gewonnen. Allein dies war nicht im Sinne Richelieu's,

der sich durchaus das Elsaß für Frankreich aneignen wollte. Da man den Herzog Bernhard nicht beleidigen durfte, so wurden nun von Seiten Frankreichs die feinsten Ränke geschmiedet, um ihn zu bewegen, diesen Landstrich abzutreten und sich überhaupt Frankreich ganz hinzugeben. Allein Bernhard war eine viel zu selbständige Natur, als daß er darauf eingehen mochte. Im Gegenteil, je länger er mit Frankreich in Verbindung stand, um so mehr lernte er dessen Treulosigkeit kennen. Alle Versuche, die man von Paris aus machte: das Anerbieten einer königlichen Prinzessin, die Offerte der deutschen Kaiserkrone, wurden von ihm standhaft zurückgewiesen. Der Herzog behauptete seine Selbständigkeit. Auch der Kaiser Ferdinand erkannte die Wichtigkeit Bernhards und ließ ebenfalls kein Mittel unversucht, um ihn zu sich herüberzuziehen. Aber Bernhard ging auch auf diese Anerbietungen nicht ein.

In dieser Zeit schien das Glück den schwedischen Waffen wieder einige Lichtblicke zuzuwenden. Der schwedische General Torstenson führte Verstärkungen aus Preußen nach Pommern und Brandenburg und zog mit ihnen den Kaiserlichen entgegen. Die Mark wurde nämlich von den Kaiserlichen wieder arg heimgesucht. Am 15. Septbr. 1635 schlug der kaiserliche General Morzini in Frankfurt an der Oder sein Hauptquartier auf und bezog von den s. g. Judenbergen bis Trettin ein Lager. Im feindlichen Lande konnte nicht ärger gehauset werden, als von diesen freundlich verbündeten Truppen. Die ganze umliegende Gegend ward nicht nur ausgeplündert, sondern buchstäblich verwüstet. Der Hunger zwang endlich die wilden Horden im Oktober weiterzuziehen. Ihr folgten zehn Regimenter, die durch Frankfurt nach Pommern marschierten. Mit abwechselndem Erfolge drängten sich nunmehr länger als ein halbes Jahr Sachsen, Oestreicher und Schweden in der

Mark und Niedersachsen umher, bis es endlich am 4. Oktbr. 1636 zu einer entscheidenden Schlacht bei Wittstock kam.

Nachdem der tapfere General von Baner den sächsischen Gen. Graf Baudissin bei Dömitz gänzlich geschlagen, brach er in Sachsen ein, wo er seinem Hasse gegen den Kurfürsten die blutigsten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen erbittert, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Uebermut der Sachsen hatten erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Kurfürsten aufs äußerste gereizt, ließen sie dem armen Lande ihre Rachsucht schonungslos vergelten. Gegen Oestreicher und Baiern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gefochten: gegen die Sachsen kämpfte er aus persönlichem Haß und erhöhter Wut, weil er sie als Abtrünnige und Verräter verabscheute.

Der nachdrückliche Widerstand, welcher dem Kaiser von dem Herzoge von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und Westphalen bereitet wurde, hinderte ihn, den ihm verbündeten Sachsen eine ausreichende Unterstützung zu leisten. Demzufolge mußte das ganze Kurfürstentum von Baner's streifenden Scharen die schrecklichste Behandlung erdulden. Endlich zog der Kurfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld an sich und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Baner umsonst zu entsetzen sich bemühte. Nun breitete sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und der Sachsen über die Mark Brandenburg aus, entriß den Schweden viele Städte und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartung griff der schon verloren gegebene Baner die alliirte Armee bei Wittstock an.

Der Angriff war fürchterlich. Die ganze Macht des Feindes fiel über den rechten Flügel der Schweden her, den Baner selbst befehligte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Kraft und Erbitterung. Unter den

Schweden befand sich kein Regiment, das nicht zehnmal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Die Schweden, welche fast der Uebermacht zu erliegen schienen, wollten das Schlachtfeld dem Feinde durchaus nicht überlassen. Wohl mußte Baner mit dem rechten Flügel zurückweichen, aber in demselben Augenblick drang sein linker Flügel erfolgreich vor. Man focht acht Stunden bis zum Einbruch der Nacht, und da die Schlacht unentschieden war, wollten die Schweden am folgenden Tage den Kampf erneuern. Aber der Kurfürst von Sachsen fühlte sich so sehr geschwächt, daß er dem beabsichtigten zweiten Schlachttage nicht Stand hielt: er ergriff mit dem Grafen Hatzfeld noch in derselben Nacht die Flucht und überließ das Schlachtfeld den Schweden. 5000 Alliirte bedeckten als Leichen die Wahlstatt; 150 Fahnen, 23 Kanonen, die ganze Bagage, auch das Silbergeschirr des Kurfürsten fielen den Schweden in die Hände und mehr als 2000 wurden als Gefangene fortgeführt.

Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vorteilhaft postirten Feind erfochten, setzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung. Ihre Feinde zagten und ihre Freunde schöpften neue Hoffnung. Baner benutzte seinen Sieg, eilte über die Elbe und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden. Die Niederlage wurde von vielen Unterthanen Johann Georg's als Strafe für den Verrat am Evangelium betrachtet. Die Sachsen waren nun der Gewalt ihrer Sieger schonungslos hingegeben. Diese überschwemmten das ganze Land und behandelten es aus Rache fürchterlich.

Empörend lauten die Berichte von dem Elende jener schrecklichen Zeit, wie uns dieselben in den Chroniken der einzelnen Städte aufbehalten sind. Niemand bebaute das Feld aus Mangel an Saatkorn und an Zugvieh. Die

Dörfer waren verödet, weil Alles in die Wälder flüchtete oder Soldatendienste nahm, die einzige Zuflucht, die noch Unterhalt gewährte. Aller Verkehr auf den Landstraßen stockte; in vielen Orten war kein einziges Pferd aufzutreiben Gefallenes Vieh, Katzen, Hunde und Ratten wurden als Leckerbissen verzehrt. Die Hungersnot stieg derart, daß man im Magdeburgischen Menschen erschlug und diese verzehrte. Nirgends wurde der Unrat fortgeschafft, der dann durch jahrelange Anhäufung so ekelhafte Ausdünstungen erzeugte, daß die Seuchen sich immer mehr ausbreiteten. An vielen Orten war das Sterben so groß, daß die Leichname in den Häusern liegen blieben und sie Niemand mehr fortschaffte. Die Stadt Erfurt flehte den General Baner an, ihr doch zu Hülfe zu kommen. Dieser aber antwortete: er würde gern Hülfe senden, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hunde noch Katzen, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten könnten. Durch Länder, die der Feind wegen Hungers und Jammers nicht behaupten könne, dürfe er sein Heer nicht führen. Der bloße Aufenthalt daselbst verursache ihm mehr Schaden als eine verlorene Schlacht.

Inzwischen führte Frankreich am Rhein den Krieg gegen das Haus Habsburg. Als Feldherr diente ihm Bernhard von Weimar. Richelieu wünschte nichts so sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern. Zur Erreichung dieses Zweckes konnte er kein anderes Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn auf's Schlaueste in Frankreichs Interesse zog und sich zur Ausführung seiner Entwürfe seines kräftigen Armes versicherte. Von einem Fürsten wie Bernhard, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer

Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Um den Herzog mehr an Frankreich zu fesseln, trug man kein Bedenken, ihm das Elsaß zur Belohnung anzubieten. Dies war indeß nur eine Vorspiegelung, die Bernhard wohl durchschaute. War er einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so zweifelte er nicht daran, es im Notfalle auch gegen einen Freund zu behaupten. Jetzt aber schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt kommandierte.

Obwohl durch diese Uebereinkunft eigentlich Bernhard's Verhältnis zu Schweden aufgelöst ward, so wollte dieser sich doch nicht gänzlich von Schweden lossagen. Es wurde ihm französischerseits bewilligt, daß sein Heer „der Krone Schweden" und er selbst „General der französischen Bundesgenossen in Deutschland" heißen sollte. Nach geheimen Artikeln verpflichtete er sich jedoch, das Heer nur dahin zu führen, wohin der König von Frankreich es verlangen würde. Offenbar sollte das Elsaß nur eine Lockspeise für Bernhard sein, damit er desto gewisser es erobern, Lothringen überwältigen und auch Hochburg den Spaniern entreißen möchte. Er selbst mochte darin einen Erfolg für sein verlornes Herzogtum Franken sehen. Als die Franzosen hinsichtlich der Auszahlung der Subsidiengelder zögerten, begab sich Bernhard im März 1636 selbst nach Paris. Seine geheime Abhängigkeit von der fremden Macht hinderte ihn nicht, hier mit dem vollen Selbstgefühl eines Deutschen Reichsfürsten aufzutreten. Richelieu empfing ihn als den „besten Freund von der Welt". Das Gespräch mit dem einflußreichen Pater Joseph, der über die Kriegsunternehmungen den deutschen Helden auf der Landkarte zu belehren sich erdreistete, brach der letztere aber mit den Worten ab: „Das ist recht gut, lieber Herr Pater, wenn man die Städte und Festungen mit den Fingerspitzen nehmen

könnte.“ Und als in einer Unterredung mit dem König Ludwig sich dieser bedeckte, setzte Bernhard seinen Hut gleichfalls auf. Ebenso ließ er sich in Paris durch seinen Hofprediger öffentlich protestantischen Gottesdienst halten. In der Hauptsache, den Geldmitteln, kam Bernhard nicht viel weiter und ging im Mai zum Heere zurück. Ende Mai eröffnete er den Feldzug mit einem Angriff auf Elsaßzabern, welches sich nach hartnäckiger Verteidigung am 4. Juli 1636 ergab. Nachdem er noch einige Plätze im Elsaß erobert hatte, wandte er sich durch Lothringen, wo er die Städte Blamont und Rambervilliers wegnahm, im Oktbr. nach dem spanischen Hochburgund. Nach Eroberung der Stadt Joinville gönnte er seinen erschöpften Truppen die Winterruhe.

Oxenstierna zeigte sich über den Herzog Bernhard ungehalten, und da er in dem Feldzuge den Schweden scheinbar wenig genützt hatte, so richtete Oxenstierna geradezu die Frage an ihn, ob er noch in Diensten des Bundes stehe oder ob er nur französische Interessen verfechte. Bernhard gestand zu, daß man ihn blos zur Verteidigung der französischen Grenze ausnutze, sprach aber zugleich seinen Vorsatz aus, sich freiere Hand zu verschaffen. Zu diesem Zwecke begab er sich anfangs 1637 nochmals nach Paris, wo er sich durch einen besonderen Vergleich größere Selbständigkeit und Lavalettes Abberufung erwirkte.

Mitten in dem Kriegsgetümmel betrieb Kaiser Ferdinand die Wahl seines Sohnes zum römischen König. Von den fünf Kurfürsten — der Trierer saß in Linz gefangen und die Pfalz galt als erledigt — hatte Ferdinand nichts zu fürchten. Er besorgte indes, Kurfürst Maximilian würde seinem Sohne die Krone streitig machen. Er hatte Gründe genug, seinem Schwiegersohne zu mißtrauen. Richelieu und der Papst Urban begünstigten das Projekt; aber zum größten Aerger Frankreichs und Schwedens wurde am 22. Dezbr. 1636 Ferdinand III. einstimmig gewählt.

Das war der letzte Erfolg Ferdinands: am 15. Febr. 1637 beendete er seine Laufbahn. Die Nation mochte an seinem Sarge sich tröstend gestehen, daß schlimmere Zeiten das Vaterland nicht hätten heimsuchen können, als die, welche der Glaubenseifer und die Beschränktheit dieses Herrschers herbeigeführt hatten. Es bleibt ihm der zweifelhafte Ruhm, mit Standhaftigkeit in guter und böser Zeit dem einmal erfaßten Zielpunkt seines Strebens treu geblieben zu sein. Die protestantische Lehre in seinen Erblanden schien für immer unterdrückt, und es ließ sich bei seinem Tode hoffen, bald mit Vorteilen über die evangelischen Fürsten aus dem Kampfe hervorzugehen.*) Dagegen war der materielle Wohlstand

*) Die Entwicklung der Territorialherrschaften hatte im deutschen Reiche zu dem Emporkommen einzelner Fürsten geführt, welche nacheinander abwechselnd nach dem höchsten Ziele: dem dauernden Besitz der Kaiserkrone, rangen. Die Wittelsbacher scheiterten durch häuslichen Unfrieden, die Luxemburger, weil sie ihre Interessen an Böhmen und Ungarn hingen. Habsburg übernahm von ihnen dieses Erbe, und die glückliche niederländische Heirat erhob das Haus Oestreich zur Weltmonarchie. Aber gerade dieser Umstand verhinderte es an der Erfüllung seiner deutschen Aufgaben. Seine außerdeutschen Interessen zehrten die Kräfte des Erzhauses auf, und das Reich kam dabei immer erst in zweiter Linie zur Geltung. Oestreich repräsentierte, gestützt auf seine auswärtige Macht, äußerlich glänzend das Kaisertum, aber es verlor allmälig das solide Fundament desselben, die Sympathien der deutschen Nation. Die reformatorische Bewegung und deren Folgen wirkten hierbei entscheidend. Die Kirchenreformation war ihrer politischen Bedeutung nach wesentlich ein Befreiungskampf des deutschen Wesens gegen das Joch, welches Rom unter verschiedenen erfundenen Titeln der Nation aufgelegt hatte. Das Kaiserhaus stellte sich in diesem Kampfe auf die Seite der Gegner der nationalen Bewegung und verhinderte dadurch das vollkommene Gelingen derselben. Es verschuldete damit selbst die kirchliche Spaltung in Deutschland und entfremdete sich den größten Teil der Nation, gegen den es einen langen Vernichtungskrieg zu führen sich veranlaßt sah. Mit den nationalgesinnten Parteien hatte es seitdem unwiderruflich gebrochen. Ferdinand der Zweite war es, der es sich zur Lebensaufgabe gestellt, die protestantische Kirche auszurotten. Am 9. Juli 1578 zu Grätz geboren, übergab die streng katholische Mutter seine Erziehung den Jesuiten, die ihm einen unversöhnlichen Haß gegen den Protestantismus einflößten, so daß er zu Loretto vor dem Altar das feierliche Gelübde ablegte, den Katholicismus um jeden Preis wieder zur alleinherrschenden Religion in seinen Staaten zu machen. Frommen

seines Reiches durch die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus auf Jahrhunderte hinaus vernichtet. In Böhmen zählte man beim Beginn seiner Regierung 3 Millionen

Betrachtungen und kirchlichen Uebungen widmete er täglich mehrere Stunden. Nach einer längeren Morgenandacht hörte er nacheinander zwei Messen, wohnte auch dem Nachmittagsgottesdienste bei, widmete während jeden Tages eine bestimmte Zeit der Gewissenserforschung und schloß dann diese geistlichen Uebungen mit einem Nachtgebete. Wohl sind Gebete löblich, aber es heißt nicht nur bete! sondern bete und arbeite! Für anstrengende, gewissenhafte Arbeit hatte er leider keinen Sinn. Er erwarb sich nicht die für einen Herrscher wünschenswerten Eigenschaften und brachte es infolge seiner mangelhaften Erziehung zu keinem thatkräftigen Handeln, auch nicht zu dem richtigen Verständnis für die Geschäfte des Friedens und des Krieges. Im Kirchenbesuche, in der Beteiligung an Prozessionen war er unermüdlich und die Lektüre frommer Bücher war seine einzige litterarische Beschäftigung. Meist unselbständig, suchte er in allen wichtigen Sachen den Rat seines Beichtvaters nach. Eine eingreifende Thätigkeit in der Gesetzgebung, den Finanzen, den inneren Angelegenheiten oder dem Kriegswesen entfaltete er nie. Wenn er den Sitzungen im Geheimen Rate ausnahmsweise beiwohnte, so überließ er die Entscheidung seinen Räten. Eine Verantwortung seines Thuns wollte er nicht auf sich nehmen, seine weltlichen und geistlichen Berater sollten sich hierüber mit Gott abfinden. Hierbei kommt aber das Gewissen nicht zur Ruhe, denn jeder Mensch soll selber von seinen Handlungen Rechenschaft vor Gott ablegen. Seine übrige Zeit, welche nicht geistlicher Beschäftigung diente, widmete er den Vergnügungen der Jagd und der Musik. Die dringendsten Geschäfte waren ihm Nebensache, und für seine Vergnügungen warf er verschwenderisch die größten Summen fort. Gelangte eine größere Summe in seinen Besitz, so konnte er sie nicht einen Tag aufbewahren, er verschenkte sie entweder, oder sie wurde ihm abgebettelt, auf die Bedürfnisse und Not seines Landes nahm er hierbei keine Rücksicht. Seine verschwenderische Freigebigkeit erklärt es, weshalb er trotz seiner riesigen Konfiskationen finanziell immer tiefer sank. Für die Geistlichkeit und die Ordensklöster warf er ohne Berechnung die bedeutendsten Summen fort, für sie hatte er stets Geld, während er für die allernotwendigsten Staatsbedürfnisse oder für die Not seines Volkes keine Sorge trug. Er war weder Feldherr noch Staatsmann, weder genialer Regent noch Gesetzgeber; nur als ein fast abgöttischer Verehrer der Geistlichkeit und fanatischer Feind aller Protestanten zeichnete er sich im übrigen durch Milde, Wohlthätigkeit und Sittenreinheit aus. Der ganze Grundzug seines Lebens ist eine zu große Abhängigkeit von den Geistlichen seines Hofes. „Niemanden", sagt sein eigener Beichtvater, „fürchtete er so sehr als die Priester, in denen er etwas Ueberirdisches zu erblicken vermeinte." Mit den Talenten eines sanftmütigen Herrschers geboren, friedfertig von Natur, sehen wir ihn, aus einer falschen Auffassung seiner Monarchenpflicht, ein Werkzeug und ein Opfer fremder Leidenschaften werden, der seinen edlen Beruf verfehlt und als einen

Menschen, bei seinem Tode kaum $^3/_4$ Millionen. Mehr als $^3/_4$ der Bevölkerung war evangelisch, die sich nach den Glaubenslehren der ersten 5 Jahrhunderte richtete. Es war dem Kaiser nicht unbekannt, daß die Christenheit der ersten Jahrhunderte nichts von dem Gebot der Ehelosigkeit der Priester,

---

Unterdrücker der Menschheit, ein Feind des Friedens und eine fürchterliche Geißel seiner Völker ausartet. Ferdinand war ein Mann von mittlerer Größe, gedrungener Gestalt, blondem Haar und blauen Augen. Seine fast mönchische Erscheinung mahnte an einen Spanier, sein ganzer Charakter zeigte jedoch, daß er mehr deutsch als spanisch war. Neben den Geistlichen war sein vornehmster Vertrauter der Fürst von Eggenberg, der ursprünglich evangelisch, später katholisch ward, und dessen Jahresgehalt sich auf 400,000 Thlr. belaufen haben soll. Für seine Person anspruchslos und genügsam, führte Ferdinand ein geordnetes, sittenreines Familienleben. In erster Ehe war er mit seiner Base, einer Schwester Maximilians von Baiern, die um 4 Jahre älter war als er, vermählt. Von den 5 Kindern aus dieser Ehe überlebten ihn 4. Sein ältester Sohn Karl starb schon 1619 und demnach wurde sein zweiter Sohn Ferdinand sein Nachfolger. Sein dritter Sohn, 1614 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande. Seine älteste Tochter verheiratete sich 1635 mit Maximilian von Baiern, der nahezu ihr Großvater hätte sein können. Seine zweite Tochter vermählte sich mit dem Könige von Polen. Nach dem Tode seiner Gemahlin verheiratete sich Ferdinand 1622 mit einer Prinzessin von Mantua. Diese Ehe blieb kinderlos. Jedenfalls war Ferdinand ein frommer und gutmütiger Regent, der sich wohl niemals klar bewußt war, welches unsägliche Unheil er durch die Ausrottung seiner religiösen Gegner über sein Land herbeiführte. Auf Macht und Herrschaft war sein Streben eigentlich nicht gerichtet. Der Mangel an Ehrgeiz erklärt sich schon aus seiner Scheu vor jeder anstrengenden Arbeit. Vielleicht wollte er anfänglich seinen Plan, die Vernichtnng des Protestantismus, in einer schonenderen Form zur Ausführung bringen, aber die grenzenlose Liederlichkeit seiner Finanzverwaltung und die unersättliche Raubsucht seiner nächsten Diener drängten ihn, unselbständig und auf Irrwegen einhergehend, weiter auf der abschüssigen Bahn. Er verhinderte es nicht nur, sondern er ließ es mit seinem Wissen geschehen, daß seine evang. Unterthanen jede Sicherheit ihres Eigentums und ihrer Person einbüßten und das Land unter den größten Grausamkeiten schmachtete. Wohl vereinigte er auf seinem Haupte die Segenswünsche vieler Katholiken, aber auch zugleich die Schmerzensschreie aller Gläubigen der ev. Kirche. Hätte Ferdinand sich zu ernster Arbeit und brünstigem Gebet aufzuraffen vermocht, so würde er erkannt haben, daß Gottes Reich nicht durch Gewalt, sondern nur durch die Liebe am Kreuz gebaut wird. Sein Werk war denn auch ein verfehltes. Die Kaisermacht erhob sich nicht aus ihrem Verfall, sondern sank noch tiefer herab als je zuvor.

nichts von der Verehrung der Jungfrau Maria, nichts von dem Verbot des Bibellesens oder der Existenz eines Papstes wußte. Aber er mied die ernste Geistesarbeit und wollte grundsätzlich der zu seiner Zeit seit länger als 100 Jahren bestehenden evang. Glaubenslehre nicht die Existenzberechtigung zugestehen, sich auf dem Fundament der Christenlehre, wie sie in den ersten Jahrhunderten bestand, zu erhalten. Als er die Regierung antrat, begann er damit, seine Glaubensgegner Schritt für Schritt aus ihren Besitzungen zu verdrängen. Er vertrieb die ev. Pfarrer und setzte gegen den Willen der Gemeinden katholische ein. In seiner Umgebung und in seinem Beamtenpersonal duldete er keinen Protestanten. Wer seinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte seine Stellung verlassen. Leider mußte der Unverstand dieses Kaisers gerade in einer Zeit größter Zwietracht zur Geltung gelangen, so daß die verderblichen Folgen seines Thuns immer neuen Widerstand und Erbitterung hervorriefen. In einer friedlicheren Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Wahn des Einzelnen erstickt. Jetzt aber fiel der unglückliche Funken in einen hochaufgetürmten, lange gesammelten Zündstoff und die Glutwellen des Krieges zogen ganz Europa in seinen verheerenden Kreis.

Ferdinand III. übernimmt die Regierung.

Ferdinand III. war 29 Jahre alt, als er den Thron bestieg und regierte 20 Jahre. Während der ersten Hälfte seiner Regierung hatte er noch fort und fort mit den Greueln eines Krieges aus Kriegen zu kämpfen. Wie früher der böhmisch-pfälzische den dänischen und dieser den schwedischen Krieg erzeugte, so hatte jetzt die Niederlage bei Nördlingen auch noch einen französischen herbeigeführt. Wegen der Freiheit in Glaubenssachen hatte derselbe begonnen, im Fortgange

desselben aber trat Glauben und Religion immer mehr in den Hintergrund und selbstsüchtige Zwecke einzelner Fürsten, Rechthaberei und Eigennutz vertraten ihre Stelle. Darum verliert auch in den folgenden Kriegsjahren dieser gewaltige Kampf immermehr von dem Interesse, welches er früher darbot. Frankreich trachtete nur nach deutschen Besitzungen am Rheine, Schweden wollte sein Gebiet an der Ostsee erweitern, Oestreich strebte nach größerer Machtentwickelung und bei den deutschen Fürsten trat sichtbar das Streben nach völliger Unabhängigkeit hervor. Unser deutsches Vaterland glich einer großen Beute, in welche sich inländische Fürsten mit fremden Eroberern zu teilen strebten.

Ferdinand III. erbte von seinem Vater den Thron und den Krieg. Aber er hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder mit eigenen Augen gesehen. Die Drangsale erweckten in ihm den Zweifel, daß es doch wohl nicht richtig sei, wenn man die Bekämpfung des Protestantismus durch so grausame Mittel als ein gottwohlgefälliges Werk oder gar als Christenpflicht bezeichne. Ferdinand empfand daher das Bedürfnis nach Frieden lebhafter als sein Vater. Weniger abhängig von den Jesuiten und nachsichtiger gegen die Protestanten, konnte er leichter und vorurteilsfreier den flehentlichen Bitten seiner evang. Unterthanen Gehör geben. Wohl gelang es ihm, Europa den Frieden zurückzugeben, aber erst nach einem elfjährigen Kampfe und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos und die Kraft der streitenden Mächte gänzlich gebrochen war.

Die Kriegsereignisse des Jahres 1637 waren dem neuen Kaiser günstig. Die Schweden hatten unter Baners kraftvoller Anführung das Jahr mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Die kaiserliche Besatzung hielt sich aber tapfer, so daß die Schweden keine Vorteile errangen. Später eilte zum Entsatze eine sächsische Armee herbei und Baner geriet in die

Gefahr, von der Elbe abgeschnitten zu werden. Er mußte sich daher mit Verlust nach Torgau zurückziehen. Aber die Ueberlegenheit der sächsisch-kaiserlichen Truppen verscheuchte ihn auch von hier und er sah sich genötigt, seinen Weg abermals rückwärts zu nehmen. Umringt von feindlichen Scharen, dem Hunger preisgegeben und den Nachstellungen einer ergrimmten Landbevölkerung ausgesetzt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern antreten, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg ans Romanhafte grenzt. Die Armee konnte unmöglich die Oder auf einer festen Brücke überschreiten, weil die Kaiserlichen dieselbe besetzt hielten. Die ganze Armee durchwatete daher an einer seichten Stelle die Oder bei Fürstenberg. Zudem mußten die Soldaten, denen das Wasser bis an den Hals ging, noch die Kanonen durch den Strom schleppen, weil die Pferde so abgehungert waren, daß sie nicht mehr ziehen konnten. Baner hatte gehofft, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Unterfeldherrn Wrangel zu finden. Durch diesen verstärkt, beabsichtigte er, dem Feind alsdann eine Schlacht zu liefern. Wrangel erschien jedoch nicht. An seiner Statt hatte sich vielmehr ein kaiserliches Heer bei Landsberg postiert, um den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Baner erkannte die furchtbare Gefahr: Vor sich hatte er ein ausgehungertes Land, hinter ihm standen die Kaiserlichen. Zur Linken befand sich der Oderstrom, der von dem kaiserl. Gen. Bucheim stark besetzt war und keinen Uebergang gestattete. Vor ihm lagen Landsberg, Cüstrin, die Warthe und ein feindliches Heer. Zur Rechten wußte man die feindlich gesinnten Polen, die einen Durchmarsch unter keinen Umständen gestatteten. Die Baner'sche Armee hielt sich für verloren und schon triumphierten die Kaiserlichen über ihren unvermeidlichen Fall. Baner suchte den Feind zu täuschen. Er nahm den Anschein, als wolle er in Polen ein-

bringen. Die Weiber, Marketender und der ganze Troß der Nachzügler mußten voraus ziehen und die polnische Grenze überschreiten. Die Kaiserlichen bemühten sich nun, dem Heere den Paß zu versperren. Auch Bucheim verließ seinen Standort und die Oder wurde nun an einigen Stellen frei. In Eilmärschen nahm Baner in der Dunkelheit der Nacht seine Richtung nach der Oder. Zwischen Frankfurt und Cüstrin wußte er eine seichte Stelle zu erspähen, woselbst er ohne Schiffe, ohne Brücke, wie vorher bei Fürstenberg, durch das Wasser watete. Ohne Verlust erreichte er das jenseitige Ufer, während die Kaiserlichen bitter getäuscht von der Verfolgung absahen. Baner vereinigte sich nunmehr mit den Truppen des General Wrangel und nahm seinen Marsch nach Pommern.

Aber die Kaiserlichen drangen bei Triebsees gleichfalls in Pommern ein. Usedom, Wollin, Demmin und andere Ortschaften wurden schnell erobert und die Schweden bis Hinterpommern zurückgedrängt. Und gerade jetzt kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten.

Der Herzog von Pommern war nämlich am 20. März 1637 ohne Leibeserben gestorben. Brandenburg hatte ein Erbrecht auf diese Provinz. Schweden aber verweigerte jede Besitznahme dieses Herzogtums und untersagte den Ständen, dem Kurfürsten von Brandenburg die Huldigung zu leisten. Dies erbitterte Georg Wilhelm dergestalt, daß er sich von der Verbindung mit den Schweden lossagte und sich dem Kaiser anschloß, ja seine Truppen sogar dem Kaiser den Eid der Treue schwören ließ. Georg Wilhelm ließ nun 8000 Brandenburger zum kaiserl. Heere stoßen und als er sich 1637 zum Angriffskriege entschloß und neue Werbungen vornahm, wurde Frankfurt an der Oder zu einem Werbe- und Muster-

platz bestimmt. Auch wurde daselbst ein Proviant-Magazin errichtet.

Vor solcher Uebermacht mußte nunmehr Baner bis an die äußerste Küste Pommerns zurückweichen. Allein bald machte Oxenstierna die größten Anstrengungen, um seine Generale in Pommern nachdrücklich zu unterstützen. Baner wurde 'auf 30,000 Mann verstärkt und die Angelegenheiten Schwedens fingen an, sich von ihrem tiefem Verfalle zu erheben. Baner drang siegreich vor und warf Gallas bis nach Böhmen zurück. Das Land verwüstete er in einer Weise, wie sie dieser Krieg noch nicht gesehen hatte. In mancher Nacht standen mehr als 100 Dörfer zugleich in Flammen. Nachdem Baner den Winter hier zugebracht, beschloß er, sich nach Thüringen zu wenden, um dem Herzog Bernhard, mit dem er sich wieder in Verbindung gesetzt hatte, die Hand zu reichen.

Das Ende Bernhard's von Weimar.

Durch ein neues Bündnis zu Hamburg vom 6. März 1638 vereinigten sich die fremden Mächte enger denn zuvor: jetzt verlangten sie vom Kaiser völlige Wiederherstellung der Zustände von 1618. Der Stern Bernhard's von Weimar, der schon im Erbleichen war, erglänzte von Neuem. Durch die Mißerfolge des letzten Herbstes nicht eingeschüchtert, brach er aus seinen Winterquartieren unvermutet auf, um den wichtigen Paß von Rheinfelden zu erobern. Diese noch wenig verwüstete Gegend gewährte ihm noch hinreichenden Unterhalt, und da auch die franz. Hülfsgelder jetzt pünktlich eingingen, so sah sich Bernhard im Stande, den Feldzug des Jahres 1638 sehr frühzeitig zu eröffnen. Schon am 18 Januar brach er gegen den Rhein auf, ließ am 20. bei Stein oberhalb Basel einige Regimeter übersetzen, bemächtigte sich Säckingens und Laufenburgs und schritt dann zur Belage-

rung von Rheinfelden, die wichtigste unter den Waldstädten. Hier wurde er von den Kaiserlichen unter Savelli und Johann von Werth mit überlegener Macht angegriffen. Nach mehrmaliger Erneuerung des Kampfes schrieb sich jeder Teil den Sieg zu. Trotz seines nicht unbedeutenden Verlustes vollführte Bernhard aber des Tages darauf auf den sicher gewordenen Feind einen kühnen Angriff, der nach kurzem Kampfe mit der völligen Niederlage desselben endigte und den ganzen kaiserlichen Generalstab, den tapfern von Werth und den Herzog Savelli an der Spitze, gefangen in seine Hände brachte. Nachdem er darauf Rheinfelden, Röteln und Freiburg im März eingenommen, rüstete er sich, Breisach zu belagern: das wichtige, für unüberwindlich gehaltene Bollwerk des südwestlichen Deutschlands. Umsonst bot der Wiener Hof Alles auf, den wichtigen Platz, der unter allem Wechsel des Kriegsglücks stets in kaiserlicher Gewalt geblieben war, zu retten.

Die Festung Breisach wurde als die Beherrscherin des Oberrheins und als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Breisach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee. Die Festigkeit seiner Werke und der Vorteil seiner Lage boten jedem Angriff Trotz; die kaiserlichen Generale hatten den Befehl, alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und beschloß den Angriff, Unbezwingbar durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden. Die Sorglosigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen Getreidevorrat zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da die Festung sich nicht in der Lage befand, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu entsetzen, oder mit Proviant zu versorgen. Der Gen. von Götz

näherte sich auf's Eilfertigste an der Spitze von 12,000 Mann mit 3000 Proviantwagen, die er in die Stadt zu dirigiren hoffte. Aber Bernhard hatte von seinem Anzuge Nachricht erhalten und ging ihm bis Wittenweyer entgegen. Hier griff er ihn mit Uebermacht an und Götz verlor sein ganzes Korps bis auf 3000 Mann. Der überaus wertvolle Proviant fiel dem Herzog in die Hände.

Ein ähnliches Schicksal widerfuhr bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit 6000 Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Auch dieser wurde vollständig in die Flucht geschlagen. Bernhard setzte nun die Belagerung von Breisach eifrig fort. Aber in dieser ließ der französische Hof den ruhmgekrönten Helden ohne Unterstützung. Bernhard fühlte sich krank, aber er raffte sich von seinem Krankenlager auf, rief seine Soldaten zu tapferem Kampfe auf und trieb die ausbrechende Besatzung jedesmal mit Erfolg in die Festung zurück. An Götzens Stelle hatte Graf Philipp von Mansfeld das Kommando der Entsetzungs-Armee übernommen, allein auch dieser vermochte gegen Bernhard nichts auszurichten. Bernhard wollte die Stadt, in welcher die Not schon aufs Aeußerste gestiegen war, durch Hunger bezwingen. Der Oberst von Reinach, welcher den Platz befehligte, wollte die Festung so lange als irgend möglich vertheidigen. Trotz der fürchterlichsten Hungersnot erklärte er, eher sein eigenes Kind zu verzehren, als sich zu ergeben. Dennoch nötigten Hunger nnd Seuchen, unbeschreibliche Leiden am 17. Dezember den standhaften Kommandanten zu einer Kapitulation. Mit seiner auf 400 Mann zusammengeschmolzenen Besatzung gewährte man ihm einen ehrenvollen Abzug. Die viermonatliche Belagerung hatte 20,000 Menschen und drei Millionen Thaler gekostet. Aber keine Eroberung war auch so wichtig als diese. Breisach gab nun einen sicheren Haltepunkt zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges

in Schwaben, Franken und Baiern. Umsonst hatte man Bernhard durch seine Brüder für Oestreich zu gewinnen versucht. Auch Frankreich hätte gern die Eroberung als sein Eigentum betrachtet. Aber weit entfernt, sich die Früchte seines Schwertes zu Frankreichs Vorteil zu begeben, war Bernhard fest entschlossen, Breisach für sich selbst zu behaupten. Er kündigte diesen Entschluß in der Huldigung an, die er, ohne einer anderen Macht zu erwähnen, in seinem eigenen Namen von den Ueberwundenen forderte.

Durch diese Erfolge ermutigt und zu den größten Hoffnungen berechtigt, glaubte er nun, sich selbst genug zu sein und seine Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft sehr viel galt und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie Bernhard erlaubt, sich selbst so etwas zuzutrauen.

Um sich unter der Menge von Neidern und Feinden, die er wohl kannte, an einen Freund anzuschließen, richtete er seine Blicke auf die Landgräfin Amalie von Hessen, die Wittwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelm, eine Dame von ebensoviel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstentum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen in einen einzigen Staat, und ihre beiderseitigen Armeen in eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Kraft und vielleicht eine dritte Partei in Deutschland bilden, die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt.

Richelieu konnte sich nicht denken, daß Bernhard die wichtige Feste Breisach für sich behalten werde, und bei dem Tode des Pater Joseph suchte er diesem das Sterben dadurch zu erleichtern, daß er ihm zurief: „Mut gefaßt, Pater

Joseph, denn Breisach, die bedeutende Festung ist jetzt unser!" In dieser Siegesfreude verschlang er im Geiste das Elsaß, das Breisgau und alle östreichischen Vorlande, ohne sich seiner bestimmten Zusage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gemacht hatte. Der ernstliche Wille des letzteren, Breisach für sich zu behalten, brachte Richelieu in nicht geringe Verlegenheit: Alles wurde hervorgesucht, den siegreichen Bernhard in französischem Interesse zu erhalten. Man lud ihn an den Hof, überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, aber Bernhard floh der Schlinge der Verführung. Man bot ihm die Nichte des Kardinals zur Gemahlin an, der edle Fürst schob seine Feldherrnpflichten vor und lehnte die Heirat als eine nicht ebenbürtige ab.

Bernhard ging nicht nach Paris, er ließ vielmehr die Festung auf's Beste versehen, besetzte sie mit deutschen Regimentern und ernannte den Schweizer von Erlach zum Kommandanten. Die Festung sollte der Stützpunkt für seine unabhängige Herrschaft werden. Umsonst erinnerte ihn Richelieu, Breisach sei mit französischem Gelde und Blut erobert worden und gehöre nicht zum Elsaß, aber Bernhard ließ sich nicht beirren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten und als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder und suchte durch Bestechungen seine Truppen von ihm abwendig zu machen. Dem Herzog blieben diese Ränke kein Geheimnis und sie übten leider den nachteiligsten Einfluß auf seine Unternehmungen. Um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, mußte er seine Kriegsmacht teilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder hinderte ihn in seinen Entschließungen.

Inzwischen machte auch der Wiener Hof Versuche, den Herzog auf seine Seite zu ziehen. Die verlockendsten Anerbietungen wurden ihm gemacht: man sprach von der Hand

einer Erzherzogin und einem anderen Lande für die Zurückgabe des Elsaß. Aber Bernhard war deutsch und protestantisch gesinnt. Er wollte das Elsaß zwar für sich, aber es sollte doch beim deutschen Reiche verbleiben. Bei aller Vorsicht gelang es doch dem schlauen Kardinal, Bernhard und die übrigen, um die wichtige Eroberung buhlenden Mächte zu hintergehen: Er bewog den Kommandanten Erlach durch Bestechung zu dem Versprechen, daß er Breisach, im Fall der Herzog sterben oder gefangen werden sollte, für Frankreich bewachen wolle.

Nachdem Bernhard den Winter in Hochburgund verweilt, begab er sich Anfang April 1639 nach Breisach. Seine Absicht war, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Baiern zu agieren. Da inzwischen die Kaiserlichen ein ansehnliches Heer in Schwaben aufgestellt hatten, so suchte Bernhard trotz der gespannten Verhältnisse mit dem franz. Hofe für den bevorstehenden Feldzug um neue Unterstützung nach. Er wollte Hochburgund vollends bezwingen und sich dann mit Baner vereinigen.

Als er bei Pfirt einen großen Zudrang von Menschen gewahrte, die ihn sehen und mit Ehrenbezeigungen überhäufen wollten, wurde er traurig und sprach: „Ich fürchte das Schicksal des Schwedenkönigs bald teilen zu müssen, denn sobald das Volk mehr auf diesen als auf Gottes Gnade sah, mußte er sterben.“ Schon seit dem Herbst kränkelnd, fühlte er sich, als er mit dem schwed. Geschäftsträger Mockel von Hüningen nach Neuburg herunterfuhr, plötzlich so krank, daß er sich nach seiner Ankunft in Neuburg niederlegen mußte. Als die Aerzte alle Mittel umsonst versucht hatten und die Gefahr nicht mehr verheimlichten, gab er gottergeben und mit großer Fassung sein Testament zu Papier. Nachdem der Atem kürzer wurde, das Herz aber noch stark schlug, sprach er mit schwacher

Stimme, die Hand auf dasselbe legend: „Ich wundere mich, daß das Herz noch so frisch ist und sich nicht zum Tode schicken will.“ Bald darauf, am 18. Juli 1639, verschied er.

Lauter noch als bei Gustav Adolf's Tode verbreiteten sich Gerüchte von Meuchelmord, und Bernhard selbst nahm solchen Verdacht mit in's Grab. Der Hofprediger sprach ihn bei der Leichenrede öffentlich aus und die meisten Schriftsteller jener Zeit haben ihn wiederholt. Meist mutmaßte man auf Richelieu. Bernhard war in der letzten Zeit öfters vor Nachstellungen gewarnt worden. Auch an seinem Körper fand man bei der Sektion verdachterregende Zeichen, die indes auch dadurch erklärbar werden, daß eine ansteckende, schnell tötende Seuche unter Bernhard's Truppen in jener Zeit grassierte. Die Geschichte hat auch hier, wie bei Gustav Adolf's Tode, den Schleier vom wahren Thatbestand noch nicht zu heben vermocht. Der Held, von dem Grotius sagt, daß er fast allein des Namens eines deutschen Fürsten noch würdig gewesen, wurde heimgerufen in der Blüte seines Lebens, da er sich eben freiere Bahn gebrochen und sein Stern hoch über allen strahlte. Im 36. Jahre seines Alters sank mit ihm die letzte Heldengestalt des großen Krieges in das Grab: er war nicht fleckenrein und vorwurfsfrei, — wie hätte es in jener grausigen Zeit anders sein können! — aber er war der Besten Einer. In ihm verloren die Alliierten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolf besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolfs zum Helden und Feldherrn gebildet, erwählte er sich ihn an Frömmigkeit und Tapferkeit zum Muster, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um jenen an Größe zu erreichen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Mut des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit der Leb-

haftigkeit des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall entmutigt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach den härtesten Schicksalsschlägen, kein Hindernis vermochte seine Kühnheit zu beschränken und kein Fehlschlag seinen Mut besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, edlen Ziele und wohl war er berechtigt, große Pläne zu entwerfen. Bernhard steht in der neueren Geschichte als ein schönes, ritterliches Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch gewürdigt wurde.

Das beste Stück aus seiner Hinterlassenschaft war seine tapfere Armee. Seine Eroberungen, sowie sein Heer vermachte er, um beide dem deutschen Reiche zu erhalten, testamentarisch seinen Brüdern. Er wünschte, daß einer derselben das Kommando übernehmen sollte. Da dieselben dazu weder den Mut, noch die erforderlichen Geldmittel besaßen, ward es Frankreich leicht, die vielumworbenen Weimaraner in seinen Dienst zu ziehen.

Frankreich, Oestreich und Schweden waren gleich sehr bemüht, sich des Heeres und des eroberten Terrains zu bemächtigen. Oestreichs Anerbietungen wurden von den Soldaten mit Widerwillen zurückgewiesen. Wilhelm von Weimar, der die Ansprüche der Brüder geltend machte, fand weder bei Schweden noch bei Frankreich ernstlichen Beistand. Selbst seine Ansprüche auf Bernhards Privatvermögen wurden weder jetzt, noch beim Abschluß des Friedens beachtet. Frankreich wußte sich die ganze Armee durch Geld in die Hände zu spielen. Auch die Eroberungen Bernhards kamen ausschließlich Frankreich zu Gute. Der Vertrag, durch welchen Bernhards Truppen in Frankreichs Sold traten, ist dem Unterhändler von Erlach zum schweren Vorwurf gemacht, ja geradezu als Verrat bezeichnet worden. Jedoch mit großem Unrecht. Es handelte sich einfach darum, wer den rückstän=

digen Sold zahlen und zu weiteren Zahlungen sich verbindlich machen wollte. Da die weimarschen Brüder dies nicht konnten, war es nebensächlich, ob die Schweden, Oestreicher oder Franzosen das Heer übernahmen. Es war natürlich, daß das zuverlässigste Gebot acceptirt wurde. Die Befriedigung des Hungers stand in erster Linie und erst dann kamen die nationalen Gefühle. Schweden protestirte gegen die Einverleibung der Regimenter in die franz. Armee; aber Frankreich berief sich auf den 1635 mit Bernhard geschlossenen geheimen Vertrag. Obwohl Frankreich für jetzt die Armee annektirte, so gingen Bernhards Truppen doch später größtenteils zu den Schweden über und nahmen an der letzten Entscheidung einen nicht unwesentlichen Anteil.

Bernhards Leichnam, der vorläufig in Breisach beigesetzt worden war, wurde den 15. Septbr. 1655 nach Weimar gebracht. Dort ruhen nun seine Gebeine in der Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung.

Der Reichstag zu Regensburg.

Immer mehr löste sich der Krieg in einzelne Züge und Gegenzüge auf, deren Erfolglosigkeit das Interesse des Beobachters erlahmen läßt. Je mehr die Planlosigkeit, mit welcher der Krieg bereits seit Gustavs Fall auf beiden Seiten geführt wurde, zunahm, desto geringer mußten die Resultate werden, welche durch derartiges Herumziehen bewirkt wurden. So schien die Aussicht auf Frieden und Ruhe jetzt noch ebenso weit entfernt als beim Beginn des Krieges. Die Truppen wurden zwar von Jahr zu Jahr durch neue Mannschaften ergänzt, aber der Kampf nahm einen immer unglückseligeren Charakter an. Nicht mehr die Deutschen, sondern die Fremden führten das große Wort. Sie sind es eigentlich, die den Krieg fortsetzen, aber mit deutschen Kräften, mit deutschen Truppen, auf Deutschlands Kosten. Das Vaterland hatte

unter den Drangsalen des 22-jährigen Krieges fürchterlich gelitten: hunderte von Dörfern und Ortschaften waren vom Erdboden verschwunden, Gewerbe und Ackerbau gingen ihrem gänzlichen Verfall entgegen, und die Länder entvölkerten sich durch Seuchen, Mord und Hungersnot. Je länger der Krieg dauerte, um so verwilderter, grausamer wurde die Soldateska. Die Völker schrieen nach Friede; auch die Regierungen fingen an, die Wunden des grausamen Krieges aufs Schmerzlichste zu empfinden. Allein man konnte sich nicht vergleichen. Einmal wollte sich weder die katholische Partei, noch selbst das Lutherthum zu allgemeiner Religionsfreiheit verstehen: die Reformirten hätten dann keine freie Religionsübung erlangt. Zweitens aber war die pfälzische Sache ein bedeutendes Hindernis. Die protest. Partei sowie Frankreich und Schweden verlangten die Wiedereinsetzung der Nachkommen Friedrich des Fünften in ihre ehemaligen Rechte und Länder. Dagegen sträubte sich aber sowohl der Kaiser, als auch Maximilian von Baiern. Letzterer hätte dann die Pfalz und den Kurhut wieder herausgeben, Oestreich aber den Herzog für die Oberpfalz entschädigen müssen. Durch diese Weigerung erhielten die fremden Mächte immer neue Vorwände zum Kriege; und die vom Religionsfrieden ausgeschlossenen Reformirten wurden hierdurch zum Bunde mit dem Auslande hingedrängt, um unter seinem Schutze bessere Bedingungen zu erlangen. Ein anderer Punkt betraf die geistlichen Güter, durch deren Herausgabe ein großer Teil der protest. Stände bedeutend an seinem Besitzstande verloren hätte. Zwar war das Restitutionsedikt aufgehoben, aber die im Prager Frieden bezüglich jenes Punktes festgesetzten Bestimmungen waren für die Protestanten immer noch sehr nachteilig. Auch waren im Prager Frieden bestimmte Stände von der Amnestie ausgenommen, die daher schon deshalb an das Ausland sich anzuschließen veranlaßt sahen. Wohl verstand sich später der

Kaiser dazu, eine allgemeine Amnestie zu bewilligen, aber nur eine unverbindliche und unvorgreifliche. Endlich ist nicht zu leugnen, daß manche der protest. Stände nur deshalb das Ausland unterstützten und den Krieg fortsetzten, weil sie dadurch größere Vorteile, Zuwachs an Land und Leuten zu erlangen hofften.

Bei aller Aussichtslosigkeit auf einen ehrlichen Frieden machten sich dennoch so viele dahin abzielende Wünsche geltend, daß der Kaiser sich endlich entschloß, einen Reichstag zum Juni 1640 nach Regensburg einzuberufen. Seit 27 Jahren war ein solcher nicht gehalten worden. Allein obgleich der Ruf nach Frieden laut genug ertönte, und über 4 Monate beraten ward, konnte dennoch nichts entschieden werden, weil es nur den Schwachen Ernst mit der endlichen Beilegung des Kampfes war. Der Kaiser erfuhr hier zu seinem großen Leidwesen harte Opposition von Seiten Baierns welches gegen Spanien aufs Heftigste loszog und im Gegensatze zu der von Ferdinand beantragten beschränkten Amnestie eine allgemeine befürwortete.

Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der kath. Stimmen im Kurfürstenrate, die überlegene Zahl der Bischöfe leiteten die Verhandlungen zum Vorteil des Kaisers. Das Reich als solches war auf diesem Reichstage keineswegs repräsentirt. Nicht mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Verschwörung Oestreichs und seiner Anhänger gegen den protest. Teil Deutschlands. Trotz der Aussichtslosigkeit dieses Reichstages wurde später eine „Friedensdeputation in Frankfurt am Main“ eingesetzt, die aber gleichfalls der Welt den ersehnten Frieden nicht zu bringen vermochte.

General von Baner.

In Hessen hatte die staatskluge Landgräfin Amalie nach dem Ableben ihres Gemahls die Regierung übernommen. Sie

behauptete mit Klugheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch-protest. Partei wegen ihres Glaubens ergeben, erwartete sie die erste günstige Gelegenheit, um sich thatkräftig für die protest. Sache zu erklären. Durch listig angesponnene Vergleichsanträge wußte sie des Kaisers Nachsicht so lange in Anspruch zu nehmen, bis ihr geheimes Bündnis mit Frankreich geschlossen war und die schwedischen Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwed. Regierung. Auch den Kurprinzen von der Pfalz wußte sie zu vermögen, sein Glück gegen die Kaiserlichen zu versuchen. Der Letztere warb mit englischem Gelde Truppen in Holland und vereinigte sich später in Westphalen mit schwed. Truppen. Seine Armee wurde zwar von dem Grafen Hatzfeld bei Vlotho geschlagen, aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beschäftigt und den Schweden in anderen Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer anderen Freunde wirkten für die evangel. Sache, und es war schon Gewinn genug, daß die niedersächsischen Stände die Neutralität beobachteten.

Eine so thatkräftige Hülfe begünstigte natürlich die Unternehmungen der Schweden. Die Kaiserlichen, welche sich in der Mark und in Pommern festgesetzt hatten, wurden zurückgedrängt und als Gefangene in schwedische Regimenter gesteckt. Der Hunger trieb die fliehenden Soldaten dem Feinde in die Arme. Die jahrelangen Kriegszüge hatten das ganze Land zwischen der Elbe und der Oder so schrecklich verödet, daß Baner, um mit seiner Armee nicht zu verhungern, erst auf einem weiten Umwege seinen Marsch nach Niedersachsen nahm.

Nachdem Baner den kaiserl. Gen. von Salis bei Elster-

burg geschlagen, die sächs. Armee bei Chemnitz zu Grunde gerichtet und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen ein und bedrohte Prag. Dann schlug er am 19. Mai 1639 die Kaiserlichen bei Brandeis gänzlich aufs Haupt. Seinen Gen. Stallhantsch beauftragte er, Streifzüge nach Schlesien zu unternehmen. Er selbst blieb in Böhmen und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze Land. Selbst Mähren und Oestreich sollten seine Räuberscharen heimsuchen. Bald stellten sich ihm jedoch bedeutende Heeresmassen entgegen und vereitelten seinen Plan. Piccolomini aus den Niederlanden und Graf Hatzfeld aus Westphalen hatten vom Kaiser Befehl erhalten, nach Böhmen zurückzukehren und das weitere Vordringen Baners zu verhindern.

Bisher hatte Gallas den Schweden gegenübergestanden. Jetzt mußten sich Piccolomini, Hatzfeld und Gallas vereinigen und den Oberbefehl an den Bruder des Kaisers, Erzherzog Leopold, abtreten. Durch die Uebermacht der Kaiserlichen wurden die Schweden nun zum Rückzuge gezwungen, so daß der Feldzug des 1640. Jahres für sie eine schlimme Wendung zu nehmen schien. Sie wurden aus Böhmen vertrieben, und Piccolomini verfolgte sie bis nach Erfurt. Vom Hunger und Strapazen entkräftet, vom Feinde unaufhörlich verfolgt, glaubte Baner seinem Untergange nahe zu sein, als seine Sache plötzlich eine günstige Wendung annahm. Die Herzöge von Lüneburg hatten sich nämlich vom Prager Frieden losgesagt und führten ihm jetzt dieselben Truppen zu, die wenige Jahre vorher gegen ihn hatten fechten müssen. Auch Amalie von Hessen sandte Hülfe, und der Herzog von Longueville stieß mit der nachgelassenen Armee des Herzogs von Weimar zu seinen Fahnen. Das war ein Jubel in der schwed. Armee, als wenn sie eine große Schlacht gewonnen hätten. Piccolomini bezog nun sofort ein verschanztes Lager bei Saalfeld. Baner jetzt bei weitem überlegen, bot ihm die Schlacht an, aber

Piccolomini vermied es klüglich, hinter seinen Verschanzungen hervorzukommen. Als endlich die Baiern sich von den Kaiserlichen trennten und ihren Marsch nach Franken nahmen, versuchte Baner auf dieses getrennte Corps einen Ueberfall auszuführen. Aber die Wachsamkeit des baierischen Feldherrn von Mercy und die schnelle Annäherung der kaiserl. Hauptmacht vereitelten den Plan.

Es schien, als sollte es zu einer großen Schlacht kommen, denn die feindlichen Armeen blieben einander nahe. Dennoch vermied jede Partei den Angriff. Demnächst zogen beide Armeen nach Hessen, woselbst sie sich gegenseitig verschanzten, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstrich verscheuchte.

Piccolomini versuchte das Lüneburgsche Corps zu überfallen, allein Baner schlug ihn bei Höxter und rettete dadurch die Länder der Bundesgenossen.

Den Winter von 1640 auf 1641 wollte Baner nicht vorübergehen lassen, ohne durch eine kühne That der von ihm verfochtenen Sache Nutzen zu bringen. Ohne jemand zum Vertrauten seines Vorhabens zu machen, verließ er in der strengsten Kälte seine Quartiere in Lüneburg. Die Wege waren fest gefroren und die Ströme mit Eis bedeckt. Begleitet von dem Marschall von Guebriant, der die französ. Armee befehligte, richtete er durch Thüringen und das Voigtland seinen Marsch nach der Donau. Er marschierte nach Regensburg, woselbst der Kaiser und die ihm ergebenen Stände zum Reichstage versammelt waren. Am 17. Januar 1641 traf er ganz unerwartet vor der Stadt an. Unbeschreiblich groß war die Bestürzung, man sprach von schleunigster Flucht. Nur der Kaiser erklärte, er werde die Stadt nicht verlassen. Durch sein Beispiel ließen sich viele bewegen, zu bleiben. Zaug Aerger der Schweden veränderte sich die große Kälte in Tuwetter. Wegen des starken Eisganges konnten uns nie-

mand über die Donau gelangen, da man die Brücke abgebrochen hatte. Um die Stadt und den Kaiser zu ängstigen, ließ Baner 500 Kanonenschüsse abgeben, die aber wenig Schaden anrichteten.

Baner beabsichtigte nun, seinen Marsch nach Mähren und Oestreich zu nehmen, einerseits weil jene Gegenden weniger ausgehungert waren, und er für seine Truppen auf bessere Verpflegung hoffen durfte, andererseits weil er hierdurch die kaiserl. Heereskräfte zersplittern wollte. Aber alle Beredsamkeit konnte den franz. General nicht bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß es die Absicht Baners sei, die weimarsche Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht, oder doch außer Stand gesetzt habe, etwas Selbständiges zu unternehmen. Trotz aller Vorstellungen Baner's nahm der franz. Feldherr seinen Marsch nach Westen. Was Baner vorausgeschaut, geschah; er sah sich auf einmal der ganzen kaiserl. Macht bloßgestellt. Eine Schlacht zu wagen, wäre Tollkühnheit gewesen; es kam jetzt nur darauf an, ohne Verlust sich durch einen Rückmarsch schnell der Verfolgung zu entziehen. Es war ein harter Winter und alle Wege lagen voll tiefen Schnee. Der Marsch wurde durch Piccolomini's Verfolgung, sowie durch die Nachstellungen der feindlichen Landbevölkerung ungemein erschwert. In Eilmärschen nahm Baner seinen Weg nach Waldneuburg, um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen. Aber nur durch die Tapferkeit des Generals Slage gelang es ihm, einen Vorsprung zu gewinnen, drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche lassen. Hinter einer Kirchhofsmauer hielten diese die feindliche Uebermacht vier ganze Tage auf, bis Baner mit seiner Armee über Eger nach Annaberg entkam. Baner hatte den franz. General Guebriant dringend bitten lassen, ihm doch

zu Hülfe zu kommen, da er jeden Augenblick in Gefahr schwebe, von den Kaiserlichen aufgerieben zu werden. Bei dem Passe zu Priesnitz kam Baner nur 30 Minuten vor Piccolomini an. Hätten die Schweden diesen Paß nicht vor den Kaiserlichen erreicht, so war die Vernichtung der schwed. Armee unausbleiblich. Ihre Eilfertigkeit rettete sie vor ihrem Untergange. Zu Zwickau vereinigte sich Guebriant wieder mit dem Baner'schen Heere, und beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie vergeblich versucht hatten, den Oestreichern eine Schlappe beizubringen.

Schon während des Marsches fühlte sich Baner unwohl; totkrank und in einer Sänfte getragen, kam er den 8. Mai 1641 nach Halberstadt. Er bezog hier das Hinterzimmer einer Domherrnwohnung. Sein Zustand verschlimmerte sich und er starb schon am 10. Mai früh 4 Uhr.*) Daß seine Krankheit die Folge einer früheren Vergiftung

*) Johann Graf von Baner, schwedischer Reichsrat und Feldmarschall, berühmter Held des dreißigjährigen Krieges, aus einer sehr angesehenen und gräflichen Familie in Schweden 1596 geboren, trat 1615 ins Heer, ward 1617 Kornet, 1620 Hauptmann und zeichnete sich als solcher im Kriege Schwedens mit Polen besonders vor Riga aus. Der König Gustav Adolf ernannte ihn schon 1621 zum Obersten, 1623 zum Generalmajor, 1626 zum Kommandanten von Riga, 1629 zum Bevollmächtigten bei den polnischen Friedensunterhandlungen und 1630 zum Generallieutenant und zum Reichsrat. Noch in demselben Jahre folgte Baner dem Heldenkönige nach Deutschland. Mit Gustav Horn unterhandelte er hier 1631 den Bärwalder Vertrag zwischen Schweden und Frankreich. In der Schlacht bei Breitenfeld befehligte er die Reiterei des rechten Flügels; ein Flankenangriff Pappenheims ward von ihm abgewiesen und die Reiterei desselben so nachdrücklich verfolgt, daß alle Versuche zu fernerem Widerstande fruchtlos blieben. Von diesem Tage an hieß Baner der „schwedische Löwe". Mit der Beobachtung des von den Kaiserlichen besetzten Magdeburg beauftragt, zog er sich, als Pappenheim gegen ihn andrängte, im Januar 1632 ohne Kampf bis hinter die Saale zurück, bewirkte aber eben dadurch den folgenschweren Abzug des Kaiserlichen Feldherrn aus Niedersachsen. Der König rief ihn hierauf zu sich nach Baiern. Baner nahm an den Gefechten bei Donauwörth, am Lech und vor Ingolstadt Teil, vertrieb von der Hauptarmee getrennt, die Kaiserlichen aus Schwaben und vereinigte sich hierauf mit Gustav Adolf wieder bei Nürnberg. In einem späteren Gefechte wurde

gewesen, ist weder erwiesen noch wahrscheinlich. Das schwed. Heer erlitt durch seinen Tod einen schweren Verlust, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen sein würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, bisher durch das Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Offiziere forderten energisch ihren rückständigen Sold, und keiner der vier Generale, die nach Baner das Kommando übernahmen, besaßen Ansehen genug, diesen ungestümen Manern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlaffte und der glänzende Stern schwedischer Kriegführung schien für immer zu erlöschen.

---

er schwer verwundet und für längere Zeit dienstunfähig gemacht. Als der König im Herbste 1632 nach Sachsen marschierte, erhielt Baner den Oberbefehl über den in Baiern zurückbleibenden Heeresteil von 12,000 Mann. 1634 zum Feldmarschall befördert, eroberte er im Verein mit den brandenburgischen Truppen Frankfurt a. O. und Crossen, rückte hierauf nach Schlesien vor, vereinigte sich daselbst mit den Sachsen unter Arnim und fiel zu Ende des Juli in Böhmen ein. Ein Angriff auf Prag mißlang und die verräterische Politik des sächsischen Hofes lähmte fortan die Tatkraft seines Heeres. Nach der für die Schweden so unglücklichen Schlacht bei Nördlingen zog sich Baner, von den Sachsen und Brandenburgern verlassen, nach Thüringen und später ins Magdeburgische zurück, um hier Zeuge des Abfalls der meisten protestantischen Fürsten von der schwedischen Sache zu sein. Kaum hatte jedoch Sachsen nach dem Prager Frieden den Krieg an Schweden erklärt, so eilte er zur Erhaltung Mecklenburgs dem neuen Feinde mit gewohnter Raschheit entgegen. Der Sieg bei Kyritz 1635 öffnete ihm den Weg nach Brandenburg und Sachsen, wo die erbitterten Schweden so gräßlich hausten, daß sie sich selbst des Unterhalts beraubten und zwischen den Sachsen und Kaiserlichen in eine gefährliche Klemme geriethen. Bei Wittstock gewann Baner einen glänzenden Sieg. Im Frühjahr 1637 ward Baner von den Kaiserlichen bei Torgau eingeschlossen. Sein Untergang schien hier unvermeidlich; allein er täuschte den an Zahl weit überlegenen Feind und entkam glücklich nach Pommern, wohin ihm Gallas folgte. 1638 trieb er seinen Gegner weit zurück und marschierte im nächsten Jahre nach Böhmen. Hier mußte er bald der Uebermacht weichen. Nach seinem Zuge auf Regensburg war seine Stellung sehr gefährdet. Er befand sich buchstäblich auf der Flucht, bis ihn in Halberstadt in seinem 45. Jahre der Tod ereilte. Scharfblick, Umsicht und Besonnenheit vereinigten sich in ihm mit außerordentlicher Energie, Kühnheit und Ausdauer. Mit großem Ruhme behauptete er das Ansehen

Die Not in Berlin und den Marken.

Obwohl dieser gewaltige Krieg schon viele treffliche Feldherrn dahingerafft hatte, so waren aus der Schule des großen Schwedenkönigs immer noch Männer vorhanden, welche Oxenstierna an die Spitze der Armee stellen konnte. Zunächst war das geschwächte Heer in das Hildesheimische zurückgewichen und schon glaubte man es seiner Auflösung nahe, als Torstenson mit Geld und 7000 frischen Streitern aus Schweden erschien. Torstenson war der genialste Schüler Gustav Adolf's, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page treu zur Seite gestanden hatte. Durch Belehrung und Beispiel seines Königs war er in dem Kriegshandwerk wohl erfahren und kaum hatte er den Oberbefehl des verwilderten Heeres übernommen, so durchdrang ein neuer Geist der Ordnung die zügellosen Truppen. Bald verrichtete

der schwedischen Waffen auch unter den oft ungünstigsten Verhältnissen. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und schnell vollstreckte, besonnen in Gefahren, im Unglück größer als im Glück. Furchtbar wurde er dem Feinde, wenn dieser ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt. Ebenso gebieterisch im Umgange als vor der Fronte seines Heeres, rauh wie sein Gewerbe und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth als deren Länder durch seine Erpressungen. Für die Beschwerden des Krieges entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und hauptsächlich in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaße trieb, und endlich mit einem frühen Tode büßen mußte. Ungeheure Summen verschleuderte er durch das Spiel. Der französische Gesandte konnte in einer dringenden Sache deshalb kein Gehör bekommen, weil er so betrunken war, daß er vier Tage hintereinander nicht nüchtern wurde. Aber üppig wie Muhamed stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust und der Trinkgelage in die härteste Arbeit des Krieges. In seiner ganzen Feldherrngröße zeigte er sich, wenn die Armee über seine geheimen Sünden murrte. Unter seinen Truppen hielt er auf Ordnung und strenge Disziplin, aber dem Rauben und Brennen that er leider keinen Einhalt. 80,000 Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte; und 600 feindliche Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkunden seine Siege. Wohl besaß er die Feldherrntalente seines großen Königs, nicht aber dessen Frömmigkeit und lauteren Sinn.

dieses heruntergekommene Heer Thaten, welche an Gustav's und Bernhard's reißende Siege erinnerten. Bald setzte Torstenson durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge und die Größe seiner Entwürfe die ganze Welt in Erstaunen. Und der Mann, der diese Thaten mit Kraft und Umsicht vollführte, war durch ein körperliches Leiden behindert, sich schnell zu bewegen; er mußte sich meistenteils in einer Sänfte tragen lassen, weil der empfindliche Schmerz des Podagra ihm das Reiten, Fahren und besonders das Laufen unmöglich machte. In einem Zustande, in welchem tausend Andere das Bett nicht würden verlassen haben, durchzog er dreimal das Deutsche Reich und machte die Monarchen und die Völker vor seinen Entwürfen zittern.

Zunächst marschierte er nach der Mark, um von dort nach Schlesien und Böhmen einzudringen. Er wußte, daß das nördliche Deutschland aus tausend Wunden blutete und seiner Armee kaum den Unterhalt gewähren konnte. Die hinteren Länder, namentlich Böhmen, Mähren, Oestreich hatten den Jammer des Krieges weniger empfunden und an diesem fetten Tische Oestreichs wollte er seine Schweden sättigen und den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers werfen. Der Uebergang über die Oder mußte bewerkstelligt werden, und weil bei Frankfurt sich eine feste Brücken befand, so wurde diese Stadt von Neuem schwer heimgesucht. Die Durchmärsche und Einquartierungen hörten gar nicht auf. Der schwed. Oberstl. Radecke hatte sich der Stadt bemächtigt und da dieselbe schutzlos jedem umherstreifenden Soldatenhaufen preisgegeben war, bat sie den Kurfürsten dringend, derselbe möge doch dem Durchzuge der Schweden kräftig entgegentreten. „Es sind", schrieben sie, „fünferlei Exekutionen allhier: der Oberst v. Burgsdorf, der Oberst v. Rochow, der Oberst v. Wallenroth, der Hauptmann v. Köckeritz und der Hauptmann Holstens. Etlichen Bürgern haben sie die Mäntel

genommen, anderen die Büchsen, mit denen sie die Wachen beziehen sollten, anderen das Handwerkzeug und das nötige Hausgerät, wieder anderen ziehen sie die Betten unterm Leibe weg. Dabei hören wir nichts als Klagen, wie die Soldaten ihnen die höchste Schmach anthun, ihre Weiber prügeln und ihnen die nichtswürdigsten Schimpfnamen beilegen. Vielen fehlt das Brot im Hause und sollen doch andere satt machen. Des Jammerklagens ist so viel, daß es einen Stein erbarmen möchte und wir nicht wissen, was wir anfangen sollen."

Hierauf schickte ihnen der Kurfürst 3000 Mann, welche die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen gedachten. Die Besatzung machte einen Ausfall, griff die Schaar herzhaft an, mußte sich aber zurückziehen. Die Einwohner baten den Oberst zur Verhütung großen Unglücks zu kapituliren. Auch die Geistlichkeit bat darum, da es ja der Landesfürst sei, der den Eingang verlange. Der Oberst erwiderte: „Ihr sollt erledigt werden; entweder müssen sie mich schlagen, oder ich breche ihnen die Hälse." Die kurfürstliche Armee richtete nichts aus, ihr Oberst Günther fand hierbei den Tod, und sie mußten ohne Erfolg abziehen. Die umliegenden Ortschaften wurden gezwungen, den Schweden nunmehr Kontribution zu zahlen. Torstenson ließ hier ein Magazin errichten, und für den Notfall sollten seine Truppen hier einen Rückhalt haben. Erst am 16. Juli 1644 wurde Frankfurt von der schwed. Besatzung befreit. Unter dem Oberst von der Marwitz zogen darauf kurfürstliche Truppen ein, und bis zum Friedensschluß erhielt die Stadt keine fremde Besatzung mehr.

Die Durchzüge, welche die Mark zu erdulden hatte, schadeten dem Lande mehr als offene Schlachten, Niemand konnte seinem Beruf ungestört nachgehen, und doch war die Frucht jeder Arbeit stets in Frage gestellt. Wo die Soldaten durchzogen, ließen sie eine verzweifelnde Bevölkerung zurück,

die schon aus Not sich gleichfalls auf Diebstahl und Raub verlegte. So nahm die Bevölkerung ab, Hungersnot entstand und in deren Gefolge traten verheerende Seuchen auf. Als es in den Marken hieß, Torstenson kommt, flohen die Landleute in die Wälder und Verstecke, aber drei Gewalten riefen den Landmann immer nach seinem Dorfe zurück: die Bemühungen der Obrigkeit, die eigene Heimatliebe und der Eifer des Dorfpfarrers, Was auch dieser Stand in der Zeit vor dem Kriege durch seine Streitsucht und Unduldsamkeit gesündigt: er hat es durch Heroismus im Ertragen, durch unablässige Belebung aller besseren Gefühle wettgemacht.

Das Elend und die Verarmung wurde noch durch einen anderen Uebelstand vermehrt. Dies war das Unwesen der „Kipper und Wipper", d. h. der Juden und Münzwucherer, welche die ganze Mark mit wertlosem Gelde überschwemmten.

Das Uebel war nicht neu: die Menge der Münzstätten, welche die Kontrolle erschwerten, die Gewinnsucht der Münzmeister und ihrer fürstlichen Herren hatte schon seit Jahren Münzverschlechterungen zur Folge gehabt. Am leichtesten ließen sich die kleineren Silberstücke fälschen: wer achtete denn im Kleinverkehr auf einen unbedeutenden Unterschied des wahren und des Sollgehaltes? Aber auch die Thalerstücke verringerten sich an Wert. Man kaufte alte, vollwichtige Münzen und machte aus einem alten Thaler drei und vier neue Thaler. Durch derartige Verfälschungen wurden alle Werte unsicher. Das Unwesen wuchs, je mehr die kaiserliche Gewalt sich minderte und die Reichsverfassung ihrer Auflösung entgegenging. Die Landesregierungen beschlossen, den Betrug, den sie nicht zu hindern vermochten, mitzumachen und am Profit teilzunehmen. Die großen wie die kleinen Landesherren brauchten Geld: aus altem Kupfergeräte ließ man neue Münzen schlagen und bezahlte damit eiligst seine Schulden. Alle Welt legte sich auf den Geldhandel. Wer alte

Thaler, Gulden oder sonst gutes Reichsgeld hatte, setzte sein Geld in neues um. Das Plündern der Kirchen, das Suchen nach Abendmahlskelchen und silbernen Kirchengeräten mußte für die verwilderte Soldateska einen reichlichen Gewinn abwerfen, weil echtes Silber zur Anfertigung falschen Geldes sehr hoch bezahlt wurde. Anfänglich war es leicht, die falschen Münzen unterzubringen, später aber wollten die Landeskassen sie nicht annehmen: das betrogene Volk sollte in altem Gelde seine Abgaben bezahlen. Natürlich erhob sich allgemeine Entrüstung gegen die Juden und Münzer. Die Stadtgemeinden gerieten in Bankerott. Ueberall entstanden Unordnungen und Tumulte. Die Wut des Volkes verfolgte die Kipper und Wipper; die Geistlichen predigten wider die Teufelsbrut. Aber das kam alles zu spät. Diejenigen, welche die Münzen untergebracht, hatten sich längst nach Rußland und Frankreich aus dem Staube gemacht und der arme Landmann hatte das Nachsehen.

Diese Uebelstände machten sich erst nach dem Jahre 1640 recht fühlbar. Es ist unmöglich, den Schaden zu berechnen, den der Grundbesitz und das Gewerbe hierdurch erlitt. Was durch diesen Münzbetrug und den Krieg nicht unmittelbar zu Grunde ging, rafften Seuchen, Hungersnot und Obdachlosigkeit dahin. In Würtemberg gingen in den sieben Jahren 1634 bis 1641 345,000 Menschen zu Grunde; in Sachsen wurden binnen zwei Jahren 900,000 Menschen erschlagen. Die Pfalz hatte vor dem Kriege 500,000 Einwohner, beim Friedensschlusse zählte man nur 50,000. Man nimmt an, daß die Bevölkerung in den Kriegsjahren von 17 auf 4 Millionen zusammengeschmolzen ist. Die eigentlichen Verheerungen trafen zwar vornehmlich das platte Land, aber auch die Städte hatten fürchterlich gelitten. 1640 zählte Berlin nur 6000 Einwohner. Der Schmutz lag auf den Straßen fußhoch und wurde garnicht mehr fortgeschafft.

Etwa die Hälfte der Wohnhäuser waren verödet und unbewohnt. Die Eigentümer hatten sich vor ihren Häusern hölzerne Schweineställe erbaut, und jeden Morgen mußte der Ortshirte die Schweine vor die Thore in versteckte Wälder treiben, um sie den Augen der etwa durchziehenden Räuberscharen zu entziehen. Um die Unmassen von Dung und Schmutz aus der Stadt zu schaffen, erließ der große Kurfürst später eine Verordnung, nach welcher jeder Bauer, der mit seinem Fuhrwerk Berlin besuchte, beim Heimfahren eine Fuhre Straßenunrat mitnehmen mußte.

Als die Unsicherheit immer größer wurde, hatte sich Georg Wilhelm nach Ostpreußen begeben. Auch Graf Schwarzenberg hatte Berlin verlassen und sich nach Spandau geflüchtet. Der letztere befahl dem Berliner Magistrat, „daß um der Verteidigung willen die Meiereien, Buden, Gärten, einzelne Häuser vor den Thoren demoliert werden sollen.“ Magistratus hatte hierauf die Unmöglichkeit vorgestellt und, angeführt, daß die Stadt zur Gegenwehr ganz ungeeignet sei. Die von dem Minister hierauf erteilte Antwort besagt daß es des Kurfürsten Intension sei, die Stadt und deren Einwohner in Sicherheit zu setzen. Er wolle jedoch die Erklärung der Einwohner abwarten: ob sie ihren Pflichten gemäß bei der Verteidigung Berlins neben den Soldaten die Waffen führen wollten. Hierauf erklärten die Bürger, „daß wenn 1) ein jeder vom größten bis zum kleinsten, 2) die vom Lande hereingeflüchteten Leute, Adel, Unadel das ihrige thun und gleich den Soldaten fechten wollten und 3) auf die Garnison eine beständige Konsidenz zu setzen: sie sich aus allen Kräften auf ihren Posten mannlich wehren wollten; wobei jedoch bemerkt wurde, daß wegen schlechter Festungswerke und Mangel an Munition es nicht möglich sein würde, sich gegen die Torstensonsche Armee zu maintenieren, dahero dem Statthalter anheim gegeben werde, ob es nicht besser

wäre, wenn die Garnison gänzlich aus Berlin geführet und an die Grenzen, wo man des Feindes Einfall vermutete, verlegt würde, damit, wenn man übermannet und retirieren müßte, man kapitulieren könnte, welches aber nicht möglich sein würde, wenn die Bürgerschaft sich in den Waffen finden ließe. Für streiffende Parteien wollte die Stadt sich schon defendieren."

Hierauf befahl Schwarzenberg, daß die Gebäude außerhalb der Stadt auf 50 Schritt weit abzutragen seien.

Auf die erneute Vorstellung: daß die Demolierung der Häuser den Ruin Berlins herbeiführe und man sich an den Kurfürsten nach Preußen wenden werde, erfolgte die Antwort, „daß die Demolierung geschehen müsse, indem zwischen der Zeit, da Kaiserliche im Lande gewesen und der jetzigen ein großer Unterschied bestehe. Die Kaiserlichen wären Teutsche und hätten niemalen die Intention gehabt, den Kurfürsten von Land und Leuten zu jagen, dahingegen habe man es jetzo mit der schwedischen, barbarischen Nation zu schaffen, deren Geldgeiz unersättlich, und welche die Absicht hege, nicht nur den Kurfürsten, sondern das ganze teutsche Reich unters Joch zu bringen."

Am 16. August eröffnet der Minister der Stadt: „daß der Feind sich schon bei Frankfurt zusammenziehe, der Meyneidige Wrangel auch aus der Lausnitz im Anzuge sei und seinen Marsch auf Berlin gerichtet habe." Inzwischen hatte von Fürstenwalde aus der Oberst v. Dewitz der Stadt seine Ankunft notifizirt und dieselbe ermahnt, sich den schwed. Waffen zu unterwerfen. Die Schweden überfielen schnell die Stadt und der geleistete Widerstand hatte keinen Erfolg. Der Stadt wurde aufgegeben, für den Generalstab 1500 Thlr., für die Soldaten 10,000 Thlr. und für die Artillerie 200 Thlr. zu zahlen. Da das Geld nicht sogleich beschafft werden konnte, setzten sich die Schweden fest

und die Berliner zahlten bei ihrem Abzuge 30,255 Thlr. 20 Grsch. als Strafgelder.

Bei dem Abmarsche stellte sich ein unheimlicher Gast, die Pest, in Berlin ein. Ein Bericht sagt: „In diesem Jahre (1640) ist es mit der Residenz auf's Höchste gekommen, denn die letzte Habseligkeit, so das Vieh gewesen, ist durch den schwed. Rittmstr. v. Printz fortgetrieben worden. Obwohl der Magistrat bei dem Gen. v. Lilienhöck sich beklaget und auf den mit Dewitz geschlossenen Accord sich bezogen, hat doch solches nichts genützt, unter dem Vorwande, man habe aus der Stadt auf die Schweden gefeuert."

In einem Schreiben vom 15. Febr. 1640 heißt es: die Soldaten hätten alles verheeret, Meyereien und Scheunen wären abgebrannt, Köln und Berlin könnten die Contribution nicht mehr aufbringen, man möchte doch erwägen, wie sehr die Einwohner durch die Brandschatzungen und über 20 Jahre fortgesetzte Plündereien so tief in Armut gesetzet, daß keiner seine eigene Last mehr tragen könnte. Das Kammergericht läge darnieder, die Literati lebten in höchster Dürftigkeit, die Hoffdiener hätten wegen seit längst erschöpfter Kassen und dahero zurückbleibender Besoldung auch nichts, teils wären dieselben in Preußen abwesend und hätten Weib und Kind hier zurückgelassen; kein Kauf- und Handelsmann wäre vor Raub und Mord sicher. Die Residenzien werden gleich anderen Städten zur Wüsteney, die Bürgerschaft bäte flehentlich: der Statthalter möchte sie um Christi willen in ihrer schrecklichen Bedrängnis helfen."

Ob hierauf eine Antwort erfolgte, ist ungewiß. „Es ist aber daran zu zweifeln, jedenfalls mag sie nicht günstig gewesen sein, weyl sich vorgedachte Supplicanten unterm 27sten Juli 1640 direkt an den Kurfürsten in Preußen gewendet, wobei sie vorgestellet, daß wegen Mangels an Vieh der Ackerbau gänzlich darniederläge, und auf viel Meilen Wegs weder

Mensch noch Vieh zu sehen sei. Man beklagt sich, daß die kurfürstl. Truppen alle wichtigen Pässe, auch Landsberg und Frankfurt verlassen und dadurch Gelegenheit gegeben, ihnen die Schweden über den Hals zu bringen. Weiter wird gemeldet, daß, da die brandenb. Truppen bei Frankfurt so großen Verlust erlitten, die Schweden animiert worden, die Stadt Bernau und andere Oerter gänzlich ausgeplündert und nunmehr verlauten lassen, hiesige Residenz totaliter ruiniren zu wollen. In Summa: das ganze Land und die Einwohner von Berlin und Köln wären durch Pest, Brand, Raub und gräulichen Erpressungen so in Armut gebracht, daß viele Menschen aus Verzweiflung zum Wasser, Strang und Messer geeylet, sich das Leben genommen, die übrigen aber, wenn ihnen jetzo nicht geholfen werde, auch in's bittere Elend gehen und die Stadt verlassen würden."

Auf dieses Schreiben ist von Schwarzenberg eine weitläufige Antwort ergangen, deren Hauptinhalt aber ist, daß man den bedrängten Einwohnern nicht helfen könne.

Während dergestalt die Mark immer mehr verarmte, lösten sich die brandenb. Streitkräfte vollends auf, als der Kurfürst mit seinem Sohne seine Sicherheit in Preußen nicht mehr aufzugeben gedachte. Schwarzenberg, der als Statthalter zurückblieb, löste seine Aufgabe, den provinziellen Krieg durchzuführen, in keiner Weise. Lediglich von ihm hing die Verwaltung des Landes und das Militärwesen ab. Die Befehlshaber in den Festungen waren meist seine Anhänger. Schwarzenberg ließ Streifzüge gegen die Schweden in Pommern unternehmen, während er sich ihrer in Berlin nicht zu erwehren vermochte. Diese vergalten seine Nachstellungen durch Verwüstung der ganzen Mark. In dieser grauenvollen Zeit ereilte Georg Wilhelm, schon seit lange kränkelnd, am 21. Dezember 1640 zu Königsberg der Tod.

Georg Wilhelm rettete wenigstens den dynastischen Besitz

seiner Lande, nicht jedoch ohne schwere Beschädigung. Er hinterließ sie in äußerster Bedrängnis. Aber in einem solchen Zustande hatte das brandenb. Staatswesen wenig Einfluß auf die Weltbegebenheiten. Diese durch die Vorgänger umsichtig zusammengebrachten Landschaften boten keine Gewähr, zu einem bedeutenden Dasein zu gelangen. Nur wenn der Nachfolger durch Thatkraft und Fleiß, durch Fürsten- und Feldherrntugenden, durch Frömmigkeit und Einsicht hervorleuchtete, konnte das verarmte Land sich langsam zu neuer Kraft entwickeln.

Der große Kurfürst tritt die Regierung an.

Der Sohn Georg Wilhelms, der erste Friedrich Wilhelm in der Reihe der brandenb. Fürsten, war durch seine Mutter der Neffe jenes Friedrich, der durch seine Katastrophe den Anlaß zu der Verwicklung, welche die Zeit beherrschte, gegeben hatte. Durch die Schwester seines Vaters war er zugleich der Neffe Gustav Adolfs: gleichsam von Geburt gehörte er in die Reihe der Fürsten, die sich dem Hause Oestreich entgegensetzten. Es war ein Glück für ihn, daß er in früher Jugend, sieben Jahre alt, durch die Fürsorge der Mutter von dem tumultuarischen und bei aller Not der Zeit doch sehr üppigen Hofe entfernt und nach dem zur Landesverteidigung bestimmten Küstrin gebracht wurde. Hier konnten seine gesunden Naturgaben sich ungestört entwickeln; er nahm die Elemente des Wissens in sich auf; er faßte langsam, aber scharf; besonders die Unterweisung im Christentum schlug in seinem für alles Gute empfängliche Gemüt tiefe Wurzel. Ein glücklich gewählter Erzieher, der die Welt kannte und ein gläubiges, demütiges Christenherz besaß, namens Kalkum, auch Leuchtmar genannt, leitete seine Studien.

Gustav Adolf soll Wohlgefallen an seinem Wesen gefunden und ihn zu seinem Schwiegersohn und einstigen Nach-

folger bestimmt haben. Nach einiger Zeit finden wir den jungen Fürsten an dem Hoflager der Königin zu Wolgast, wo ihm dann auch beschieden war, an dem Leichenzuge teilzunehmen, welcher den Körper des gefallenen Königs nach Schweden überführte.

Ueber die Verbindung Friedrich Wilhelms mit der jungen Königin von Schweden wurde schon damals beraten. Trotz der Schwierigkeiten, die man sich nicht verhehlte, hatte man doch den Plan gebilligt. In Pommern wurde der Prinz als der unzweifelhafte Erbe des Landes begrüßt. Welch' eine Zukunft, die sich vor ihm aufthat! Der Besitz von Schweden, das auch Lievland und Finnland in sich begriff, das Herzogtum Preußen, Pommern, Brandenburg, Jülich und Cleve, alles Länder mit Bewohnern evangelischen Glaubens, dem er mit ganzer Kraft anhing, hätten ihm eine Stellung von unendlicher Wichtigkeit für das deutsche Reich und für Europa gegeben. Freilich war das alles in weiter, ungewisser Ferne.

In den Drangsalsjahren 1633 und 1634 hielt es die Mutter für ratsam, ihren Sohn nach den Niederlanden reisen zu lassen, wo sich ihre Familie aufhielt. Ihre Schwägerin, die verjagte Königin von Böhmen, hatte dort ein Asyl gefunden. In Begleitung des Erziehers besuchte der Kurprinz die Universität Leyden, bald darauf auch das Feldlager des Prinzen von Oranien. Er hatte bei seiner Jugend Selbstbeherrschung genug, um den ihm hier bereiteten Verführungen einer holländischen Mitternacht zu widerstehen. Er lebte bereits in dem Mitgefühl der großen Angelegenheiten, in dem dort vorherrschenden antiösterreichischen Sinne. Wie tief mußte es ihn betreffen, daß eben damals sein Vater den Prager Frieden annahm und in die engste Verbindung mit dem Hause Oestreich trat. Vater und Sohn gehörten nun den entgegengesetzten und mit einander kämpfenden Weltmächten an. Eine Entfremdung zwischen ihnen konnte nicht

ausbleiben. Für den Prinzen war eine kleine Hofhaltung in Arnheim eingerichtet worden, durch die er in Verbindung mit den Ständen in Cleve kam. Da wurde nun der Gedanke gefaßt, daß er zum Statthalter des Landes erhoben werden solle. Man bestimmte ihm eine der Damen aus dem Hause Pfalz, eine der Töchter der Königin zur Gemahlin. Die Stände meinten unter seiner Führung alsdann eine neutrale und vom brandenb. Hofe mehr unabhängige Stellung zu gewinnen. Georg Wilhelm war empört darüber: das scheine ja, sagte er, als sei man in Cleve seiner müde. Er besorgte, daß alle die deutschen Fürsten, welche dem Prager Frieden widerstrebten, sich seinem Sohne anschließen würden. Er versagte ihm nicht allein die Statthalterschaft, sondern drang auf seine Rückkehr nach Berlin. Dem Vater gehorsam fügte sich der Kurprinz. Er sah sich jetzt vernachlässigt, von allen Beratungen ausgeschlossen und fürchtete, man stehe ihm nach dem Leben. Eine Krankheit, in die er verfiel, schrieb er einem angeblich vergifteten Brote zu, das ihm bei einem Gastmahl Schwarzenbergs gereicht worden sei. Diese Vergiftung hat er auch in späteren Jahren stets für wahr gehalten, jedoch schwerlich mit Recht. Nach seiner Genesung folgte er seinem Vater nach Preußen, wo seine Stimmung sich nicht verbessern konnte. Alles was er um sich geschehen sah, war das Gegenteil von dem, was er wünschte. Er fuhr fort, Schwarzenberg als seinen geschworenen Feind zu betrachten: er geriet in Aufwallung, wenn man seinen Namen nur nannte. Er blieb nach wie vor der Meinung, man wolle sich seiner entledigen. Eben diesen Minister fand Friedrich Wilhelm bei dem Tode seines Vaters in dem Besitze einer beinahe selbständigen Macht. Bei Antritt seiner Regierung war er in einer sehr bedrängten Lage. Er habe, sagte er, keine Freunde gefunden, sondern nur Feinde und keine Mittel gegen diese. Alle seine Einnahmequellen seien versiegt, die

Kurlande verwüstet, die Festungen und das Land in Feindes Gewalt. Seine Nachfolge in Preußen war nicht außer Frage und in den Marken war die Ausübung seiner Autorität durch Schwarzenbergs Machtstellung nicht ohne Gefahr.

Da er in Preußen vollauf zu thun hatte, wirtschaftete Schwarzenberg in der Mark nach seiner Weise weiter. Bisher hatten die Truppen dem Kaiser Treue geschworen, auf die Heranbildung einer eigenen Armee beruhte aber die einzige Hoffnung des Kurfürsten. Die Behauptung der Festungen lag ihm besonders am Herzen. Es waren Küstrin, Oderberg, Peitz, Spandau, Berlin und Werben. Man hielt den Statthalter für fähig, kaiserliche Truppen in die Festungen einzulassen, was eine Entfremdung des Landes von der Dynastie hätte zur Folge haben können. Es bedurfte für den jungen Fürsten einer Entschlossenheit und Umsicht, die uns noch heute mit Hochachtung erfüllt. Um sich der Treue seiner Truppen zu versichern, durfte er mit der alten Eidesleistung nicht sogleich brechen: er begnügte sich anfangs mit dem Handschlag der Obersten; erst später ließ er sie für sich allein in Pflicht nehmen. Er wies die Festungskommandanten an, keine kaiserlichen Besatzungen aufzunehmen. Dies war der Anfang, der die brandenb. Kriegsmacht wieder in den ausschließenden Gehorsam des Landesfürsten stellte. Durch vielfache, überaus verzwickte Unterhandlungen mit Vladislaw von Polen, mit dem Kaiser Ferdinand, mit Schweden, Hessen-Kassel, mit den vermittelnden Mächten von Frankreich, Dänemark, Sachsen wurde der junge Fürst fort und fort in Anspruch genommen. Zunächst war das Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg noch ein vertrauliches, bald aber mußte es zum Bruche kommen. Der Kurfürst erteilte dem brandenb. Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg den Auftrag. bei der Verhandlung über die schwedische Entschädigung sich des Einspruchs zu enthalten und Alles nur mit Vorbehalt

anzunehmen. Diese Verhandlungen waren von prinzipieller Wichtigkeit. Schwarzenberg und der Kaiser wollten den Frieden mit Schweden dadurch erkaufen, daß man an Schweden Pommern oder doch einen Teil desselben herausgebe. Der Minister stellte in Aussicht, der Kaiser werde ihm für Pommern eine Entschädigung gewähren. Dies war nicht nach dem Sinne des Kurfürsten. Ein weiterer entscheidender Schritt des letzteren war, daß er von der Fortsetzung des von Schwarzenberg angezettelten Krieges zwischen der Mark und Pommern nichts mehr wissen wollte. Er befahl, keinerlei Einfälle mehr in Pommern zu unternehmen. Schwarzenberg wandte ein, dies werde die Schweden um so dreister machen und auch der Kaiser werde dies nicht gern sehen. Friedrich Wilhelm antwortete: daß dies nicht zu befürchten stehe, übrigens nehme der Kaiser keine Rücksichten auf Pommern und die Marken.

Friedrich Wilhelm und sein verstorbener Vater waren von den Bewohnern Berlins fort und fort bestürmt worden, ihrem Elend Einhalt zu thun. Unter den Anordnungen Schwarzenbergs war es besonders eine, welche tiefe Verstimmung in Berlin hervorgerufen hatte. Gegen den Willen der Bürgerschaft hatte es der Minister durchgesetzt, daß die Vorstädte Berlins abgebrannt wurden. Dieser Schritt war nur für den äußersten Notfall in Aussicht genommen. Diese That gewährte nicht den geringsten Nutzen.

In einem Bericht vom 18. Febr. suchte Schwarzenberg sein übereiltes Beginnen zu rechtfertigen. Der Kurfürst, entrüstet hierüber, schrieb ihm am 2. März 1641: „Daß Sie mit der Abbrennung der Vorstädte von Berlin und der Gebäude auf dem Werder dermaßen eilfertig verfahren und auch nicht erst, bis der Feind kommen, gewartet haben, gereichet unß zu besonderem Mißfallen, und werden hierüber weitere Erkundigung einziehen und unß dann des zugefügten

Schadens halber zu erklären wissen. Wenn allein dieses ein Mittel ist, dem Feinde Abbruch zu thun, indem man Landt und Städte verödet und einäschert, so bedürften wir keines so kostbaren Volkes, sondern es köndte dieses der Feindt selber verrichten. Wir haben unß das, was von unserß in Gott ruhenden Herrn Vaters rescribirt worden, vorlegen lassen und befinden daraus, daß allein im Fall der äußersten Noth in Verwüstung der Vorstädte gewilligt, welche Noth wir zu diesem Fall, da gar kein Feindt vor die Stadt gekommen, nicht einsehen können."

Der Kurfürst war über Schwarzenberg so ungehalten, daß er beschloß ihn aus den Geschäften zu entfernen. Er erhielt zwar keine Entlassung, aber er sah sich bei Seite gesetzt und dachte daran, abzudanken. Der stolze Günstling begab sich von Berlin nach Spandau und starb dort vor Verdruß und Aerger am 4. März 1641. Es gewann nun alles eine andere Gestalt. Die Diebe und Räuber, welche die Landstraßen unsicher machten, ließ der junge Fürst ohne Nachsicht hängen, rädern und köpfen. Nach viermonatlicher harter Arbeit war der Kurfürst der Mark mit Ausschluß der vom Feinde besetzten Orte Meister. In derselben Zeit hatte er auch in Preußen festen Fuß gefaßt. Hierbei fand er die größten Schwierigkeiten. Die polnische Regierung knüpfte die Belehnung an Bedingungen, bei welchen es darauf abgesehen war, die Seehäfen in ihre Hand zu bringen.

Da der Kurfürst dabei blieb, daß er nicht verbunden sei, eine neue Bedingung einzugehen, wie er denn seinem Gesandten verbot, einen darauf zielenden Antrag auch nur zum Bericht an ihn anzunehmen, so gelang es ihm, die Belehnung Preußens in hergebrachter Form zu erlangen.

Die Regierung der Königin Christine von Schweden.

Friedrich Wilhelm bemühte sich, mit Schweden Frieden zu schließen. Es stellten sich diesem Vorhaben aber so große

Hindernisse entgegen, daß es nur gelang, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Derselbe wurde am 14. Juli 1641 unterzeichnet. Auch den Schweden mußte alles daran liegen, sich dieser benachbarten Feindseligkeit, die unter einem kräftigen Fürsten gefährlich werden konnte, zu entledigen. Friedrich Wilhelm's Verlangen nach Frieden hatte noch einen andern Grund. Der Gedanke, der ihm seit seiner Kindheit vorgeschwebt, nämlich daß er mit der Königin von Schweden vermählt werden sollte, beschäftigte ihn bei allem Ernst des Krieges. Oxenstierna wußte unzweifelhaft hiervon Wenn von dieser Sache nicht viel an die Oeffentlichkeit drang, so schrieb man dies den Kriegsunruhen und der großen Jugend Christinen's zu. Die junge Königin wuchs jedoch heran und Friedrich Wilhelm ergriff die sich ihm darbietende Gelegenheit, um über die Entscheidung der jungen Herrscherin Erkundigungen einzuziehen. Eine Vermählung schien sehr natürlich, aber von der kath. Partei wurde derselben sehr widerstrebt. In Polen war man am eifrigsten dagegen; unmittelbar gefährlich wäre sie für Dänemark geworden; am kaiserlichen Hofe, wo man die Ausbreitung der brandenb. Macht von jeher ungern gesehen, erweckte das Vorhaben Bestürzung und Unruhe. Eben diese Rücksichten machten das Geheimnis bei einer so zarten Sache doppelt notwendig.

Friedrich Wilhelm sandte seinen treuen Lehrer Leuchtmar nach Stockholm. Dessen Sendung sollte lediglich die zarte Sache zum Zielpunkt haben. Am schwed. und am brandenb. Hofe wurde die Angelegenheit sehr geheim gehalten, so daß selbst die vertrautesten Personen von den Verhandlungen keine Kenntnis besaßen. Dennoch haben dieselben stattgefunden. Aus einem später bekannt gewordenen Tagebuche Leuchtmar's ergiebt sich, daß er darüber mit Oxenstierna, an den er gewiesen war, verhandelt hat. Der Reichskanzler erlärte sich weder dafür noch dagegen. Er stellte nicht in

Abrede, daß die Vermählung für Schweden sehr nützlich werden könne, aber alles hänge von dem Willen der jungen Königin ab, auf die er keinen Einfluß ausüben könne. Sie selbst müsse erst majorenn werden, um sich aussprechen zu können. Die Sache wurde als unentschieden betrachtet, aber sie war nicht aufgegeben. Zwei Jahre später kam man auf diese Sache nochmals zu sprechen, aber die Verhandlungen blieben resultatlos.

Die Königin besaß bei aller Jugend einen hohen Grad von Selbständigkeit. Der Grundton ihres Wesens war: „Ich will mein eigen sein.“ Sie wollte von Niemand abhängen, auch nicht von einem Gemahl. Sie erklärte, sie wolle nach dem Vorbilde der Königin Elisabeth von England unvermählt bleiben, das Gefühl der Freiheit gehe ihr über alles, wiewohl sie, gleich jener, die Männer keineswegs hasse.

Oxenstierna ließ sich dahin vernehmen, die Ritterlichkeit eines jungen Fürsten gegen eine jugendliche Königin, erfordere, daß er ihr nachgebe und sich ihren Wünschen auf Herausgabe Pommerns geneigt zeige. Die Schweden behaupteten, daß ihnen Pommern als Entschädigung zufallen müsse .Man erinnerte, daß Brandenburg Pommern eigentlich noch niemals besessen habe. Es habe wohl den Anschein gehabt, als wenn sich der Kurfürst mehr der Krone Schweden als dem Kaiser zuwende, in der Pommerschen Sache aber scheine er Schweden gegenüber eine feindliche Stellung einzunehmen.

Auch der Kaiser hatte sich dahin geäußert, es stehe Schweden eine Satisfaktion gegen das Reich zu. Diese großen Interessen der beiden Länder setzten sich der Vermählung entgegen. Der Kurfürst beschloß, seinerseits darauf Verzicht zu leisten. Ob er schon damals eine Ahnung hatte, daß Christine*) zum Katholizismus hinneige, ist schwerlich

*) Christine, Königin von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs und der brandenb. Prinzessin Marie Eleonore, wurde am 8. Dezbr. 1626

anzunehmen, wohl aber kannte er die Schwierigkeit, die in der Differenz des reformierten Bekenntnisses, zu dem er sich mit gläubiger Hingebung hielt, und des lutherischen, an das die Königin gefesselt war, lag.

---

geboren. Aus den Fortschritten, die sie in ihrer Ausbildung als Kind machte, aus ihrer Wildheit und einer nicht zu stillenden Wißbegierde sah man bald, daß sie ein ebenso außerordentliches Weib werden würde, als ihr Vater ein ungewöhnlicher Mann gewesen war. Mit dem letzteren hatte sie die Kühnheit und die Ruhmbegierde, sowie den Enthusiasmus für alles Große gemein. Manche seiner Gesichtszüge waren in ihr wiederzuerkennen, ja ihr ganzes Wesen hatte mehr männliches als weibliches. Sie saß zu Pferde und jagte wie eine Amazone, verachtete Weiberputz und weibliche Beschäftigungen, trug gern Mannskleider und war am liebsten in männlicher Gesellschaft. Rastlos thätig glich sie mehr einem Geschäftsmanne und Gelehrten, als dem ruhig wirkenden Weibe. Sie war höchst mäßig, in Gefahren unverzagt, Verweichlichung kannte sie nicht. Uebrigens war sie von weniger als mittlerer Gestalt und trug eine Schulter etwas höher als die andere. Ihre Unterhaltung war lebhaft und geistreich, und eine gewisse natürliche Gutherzigkeit machten ihren Umgang angenehm. Doch zeigte sie neben guten Eigenschaften auch bedeutende Fehler. Es mangelten ihr Ruhe und Bescheidenheit. Von maßlosem Ehrgeiz und unruhiger Eitelkeit getrieben, geriet sie in vielfache Uebertreibungen; ihre Selbständigkeit wurde zum Eigensinn und ihre Reizbarkeit führte zu Jähzorn und heftigen Aufwallungen. Als Oxenstierna 1636 nach Schweden zurückkehrte, wurde Christine der Mutter fast ganz entzogen und von jenem in Politik und Regierungskunst, daneben in fremden Sprachen und Wissenschaft unterrichtet. Selbst den größeren Teil der Nacht widmete sie ernsteren Studien. Alle weiblichen Beschäftigungen blieben ihr dagegen fremd. Schon im 14. Jahre begann sie sich mit den Angelegenheiten des Staates zu beschäftigen und 2 Jahre darauf wurde sie von Oxenstierna in die Sitzungen des Reichsrates eingeführt. Durch ihren Scharfsinn erregte sie Staunen; es wurde fortan nichts mehr entschieden, ohne daß man ihre Meinung gehört hätte. Niemals versäumte sie eine Sitzung des Reichsrates, stets verschaffte sie sich vorher die genaueste Kenntnis von den Gegenständen, welche zum Vortrag gelangten. Wer da glaubte, auf sie einen Einfluß zu erlangen, der täuschte sich. Den Reichskanzler erhob sie zwar in den Grafenstand, entzog sich aber mehr und mehr seinen Ratschlägen, zumal sie hörte, er beabsichtige, sie mit seinem Sohne zu vermählen. Vorschläge zur Vermählung wurden ihr von vielen Seiten zu teil. Ihr Vater hätte eine Vermählung mit dem Kurprinzen von Brandenburg gern gesehen; die Unterhandlungen schwebten zwar Jahre lang, führten aber zu keinem Resultat. Schneller standen die übrigen Bewerber ab, unter denen der König von Portugal, der König von Spanien, der König von Polen und des letzteren Bruder Kasimir die vornehmsten waren. Christine hatte dem Sohne der Schwester Gustav Adolfs, dem

Wie sorgenschwer die Stellung Friedrich Wilhelm's war, erkennt man aus seiner eigenen Aufzeichnung, in der er klagt: „Auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden und auf

---

Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, schon im zarten Alter ihre Hand versprochen, und auch die Reichsstände erklärten sich damit zufrieden. Durch Intriguen hatte man ihr jedoch Widerwillen gegen den Prinzen einzuflößen vermocht, doch wollte sie ihn jedenfalls zu ihrem Nachfolger erhoben sehen und brachte es bei den anfangs widerstrebenden Reichsständen dahin, daß selbige 1649 den Pfalzgrafen feierlich zu ihrem event. Nachfolger ernannten. Im Oktbr. 1650 ließ sie sich mit großer Pracht in Stockholm krönen. Während sie die Zügel der Staatsregierung mit männlichem Geiste führte, versammelte sie zugleich ausgezeichnete Männer der Wissenschaft um ihren Thron. Mit vielen Gelehrten stand sie im Briefwechsel, auch Dichter und Künstler zog sie an ihren Hof. Je freigebiger sie war, um so unzufriedener wurden bald die Stände mit ihrer Regierung. Viele zogen sich mißmutig von ihr zurück. Die Feste und Lustbarkeiten, die sie sehr liebte, vermehrten die ohnehin schon große Finanznot des Staates. Die Klagen hierüber verletzten sie tief; allmälig begann auch das ewige Einerlei der Staatsgeschäfte ihrem unruhigen, stets nach neuem verlangenden Geiste Mißbehagen zu erregen. Endlich gelangte sie zu dem sonderbaren Entschlusse, den Thron zu verlassen, um ein völlig unabhängiges ganz den Freuden gewidmetes Leben zu führen. 1651 machte sie ihren Vorsatz dem Reichsrate bekannt. Man bemühte sich, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, und die Beredsamkeit Oxenstiernas brachte es auch wirklich dahin, daß sie für diesmal nachgab. Aber es war ein Sieg, den nur die Gewalt des Augenblicks davon getragen hatte. Die Sehnsucht nach der Lebensweise, die sie sich mit den glänzendsten Farben ausmalte, blieb nur desto glühender in ihrer Seele zurück. Im Jahre 1654 führte sie denn auch ihren Entschluß aus, trotz aller Bitten des Reichsrates, ja ihres Vetters selbst, der lieber ihre Hand angenommen hätte, um die er oft gebeten, die ihm aber ebenso oft versagt worden war. Am 16. Juni übergab sie feierlich zu Upsala ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Karl Gustav, die Regierung und behielt sich nichts weiter vor, als eine jährliche Rente von 200,000 Thalern. Nicht ohne Thränen hörte man hier ihre letzten Reden. Noch an demselben Tage ward der neue König Karl X. gekrönt und fünf Tage nachher reiste sie in Männerkleidern durch Dänemark nach Hamburg. Es gab indes noch einen anderen Grund, welcher die Königin zur Niederlegung der Krone getrieben hatte: ihre Hinneigung zum Katholizismus. In einer schweren Krankheit hatte sie der französische Arzt Bourdelot glücklich gerettet; dessen täglicher Umgang bewirkte ihre Hinneigung zum katholischen Glauben. In Verbindung mit anderen Katholiken gelang es, sie ganz für die päpstliche Kirche zu gewinnen. Es scheint, daß ihr unruhiger, nirgends Befriedigung findender Geist zu dem andern Extrem flüchtete und einem Glauben anzugehören wünschte, dessen erste Forderung die unbedingte Unterwerfung unter die Lehren des Papstes bedingt, und der in dieser Anerkennung als göttliche Autorität die vollste

der andern den Kaiser. Ich sitze zwischen ihnen und warte, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen wollen.“ Wohl hatte er von dem Kaiser viel Unbill erlitten, aber auch von

Beruhigung der geängstigten Seele verheißt. Sie fragte die Jesuiten, ob ihr der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, das Abendmahl alle Jahr einmal nach evangelischem Ritus zu nehmen, und als jene dies verneinten, sprach sie: „Dann ist keine Hülfe, ich muß die Krone aufgeben“. Zu ihrem Entschluß trug wesentlich ihr Umgang mit dem spanischen Gesandten Don Amaranta Pimentel bei, der sich ihrer besonderen Gunst erfreute, oftmals ganze Wochen im Landhause der Königin zubrachte und auch des Nachts über in ihrer Gesellschaft war. Ihm zu Ehren stiftete sie den berüchtigten Amaranter-Orden und lebte mit ihm auf dem vertrautesten Fuße. Den Historiker Messenius, der eine sie hart angreifende Schrift veröffentlichte, ließ sie mit seinem Sohne zum Tode verurteilen und hinrichten. Zunächst nahm sie ihren Weg durch die Niederlande und durch Deutschland. In Brüssel, wo sie sich fast ein Jahr aufhielt, legte sie ihr katholisches Glaubensbekenntniß in die Hände eines Dominikaners nieder. Von dort ging sie mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Insbruck, wo ihr Uebertritt zum Katholizismus mit größter Feierlichkeit öffentlich vollzogen wurde (3. Novbr. 1655) zum nicht geringen Schmerze der Schweden und aller Protestanten. Sie selbst soll später geäußert haben, daß sie ihrer väterlichen Religion nicht deshalb entsagt habe, weil sie dieselbe für falsch gehalten, sondern daß sie durch dringende Ursachen bewogen worden sei, sich nur äußerlich zur römischen Kirche zu bekennen. Als sie dem Papst ihren Vorsatz, nach Rom zu kommen, gemeldet hatte, ließ sie dieser mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Im Amazonengewande und zu Pferde hielt sie in Rom ihren Einzug. Der Papst firmelte sie, und als sie während des Gottesdienstes zu laut schwatzte und lachte, reichte ihr der Papst den Rosenkranz. Sie aber erklärte, sie wolle nicht Katholikin mit dem Rosenkranz sein. Bald verbreiteten die Jesuiten die gehässigsten Gerüchte über den leichtfertigen Lebenswandel und die ärgerlichen Reden der neuen Konvertitin. 1656 verließ sie Rom und reiste nach Paris. Hier war sie bald der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung: man fand sie ebenso geistreich als unweiblich. Im Schlosse zu Fontainebleau ließ sie ihren Oberststallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen angeblicher Untreue ermorden, wodurch sie bei Hofe und im Volke ihre Achtung verscherzte. 1658 kehrte sie nach Rom zurück. Da ihre Einkünfte von Schweden immer unregelmäßiger eingingen, geriet sie in Not. Der Papst half mit einem Jahrgehalt von 12,000 Scudi. Nach dem Tode Karl Gustav's kehrte sie 1660 nach Schweden zurück. An der Landesgrenze suchte man sie an der Fortsetzung der Reise zu hindern, da ihr Uebertritt zur kath. Kirche in Verbindung mit ärgerlichen Gerüchten über ihren Lebenswandel ihr alle Sympathien entzogen hatte. Gleichwohl wurde sie in Stockholm mit allen Ehrenbezeigungen empfangen, entfremdete sich aber die Herzen vollends dadurch, daß sie sogleich eine kath. Kirche errichten ließ. Ihr

den Schweden, sagte er, habe er nichts Gutes erfahren, aber sie seien doch eines Glaubens mit ihm, und da er ohne Bündnis nicht sein könne, so halte er es für besser, mit diesen in Frieden zu bleiben.

Während Friedrich Wilhelm mit Schweden ein leidliches Verhältnis anbahnte, wurde der Krieg zwischen dem Kaiser und Schweden mit Erbitterung weitergeführt.

Die Kaiserlichen hatten in Schlesien über den schwed. Feldherrn Stalhantsch bedeutende Vorteile erfochten und ihn bis zur Neumark zurückgedrängt. Der kühne Torstenson zog ihn an sich und brach nunmehr in Schlesien ein. Am 4. Mai 1642 eroberte er Glogau mit Sturm und belagerte darauf Schweidnitz. Um diese Stadt zu entsetzen, eilte der mehrfach erwähnte Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg herbei, allein dieser verlor 2000 Mann, geriet in Gefangenschaft und starb in Folge seiner schweren Verwundung am 31. Mai 1642.

Abdankungsvergleich wurde von der neuen Regierung bestätigt, obschon die Geistlichkeit meinte, daß sie durch ihren Uebertritt den Thron ohnedies verwirkt habe. Zugleich ließ man ihre Kapelle niederreißen und wies ihre Geistlichen aus dem Reiche. Ihre Ansprüche auf den Thron wurden bestritten, man veranlaßte sie, ihr Vaterland zu verlassen. Voll Unruhe suchte sie in politischen Intriguen, einem ungeheuren Briefwechsel und schriftstellerischen Arbeiten Zerstreuung. 1668 kehrte sie zum dritten Male nach Rom zurück. Unter dem strengen Innocenz XI. ernster, wenn auch nicht demütiger oder frommer geworden, gedachte sie Rom nicht mehr zu verlassen. Ihr streitsüchtiges Auftreten hatte zur Folge, daß ihr der Papst die Pension entzog. Dies war ihr willkommen, denn sie verachtete den Papst und sein Geschenk. Die römische Kirche müsse vom heiligen Geist regiert werden, meinte sie spottend, denn hinsichtlich der vier Päpste, die sie in Rom genau kennen gelernt, könne sie schwören, daß keiner gesunden Menschenverstand gehabt habe, geschweige denn der Kirche Gottes vorzustehen vermöge. Sie blieb in Rom noch 21 Jahre und starb am 19. April 1689 im Alter von 63 Jahren. In der Peterskirche zu Rom liegt sie begraben. Sie war von kleiner Statur, blendend weißer Farbe, hatte blaue Augen, eine Adlernase und ein üppiges Lockenhaar. Unbestreitbar war Christine ein Genie auf dem Thron, mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen, voll Wissen, doch nicht voll wahrer Wissenschaft, ehrgeizig und eitel, was sie auf tausend Abwege führte, eine seltsame Vereinigung männlicher und unweiblicher Eigenschaften, das Resultat ihrer unweiblichen Erziehung.

Schweidnitz, sowie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien wurde erobert. Nun drang Torstenson bis nach Mähren, eroberte am 4. Juni Olmütz und seine Reiter wagten sich sogar bis an die Wiener Donaubrücken. Bei der Gefahr der Kaiserstadt eilte das östreich. Heer unter Piccolomini und dem Erzherzog Leopold herbei und drängte die Schweden wieder nach Sachsen zurück. Torstenson aber zog den Gen. Wrangel an sich und wagte es auf's Neue, dem weitüberlegenen Feind entgegenzuziehen. Schnell entsetzte er Groß-Glogau und suchte die Kaiserlichen zur Schlacht zu zwingen. Doch diese hielten nicht Stand und vermeideten es, durch eine Schlacht eine Entscheidung herbeizuführen. Er überschwemmte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm und dann seinen Marsch nach der Elbe richtete, die er bei Torgau passierte. Hierauf rückte er nach Leipzig vor, welchen Ort er mit einer Belagerung bedrohte. Torstenson machte sich Hoffnung, in dieser für damalige Verhältnisse wohlhabenden Stadt Lebensmittel zu finden und starke Brandschatzungen einfordern zu können.

Es währte jedoch nicht lange, so eilten die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entsatze herbei. Torstenson geriet hierdurch in die Gefahr, von der feindlichen Armee eingeschlossen zu werden. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder von Leipzig abzuziehen oder eine Schlacht zu wagen. Er entschied sich für das Letztere. Mutig rückte er der kaiserl. Armee entgegen. Die beiden Heere befanden sich auf demselben Kriegsschauplatz, auf dem 11 Jahre vorher Gustav Adolf einen Sieg errungen hatte. In den beiderseitigen Armeen wurden die Soldaten an diese Thatsache erinnert und zur Tapferkeit ermuntert. Die schwed. Generale Stalhantsch und Willenberg warfen sich auf den linken Flügel der Oestreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze Reiterei über den Haufen gerannt wurde. Aber bald

drohte dem linken schwed. Flügel ein ähnliches Geschick. Die Kaiserlichen griffen die Schweden im Rücken und in der Flanke an, so daß sich deren Linien trennten. Dennoch vermochte keine Partei an Terrain zu gewinnen. Nachdem das Pulver verschossen war, kämpfte man mit dem Musketenkolben. Bei dieser Kampfesweise errangen die Schweden Vorteil auf Vorteil. Die Kaiserlichen mußten endlich das Feld räumen. Ueber 3000 Mann und zwei ihrer besten Generale kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben 5000 auf dem Platze und beinahe ebenso viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie und das Silbergeschirr des Erzherzogs fiel dem Sieger in die Hände. Die geschlagene Armee flüchtete sich nach Böhmen.

Nach einer Belagerung von 3 Wochen mußte nun auch die Besatzung von Leipzig am 8. Dezbr. 1642 die Waffen strecken. Außer einer Kriegssteuer, welche in 3 Tonnen Goldes bestand, erhielten die Sieger 36,000 Ellen Tuch zur Bekleidung der Truppen. Von da an blieb Leipzig 7 Jahre 8 Monate, bis 1. Juli 1650, in den Händen der Schweden.

Mehrfache Verhandlungen über eine Neutralität, welche der Kurprinz von Sachsen gern dem Lande verschafft hätte, blieben ohne Erfolg. Torstenson verlangte Magdeburg, Wittenberg, Leipzig und einige andere Gebiete zur Sicherung des Vertrages und außerdem regelmäßige Verpflegung der Besatzungen. Einen solchen Vertrag lehnte Sachsen ab.

Dänemark rüstet abermals zum Kriege.

Im Frühjahr 1643 brach Torstenson wohlgerüstet wieder auf und ging zum zweiten Mal auf die kaiserl. Erbstaaten los. Er durchzog Böhmen und entsetzte dann Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstigt wurde. Nachdem er den Gen. von Königsmarck nach Franken abgesandt hatte, bezog er ein festes Lager bei Dobitschau. Von

hier aus plünderte er ganz Mähren aus und ließ auch die östreichischen, bis jetzt vom Kriege wenig heimgesuchten Erblande die schwere Faust des Krieges fühlen. Umsonst bemühte sich der Kaiser, zu seiner Verteidigung den ungarischen Adel zu bewaffnen: dieser berief sich auf seine Privilegien und lehnte jede Hülfe ab.

Um diese Zeit unternahm Dänemark neue Kriegsrüstungen, um im Bunde mit Niedersachsen als dritte Partei zwischen den Kriegführenden aufzutreten, Dänemark war offenbar neidisch auf Schwedens Siege und wollte ihnen durch Friedensvermittlungen die Frucht ihrer Thaten verkümmern. Als dies mißlungen war, schritt es zu offenen Feindseligkeiten.

Christian IV., der als ein Knabe von 11 Jahren den Thron bestiegen und 60 Jahre die dänische Königskrone trug, hatte trotz der Drangsale, welche die Kriege über sein Land brachten, durch Ordnung und Fleiß Wohlstand und Kraft zu fördern verstanden, so daß dieser König zu den tüchtigsten Herrschern gehört, die Dänemark aufzuweisen hat.

Längst hatte die Parteilichkeit und der Neid, welche Christian bei seinen Friedensvermittlungen den Schweden durchblicken ließ, den Groll der letzteren herausgefordert. Um neue Verwicklungen zu vermeiden, hätte sich Schweden dem neidischen Nachbar gegenüber gefügiger benehmen sollen, aber es reizte sogar den dänischen König; da die Kränkungen nicht nachließen, erklärte Dänemark den Krieg.

Wie gewagt es auch war, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während dessen man unter der Last des alten zu Boden sank, so erhob doch die Rachbegierde die Schweden über alle diese Bedenklichkeiten. Gerade die Verlegenheiten waren ein Beweggrund, das Kriegsglück gegen Dänemark zu versuchen. Man wollte den Krieg deshalb auf weitere Gebiete ausdehnen, um den Truppen Brot zu verschaffen: man stritt fast blos um den Vorteil der Winterquartiere; die

Armee gut untergebracht zu haben, galt mehr als eine gewonnene Schlacht. Die deutschen Lande waren ja verödet, es fehlte an Brot, Bekleidung, Pferden, Kriegsbedarf aller Art: die dänischen Besitzungen, besonders Holstein konnten diesem Mangel abhelfen. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieser Provinz rekrutirte, Soldaten und Pferde sättigte, so wurde die Gefahr schon reichlich durch diesen Erfolg aufgewogen.

Oxenstierna beschloß daher, den Schlägen Dänemarks zuvorzukommen. Er sandte an Torstenson den Befehl, sich auf den Marsch zu begeben und einen Einfall in Jütland zu machen. Im Septbr. 1643 brach Torstenson sein Lager in Mähren ab. Er nahm seinen Marsch durch Schlesien nach Torgau und ließ das Gerücht verbreiten, er wolle nach Baiern gehen, um dort sein Winterquartier aufzuschlagen. Aber plötzlich brach er über Havelberg und Braunschweig in das Holsteinsche ein und überschwemmte es nebst Jütland. Das Heer hatte in 15 Tagen 90 deutsche Meilen zurückgelegt. Die völlig überraschten Dänen wurden mit leichter Mühe aus dem Felde geschlagen. Die Schweden nahmen nun hier ihre Winterquartiere und erholten sich nach ihren Strapazen so trefflich, daß sie für den Frühling gleich erfolgreiche Feldzüge auszuführen hoffen durften. In demselben Winter war noch eine zweite schwed. Armee unter dem Feldm. Horn in Halland und Schonen eingerückt, und hatte im Febr. 1644 Helsingborg und Landscrona eingenommen, um die Dänen aus der Herrschaft des Sundes zu verdrängen. Malmö verteidigte der bereits 70jährige Greis König Christian in Person. Man kämpfte nicht blos zu Lande: Oxenstierna wußte, daß die Hauptstärke Dänemarks in seiner Flotte bestand. Deshalb bemühte er sich, die schwed. Seemacht möglichst zu verstärken. Er wollte einen Angriff auf Fünen und Seeland ausführen. Hierbei unterstützte ihn ein reicher Kauf-

mann aus Holland, namens Geer, dem die Dänen einige Schiffe im Sunde weggenommen hatten. Aus Rache ließ dieser Kaufmann 30 Schiffe für Schweden ausrüsten und bemannen. Im Mai ging er unter Segel; aber Christian zog ihm entgegen: an der Küste von Jütland brachte er ihm großen Verlust bei und zwang ihn zur Rückkehr.

Der alte König zog hierauf der schwedischen Seemacht entgegen, welche unter dem Admiral Flemming die Insel Femern genommen hatte. Am 1. Juli lieferte er diesem ein zehnstündiges Treffen. Während er, am Hauptmast des Admiralschiffes stehend, die Schlacht leitete, fuhren ihm die Splitter eines zerschossenen Brettes ins Gesicht und beraubten ihn seines rechten Auges. Dennoch blieb er auf seinem Platze, bis er die Schweden zum Rückzuge gezwungen hatte.

Dennoch erlangten die Dänen keine Vorteile. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, glaubte Christian sich auf Gnade und Ungnade seinen Feinden ergeben zu müssen. Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, daß Dänemark den Schweden zur Beute wurde. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch verödete, ausgehungerte Länder entgegenstellten, so säumte er nicht, den Dänen Hülfe zu senden. Im August traf Gallas in Holstein ein, er eroberte Kiel und hoffte nun, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschließen. Torstenson sah sich gezwungen, den Angriff aufzugeben. Er drang schnell durch den unbesetzten Paß zwischen Schleswig und Stapelholm und trieb Gallas den Elbstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen.

Bald kehrte Hungersnot ins kaiserliche Lager ein und richtete den größten Teil der Armee zu Grunde. Gallas zog sich hierauf nach Magdeburg zurück, aber auch hier fand er keine Lebensmittel. Die Kavallerie, welche nach Schlesien zu

entkommen suchte, wurde von Torstenson bei Jüterbok eingeholt und gänzlich geschlagen. Die übrigen Truppen, welche sich bei Magdeburg durchzuschlagen suchten, fanden gleichfalls ihren Untergang. Von seiner wohlgerüsteten Armee brachte Gallas nur einige Ueberreste zurück.

So strahlte der schwedische Ruhm, durch Oxenstierna, Baner und Torstenson erhoben, wieder in ebenso glänzendem Lichte als zu Gustav Adolfs sieggekrönter Zeit. Gallas war einem Gegner wie Torstenson durchaus nicht gewachsen. Obwohl in jener Zeit viel über den Frieden verhandelt wurde, sollte das unglückliche Deutschland noch Jahre lang auf denselben warten. Schweden und Frankreich suchten ihn so günstig wie möglich für sich zu gestalten. Die evang. Reichsstände klammerten sich an jene, die kathol. an diese Macht. Spanien arbeitete gegen den Frieden, so lange es keine Garantie wegen der Niederlande erhielt. Das Friedenswerk wurde dadurch erschwert, daß Frankreich seine Errungenschaften an der Westgrenze des Reiches um jeden Preis zu sichern suchte und Schweden sich berufen fühlte, dem Protestantismus in den östreichischen Erbländern aufzuhelfen. Aber dafür schieden Dänemark und Sachsen aus dem Bunde mit dem Kaiser aus. Sachsen strebte einen Waffenstillstand an, und Dänemark schloß zu Brömsebro am 13. August 1645 einen Frieden mit Schweden. Es geschah dies hauptsächlich, weil Frankreich großen Unwillen über einen Krieg bezeigte, der Schweden kräftigen und zur Universalmacht im Norden erheben konnte. Die Vorteile, welche Schweden errang, wurden ihm von Frankreich mißgönnt.

Der Kaiser auf der Flucht.

Nachdem Torstenson im Dezember 1644 die Stadt Pegau zerstört hatte, nahm er seine Winterquartiere in den sächsischen Landen. Die Schweden drückten die Ein-

wohner auf das schimpflichste. Torstenson wollte Sachsen zu einem Waffenstillstand zwingen, den er zu seinem Plane, unmittelbar gegen Oestreich vorzudringen, sehnlichst herbeiwünschte. Der Kurfürst wollte hiervon nichts wissen. Seine Söhne und seine Unterthanen bestürmten ihn aber so sehr, daß er seinen Widerspruch aufgab.

Als der Gen. v. Königsmarck den wichtigsten Elbpaß, nämlich die Stadt und das Schloß Meißen eroberte, zeigte sich Johann Georg für den Waffenstillstand geneigter, ob er hn gleichwohl als „einen gefährlichen Anstoß des Gewissens und Betrübnis der Seele“ bezeichnete. Am 37. August 1645 kam dieser Vertrag zu Stande. Der Kurfürst durfte zwar drei Regimenter zur kaiserl. Armee stellen, aber es war ihm untersagt, Werbungen zu verstatten, dagegen mußte er den Schweden monatlich 11,000 Thaler zahlen, ihnen ferner die alleinige Besetzung Leipzig's, die Mitbesetzung Torgau's, den Elbpaß und freien Durchzug durch ganz Sachsen gewähren. So drückend dieser Vertrag für Sachsen war, wurde er trotz des Widerspruchs des Kaisers bis zum Friedensschluß verlängert. Wahrscheinlich hatte sich Sachsen zu diesem drückenden Vertrage bereit finden lassen, weil es den Frieden für näher hielt, als er es wirklich war.

Torstenson hatte nun von Sachsen nichts zu besorgen und konnte seinen Siegeslauf ganz nach Belieben weiter verfolgen. Während sein Oberst Lilienstern die sächsischen Lande besetzt hielt und Königsmarck ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von 20,000 Mann in Böhmen ein und suchte nun den Krieg zum dritten Male in die Erbstaaten zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag. Da es unter seinen Feldherren sehr an Uebereinstimmung fehlte, wollte er selbst den Oberbefehl führen. Er vereinigte die ganze östreichische und baierische Macht, und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers

— dem eindringenden Feinde entgegen. Am 24. Febr. 1645 kam es bei Jankowitz zur Entscheidungsschlacht.

Ferdinand verließ sich auf seine Reiterei, welche 3000 Pferde mehr als die feindliche zählte. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen schreckte Torstenson nicht ab, weil er nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beim ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der ligistische Gen. von Götz befehligte, völlig in Unordnung gebracht. Götz wurde mit seinen Truppen geschlagen, und die ganze Kriegsmunition fiel den Schweden in die Hände. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhöhen. Die Kaiserlichen besetzten zwar einige Gräben und die vorrückenden Truppen sollten an diese Gräben anlehnen, allein durch Mißverstände geschah es, daß die kaiserliche Reiterei in Sümpfe gerieth. Nochmals wurde ein wütender Angriff der Kaiserlichen unternommen, aber die Schweden hatten schon die wichtigsten Positionen inne: die östreichische Armee wurde geworfen und nach einem achtstündigen Kampfe waren die Schweden Meister des Schlachtfeldes. Mit 4000 Todten blieb Götz auf der Wahlstatt. Hatzfeld mußte sich mit 3000 Mann gefangen geben, das ganze Geschütz nebst 77 Fahnen ward eine Beute der Sieger. So ging denn an diesem mordvollen Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers zu Grunde. Dieser wichtige Sieg öffnete den Schweden alle östreichischen Lande. Der Kaiser floh in größter Eile nach Wien. Er schickte auch auf der Stelle seine Familie und alle Kostbarkeiten nach Gräz. Seine Furcht war nicht unbegründet, denn die siegreichen Schweden brachen nun wie eine rauschende Wasserflut in's Land.

Die Trümmer des östreich. Heeres warfen sich in wilder Flucht nach Prag; der erste Schrecken übertraf jenen von Tilly's Niederlage bei Leipzig. Prag ward nur gerettet, weil Torstenson's stolzer Sinn auf Wien gerichtet war.

Nachdem er Brünn eingeschlossen, von allen festen Städten Besitz genommen, stand er acht Tage nach der Schlacht schon an der Donau und bedrohte die Kaiserstadt.

Hatte der Krieg alle deutschen Städte heimgesucht und nur die Residenz verschont, so mußten jetzt die Kanonenschüsse der schwedischen Geschütze die Einwohner Wien's an jene Kugeln erinnern, welche die böhmischen Rebellen vor 27 Jahren in die Kaiserburg warfen.

Torstenson hatte mit dem siebenbürgischen Fürsten Ragoczy Unterhandlungen eingeleitet und hoffte, dieser werde sich jetzt mit ihm verbinden. Aber Ragoczy verlangte, Torstenson sollte für ihn zuerst Ungarn erobern. Bis ihm dieses nicht genügend verbürgt sei, könne er sich nicht von der Stelle wagen. Torstenson hielt es aber für zu gewagt, sich über Wien hinaus zu entfernen. Er brach unverhofft von Wien auf und beschloß, zunächst den in seinem Rücken gelassenen Waffenplatz Brünn zu erobern und dann nach der Donau zurückzukehren. Hätten sich die Franzosen, die jetzt Türenne kommandierte, an der Donau mit den Schweden vereinigt, so wäre wohl das Kaiserhaus besiegt, und der Friede errungen worden. Da dies nicht geschah, sah sich Torstenson auf seine eigene Kraft angewiesen, denn alle seine Vorstellungen an Türenne und an Ragoczy blieben ohne Erfolg.

Wider Erwarten verteidigte sich Brünn auf das Hartnäckigste. Torstenson erschöpfte vier Monate lang die Kraft seiner Truppen. Die Belagerten hofften stündlich auf Entsatz durch den Kaiser, aber dieser sandte ihnen keine Hilfe. Die Verzweiflung erhöhte die Widerstandskraft des Kommandanten. Dieser stand früher in schwed. Diensten und sagte sich, daß er bei der Uebergabe seinen Kopf unzweifelhaft hingeben müsse.

Torstenson sah seine Armee immer mehr zusammenschmelzen. Im Juli hatte er nur noch 10,000 Mann. Voll

Unmut, daß ihm Niemand Hilfe sende, gab er die Belagerung auf. Ueberdies wütete in seinem Heere und in der dortigen Gegend die Pest. Da seine Armee durch Krankheit immer mehr zusammenschmolz, so begnügte er sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen einen Stützpunkt daselbst zu behalten. Er nahm nun seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten.

Somit waren die Einwohner Wien's mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Hierauf behaupteten sich die Schweden in Böhmen und Schlesien. Wenn der Erfolg des Torstenson'schen Feldzugs nicht allen Hoffnungen entsprach, so hatte das Unternehmen für die schwedische Sache doch die bedeutsamsten Folgen: der Kaiser wurde nachgiebiger, Frankreich gefälliger, Dänemark demütiger und Schweden zuversichtlicher.

Von Krankheit geplagt und von seinen Verbündeten nicht unterstützt, trat Torstenson, reich mit Lorbeeren geschmückt, nun in die Stille des Privatlebens zurück. Die Eroberung von Leutmeritz war seine letzte That. Im Dezb. 1645 legte er den Oberbefehl in die Hände des erfahrenen Generals von Wrangel nieder.

Frankreichs Machtstellung im dreißigjähr. Kriege.

Obwohl die Franzosen manchen glücklichen Streifzug nach dem deutschen Lande ausgeführt, war es immer dabei geblieben, daß sie sich für ihre Winterquartiere auf das linke Rheinufer angewiesen sahen. Es waren Landschaften, die völlig ausgesogen, wenig Hülfsquellen darboten, während ihre Gegner Kreise behaupteten, die sich in besserem Zustande befanden: dort in den Winterquartieren pflegten sie sich zu erfrischen und zu ergänzen.

Die Franzosen bemühten sich daher, in jenen Kreisen festen Fuß zu fassen und in Baiern einzudringen. Aber um

so nachdrücklicher setzte sich ihnen Maximilian entgegen. Dieser wußte auch nach Niederlagen seine Armee zu ergänzen und schlagfertig zu erhalten. Feldherren von großer Begabung standen an ihrer Spitze. Längst kannten die Franzosen den einen derselben, Johann von Werth, der ihnen mit rastloser Verwegenheit begegnete; jetzt lernten sie auch den anderen ennen, den Feldmarschall Mercy, von dem sie selbst sagten er handle immer so, als habe er in ihrem Rate gesessen. Die Baiern besaßen offenbar das Uebergewicht. Guebriant, der das weimarisch-französische Heer so lange glücklich zusammengehalten, erlag den Wunden, die er bei Rottweil empfing. Graf Rantzau, sein Nachfolger, wußte sich mit dem Obersten der weimar'schen Armee nicht zu vertragen; er ward später gefangen genommen und gelangte nicht mehr zu erheblichem Einfluß.

Nun setzte der franz. Minister Mazarin den Baiern den General Türenne entgegen. Türenne rechtfertigte die Wahl durch die Sorgfalt, mit der er das beinahe aufgelöste Heer wieder kampffähig hinzustellen verstand. Als aber im Juli 1644 Freiburg von den Baiern angegriffen wurde, war er bei weitem zu schwach, als daß er die Belagerung hätte verhindern können: vor seinen Augen ward die Stadt erobert.

Besser gelangen den Franzosen ihre Angriffe 1645. Es war am 3. August, als Türenne, mit dem schwedisch-hessischen Corps unter Königsmarck vereinigt, bei Allersheim die Baiern um Standhalten zwang. Es kam hier zu einer Schlacht n welcher die Entscheidung lange schwankte. Aber der Herzog von Enghien ließ sich durch keine Hindernisse schrecken. Er führte seine Truppen gegen die feindlichen Schanzen, welche von den Baiern auf das Heldenmütigste verteidigt wurden. Mercy und Johann von Werth warfen zwar die Franzosen zurück, aber Mercy fand in der Schlacht seinen Tod. Der blutige Tag entschied sich endlich zu Gunsten der

Franzosen. Wäre Mercy nicht gleich im Anfang der Schlacht gefallen, so würde dieselbe sicher einen anderen Ausgang genommen haben. Die Franzosen sagten, sie hätten durch den Tod Mercy's mehr gewonnen, als wenn sie ein Kriegsheer zu Grunde gerichtet hätten. Doch auch ihre Schaaren waren so sehr geschwächt, daß Enghien dieselben nach Philippsburg zurückführen mußte, ohne die Früchte des heißen Tages ernten zu können.

Der Rückzug der Franzosen gestattete dem Kaiser, seine ganze Macht nunmehr den Schweden in Böhmen entgegenzustellen. Die schwed. Armee, jetzt von Wrangel befehligt, zählte außer dem fliegenden Corps unter Königsmarck und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen 23,000 Mann. Der Erzherzog hingegen besaß 30,000 Mann. Wrangel hatte die Erfolglosigkeit der Unternehmungen Baner's und Torstenson's, bis Wien vorzudringen eingesehen. Er beschloß Gustav Adolf's Plan wieder aufzunehmen und sich durch Baiern einen Weg in's Oesterreichische zu bahnen. Bei dem gschwächten Zustande seiner Armee glaubte er überdies nur in Verbindung mit den französischen Truppen wirksam auftreten zu können. So verließ er im Frühjahr Böhmen und beorderte die schwedischen Streitkräfte aus Westphalen, sich mit ihm zu vereinigen. Der Erzherzog wünschte so schleunig über Wrangel herzufallen, bevor sich dieser mit den westphäl. Truppen vereinigt hätte. Aber Wrangel entzog sich seinen Absichten, eilte durch Obersachsen bis an die Weser und eroberte Höxter und Paderborn. Von hier marschirte er nach Hessen, um sich mit Türenne zu vereinigen. Bei Wetzlar gelang es ihm, sich mit der westphäl. Armee unter Königsmarck zu vereinigen. Zu seinem Aerger erfuhr jetzt Wrangel, daß Türenne sich nicht mit ihm vereinigen wolle. Der letztere entschuldigte sich mit dem dringenden Bedürfnis, die niederländischen Grenzen des franz. Reichs zu verteidigen.

In Paris war man längst neidisch, daß die Schweden so bedeutende Fortschritte machten, und man hätte es dort gern gesehen, wenn Wrangel zunächst eine gründliche Niederlage erlitten hätte. Mazarin wies daher Türenne an, zunächst die Schweden mit leeren Ausflüchten hinzuhalten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf sein Verlangen nach Vereinigung zu bestehen, auch die Franzosen sich vor einem Ueberfall der kaiserlichen Armee nicht sicher glaubten, so erhielt endlich Türenne die Weisung, sich mit dem schwed. Heere zu vereinigen.

Im August 1646 fand die Vereinigung statt. Man erwartete nun eine große Schlacht.

Aber nicht dahin ging die Absicht der französ.-schwed. Armee. Ihr Vorhaben war vielmehr, den lange beabsichtigten Einbruch in Baiern auszuführen. Wrangel hoffte dadurch dem Kriege eine andere Wendung zu geben. Die baierisch-östreichische Armee stand weit hinter ihm bis an der Lahn. Sie konnte erst nach einem aufreibenden Marsche durch Franken und die Oberpfalz bei ihm eintreffen. Eilfertig marschirte er bis an die Donau, überschritt diesen Strom, sowie den Lech und schlug ein baierisches Corps bei Donauwörth. Türenne hielt sich zu keiner Rücksicht gegen den baierischen Kurfürsten verpflichtet und die Schweden glühten vor Haß gegen den alten, ränkesüchtigen Feind.

Dieser Zug veränderte die ganze Gestalt der Dinge. Ueberall fanden sie bequeme Straßen und Brücken, auch Lebensmittel vollauf. Hierauf eroberten sie Rain, doch widerstand ihnen Augsburg so lange, bis die kaiserlich-baierische Armee ebenfalls am Lech anlangte. Noch wäre es vielleicht möglich gewesen, die Schweden zurückzuwerfen, aber indem sich die Kaiserlichen Schwabens zu versichern suchten, verloren sie den günstigen Augenblick und gaben dem Feind Gelegenheit, sich in Baiern festzusetzen. Jetzt lag Baiern offen

und unverteidigt da. Franzosen und Schweden überschwemmten es wie eine reißende Flut. Das Land ward der Verwüstung preisgegeben. Der Soldat glaubte umsomehr ein Recht zu haben, sich durch Erpressungen in diesem Lande zu restauriren, weil Baiern seit 28 Jahren sich als der erbittertste Feind Schwedens bewährt hatte.

Der Kurfürst von Baiern fällt vom Kaiser ab.

Eine entscheidende Wendung wurde durch den Ueberfall Baierns herbeigeführt. Der Kurfürst, jetzt schwer bedrückt, schien seinem Untergang nahe, wenn es ihm nicht gelang, sich mit den Franzosen zu verständigen. Es bemächtigte sich Trübsinn und Ratlosigkeit des sonst standhaften Maximilian. 28 Jahre hatte er, trotz mancher Versuchungen, die an ihn herangetreten, stets treu zu seinem Kaiser gestanden, jetzt aber schwankte er.

Kaiser Ferdinand der Zweite, als sein Freund und Gespiele zu Ingolstadt, war längst in der Erde gebettet. Mit seinem Tode war eines der stärksten Bande zerrissen, die den Kurfürsten an Oestreichs Interesse gefesselt hatten. Zu dem verstorbenen Kaiser hatte ihn Freundschaft hingezogen: der Sohn war seinem Herzen fremd, und nur das Staatsinteresse konnte die Triebfeder sein, welche ihn mit diesem verband.

Die franz. Arglist war es, welche alle Mittel in Bewegung setzte, den baier. Kurfürsten von der östreich. Allianz abzulocken. Baiern sollte alle Schrecknisse des Krieges erdulden, damit endlich Not und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians besiegen, und der Kaiser sich von dem ersten und letzten seiner Verbündeten verlassen sähe.

Als im J. 1645 die beiden Friedenscongresse zu Münster und Osnabrück versammelt waren, hatte man den Franzosen eröffnet, daß ihnen kein Recht auf die begehrten Bistümer

zustehe. Aber die Franzosen erklärten, daß sie sich die Bistümer nicht nehmen lassen würden: sie traten mit der Forderung hervor, daß, wenn sie die eingenommenen Plätze herausgeben sollten, ihnen das östreichische Elsaß überlassen werden müsse. Ober= und Niederelsaß, sowie die Landvoigtei über die 10 Reichsstädte gehörten damals aber garnicht dem Kaiser Ferdinand, sondern war Eigentum der in Tirol abgezweigten leopoldinischen Linie. Aber das machte den Franzosen keine Scrupel. Sie erachteten das Haus Oestreich für solidarisch und sagten, der Kaiser müsse sich ihnen fügen. Eben hierbei geschah es nun, daß die Franzosen an ihren erbitterten Gegner Maximilian einen Fürsprecher für ihre Unterhandlungen fanden. Im letzten Jahre hatten die Schweden gegen die Oestreicher bedeutende Erfolge erzielt, und der Kaiser mußte ihnen und ihren deutschen Bundesgenossen große Zugeständnisse machen. Alle die geistlichen Stifter, auf deren Herstellung man 15 Jahre früher die Katholisirung von Norddeutschland hatte gründen wollen, wurden dazu bestimmt, Bestandteile der protest. Territorien zu werden. In diesem Wachstum der protest. Macht sah aber Maximilian eine Gefahr für sich selbst: um sich vor derselben zu sichern, bedurfte er eines Rückhaltes: er sah sich veranlaßt, denjenigen Feinden näher zu treten, mit denen er viele Jahre am hartnäckigsten gekämpft. Die Franzosen versprachen ihm, ihn in seiner kurfürstlichen Würde zu schützen er dagegen sagte zu, ihre Ansprüche auf Elsaß zu unterstützen. Vor allem aber wurden sie durch das gemeinschaftliche katholische Interesse mit einander verbunden. Die Franzosen wünschten einen vierten katholischen Kurfürsten im Reiche zu haben, und Maximilian hielt es für unerläßlich, daß das Elsaß in den Händen einer katholischen Macht sei. Hierdurch glaubten sie das Gleichgewicht der Religionen im Reiche zu erhalten. Maximilian verwandte sich nun auf das eifrigste

für die Annahme der franz. Vorschläge. Zunächst drohte er dem Kaiser, ihn zu verlassen, infolgedessen das Reich in zwei Hälften zerfallen werde: eine protest. unter den Schweden und eine katholische unter den Franzosen, ohne alle Autorität der kaiserlichen Krone. Seine Vorstellungen wurden durch die überaus mißliche Lage des Kaisers unterstützt.

Anfänglich hielt es Maximilian weder für weise, sich von dem Kaiser zu trennen, noch fand er dies mit seiner Ehre vereinbar. Er war über die Gewaltthätigkeiten, welche die franz. Truppen in dem Gebiete seines Bruders, des Kurfürsten von Köln, ausübten, ohnehin aufgebracht.

Es wurde ihm überaus schwer, sich von dem Kaiser zu trennen. Hätte er einen anderen Ausweg gefunden, so würde er eine Verbindung mit den Franzosen vermieden haben. Aber um sein Land vor dem Untergange zu retten, entschloß er sich mit schwerem Herzen und nachdem alle Unterhandlungen gescheitert, dem Kaiser den Rücken zu kehren.

Nunmehr hatten Brandenburg und Sachsen die Neutralität erwählt, Dänemark war durch seinen Frieden mit Schweden vom Kriegsschauplatze zurückgetreten; den Spaniern untersagte der franz. Krieg jeden Anteil an den deutschen Kämpfen und Polen hatte einen langen Waffenstillstand geschlossen. Trat nun noch Baiern von dem östreich. Bündnis zurück, so hatte der Kaiser im ganzen deutschen Reiche keinen Verfechter seiner Sache, und hülflos war er der Willkür seiner Feinde hingegeben.

Ferdinand erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und ließ kein Mittel unversucht, sie abzuwenden. Aber von franz. Seite wurde dem Kurfürsten eingeflüstert, daß nur die Spanier es wären, welche seinen Wünschen widerstrebten. Der Kurfürst aber haßte die Spanier und konnte es ihnen nie vergeben, daß sie ihm bei seiner Bewerbung um die pfälzische Kur entgegen gewesen waren. Und zum Gefallen dieser feind-

seligen Macht sollte er jahrelang das Blut seines Volkes geopfert, seine Lande verwüstet, sich selbst zu Grunde gerichtet sehen! Jetzt, da er durch eine Aussöhnung mit Frankreich sich aus allen Bedrängnissen befreien, seinem Volke den heißersehnten Frieden bringen, und hierdurch vielleicht die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens beschleunigen konnte, sollte er zögern! Das Hemde erschien ihm näher als der Rock: die Drangsal seines Landes ging ihn näher an, als der Wunsch des Kaisers. Er glaubte für den Kaiser genug gethan zu haben und sagte sich von ihm los.

Am 14. März kam der Waffenstillstand zwischen ihm und Frankreich zu Stande. Diesem Vertrage schlossen sich auch Köln und Hessenkassel an. Maximilian mußte den Schweden ihre Quartiere in Schwaben und Franken belassen; er war zufrieden, die seinigen auf Baiern und auf die pfälzischen Lande ausdehnen zu können. Später verließen die Franzosen und die Schweden die baierischen Lande. Frankreich, von jeher neidisch auf die Schweden, mißgönnte ihnen ihre Erfolge und berief seinen General Türenne zurück. Der tapfere Wrangel stand nun wieder verlassen da. Die Franzosen begaben sich nach Würtemberg, Wrangel marschierte nach Oberschwaben in die Nähe des Bodensees. Aber er behielt die benachbarten festen Plätze Heilbronn und Memmingen und die Donauübergänge von Ulm bis Donauwörth in seinem Besitz.

Wrangel's weitere Feldzüge.

Das Ziel der franz. Staatskunst, den Kaiser Ferdinand allen Beistandes der Liga und Maximilian's zu berauben, war nun erreicht.

Man wollte jetzt mit dem Schwerte in der Hand dem Kaiser den Frieden diktieren. Eine Armee von kaum 12,000 Mann war alles, was dem sonst mächtigen Ferdinand noch zur

Verfügung stand. Baiern's Abfall war es besonders, den der kaiserl. Hof nicht verschmerzen konnte. Von Baiern hatte man Truppen, tüchtige Generale und Geld empfangen: dieser schwere Verlust machte sich jetzt doppelt fühlbar.

Ueber den Abfall Baierns entrüstet, ging man am Wiener Hof mit der Absicht um, die baierische Armee ihrem Kurfürsten durch Bestechungen abwendig zu machen. Man wußte in Wien, daß viele baierische Offiziere den Schritt Maximilians nicht gebilligt hatten und daß ihnen nichts so unlieb war, als ihre gegenwärtige Unthätigkeit. An der Spitze dieser Mißvergnügten stand der sonst ehrenhafte und tapfere Johann von Werth. Aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf dieser ein Komplott. Er wollte die ganze Armee dem Kurfürsten abtrünnig machen und dem Kaiser zuführen. Ferdinand errötete nicht, diese Verräterei gegen den treuesten Freund und Alliirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die kurfürstlichen Truppen förmliche Abberufungsschreiben ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seien, die der Kurfürst blos in kaiserlichem Namen befehligt habe. In Paris wußte man von diesem Komplott und da man den deutschen Kaiser deshalb nicht fallen lassen wollte, damit nur die Schweden nicht zu mächtig würden, so setzte man diesen geheimen Intriguen keinen Widerstand entgegen.

Maximilian entdeckte die angesponnene Verräterei noch zeitig genug, um durch schnelle Anstalten der Ausführung derselben zuvorzukommen. Der unwürdige Schritt des Kaisers mußte Erbitterung und Verstimmung in ihm hervorrufen. Maximilian hielt denn auch mit seinen Vorwürfen gegen Ferdinand nicht zurück. Aber der Kurfürst war doch ein zu schlauer Staatsmann, um nicht da, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Ueberdies neigte er schon damals zu Oestreich hin, als seine beschwerlichen Gäste seine Lande verlassen hatten.

Er hatte von dem Waffenstillstand mit Frankreich keine Vorteile geerntet.

Die Franzosen und Schweden hatten sich zwar aus seinen Landen zurückgezogen, aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszusaugen, wenn er sich nicht entschließen wollte, sie ganz und gar abzudanken, und in dieser Zeit des Faustrechts unbesonnen sein Schwert und Schild wegzulegen. Je länger sich Maximilian vom Kaiser fern hielt, um so mehr verschlechterten sich seine Verhältnisse. Als selbstständige Macht konnte er nicht auftreten; er bedurfte durchaus eines Alliirten. Schon während des Sommers 1647 gereute dem Kurfürsten der eingegangene Handel mit Frankreich. Es stieg die Besorgnis in ihm auf, der Kaiser möge ihm bei der Restituirung des pfälzischen Hauses die Lande nebst der Kurwürde wieder abnehmen. So entschloß er sich denn, den Waffenstillstand an Frankreich wieder aufzukündigen. In dem Passauer Vertrage vom 2. Septbr. 1647 verständigten sich der Kurfürst und der Kaiser. Ferdinand garantirte dem Kurfürsten den Besitz der Kurwürde und der pfälzischen Lande, wogegen Maximilian seine Schaaren wieder zu den Kaiserlichen stoßen ließ.

Des Kaisers Lage war eine trostlose. Seine Armee bestand aus höchstens 14,000 Mann. Seine besten Generale hatte der lange Krieg dahingerafft. Auch Gallas hatte vor Kurzem den Tod gefunden. Ferdinand war jetzt so arm an tüchtigen Feldherren, daß er den Oberbefehl über sein letztes Heer einem Protestanten, dem hessischen Ueberläufer Melander von Holzapfel, übertragen mußte. Fast planlos zog dieser dem schwed. General Wrangel bis in Niedersachsen nach. Bei dem gleichfalls traurigen Zustande, in welchem sich die schwedischen Truppen befanden, hätte er diesen wohl eine vernichtende Schlacht liefern können. Aber Melander hielt sich

so lange mit der Verwüstung Hessens auf, bis Wrangel sich verstärkt hatte. Nachdem Wrangel Schweinfurt erobert und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt, beschloß er, nach Böhmen vorzudringen. Er belagerte Eger und erwartete hier das Eintreffen der kaiserlichen Armee.

Um diese wichtige Festung zu entsetzen, ließ der Kaiser seine Armee in Eilmärschen aufbrechen. Er selbst befand sich bei derselben. Der Marsch verzögerte sich ungemein, und bevor die Armee anlangte, war Eger schon verloren.

Nun standen sich beide Armeen in Schlachtordnung ganz nahe gegenüber, nur die aufgeworfenen Werke schieden sie von einander. Mit Spannung erwartete man eine entscheidende Schlacht. Aber die Kaiserlichen begnügten sich mit unbedeutenden Plänkeleien, die zwar von den Schweden durch einen Angriff, wobei der Kaiser beinahe in Gefangenschaft geraten wäre, erwidert wurden, aber einen Erfolg hatten diese Unternehmungen nicht. Bald drückte beide Armeen der Mangel. Keiner wollte den entscheidenden Schritt wagen; sie sahen sich daher gezwungen, jene Gegend, die ihnen keinen Unterhalt gewährte, zu verlassen.

Je mehr man der Beendigung des Krieges sich näherte, um so mehr wurden die einzelnen Mächte gegeneinander mißtrauisch. Wie die Franzosen das Emporkommen der Schweden zu verhindern strebten, ebenso wollte auch der Kurfürst von Baiern den deutschen Kaiser nicht zu mächtig werden lassen. Durch einseitige Machtentwickelung konnte der längst ersehnte Frieden verzögert werden. Die Aufhebung des Gleichgewichts unter den einzelnen Kronen konnte plötzlich das Werk vieler Jahre, die teuere Frucht der schwierigsten Unterhandlungen zerstören, und die in Aussicht stehende Ruhe des ganzen Europa von neuem in Frage stellen. Nur durch dieses Mißtrauen Maximilians gegen den Kaiser erklärt es sich, daß der baierische Feldherr Graf Gronsfeld so wenig

entscheidende Thaten vollführte. Allerdings war der Kurfürst seiner eigenen Existenz wegen den größten Gefahren von französischer Seite blosgestellt. Er hatte nicht blos die schwedische Armee im Auge zu behalten, noch viel mehr mußte er die Repressalien Frankreichs fürchten. Man hatte ihm von Paris gedroht: die ganze Macht Türennes werde man gegen ihn senden, wenn er seinen Truppen gestatten würde, die Weser zu überschreiten.

Das letzte Kriegsjahr 1648.

Das Jahr 1648 begann mit einem gewaltigen Sturm, der das ganze nördliche Deutschland heimsuchte und unsäglichen Schaden anrichtete. Nach dem Sturm folgte die Pest. Es war ein ungemein strenger Winter. An dem fest zugefrorenen Rheinstrom lag die Armee Türennes in ihren Winterquartieren. Frankreich hatte den wiederholten Bitten Wrangels nicht entsprochen: eine Vereinigung mit den Schweden war nicht gebilligt worden. Den schwedischen Feldherrn hatte dies verstimmt und erbittert. Er wußte, daß es nur noch einer vereinten Kraftanstrengung bedurfte, um die kaiserliche Macht zu Boden zu werfen. Von der alten Weimarschen Armee befanden sich noch mehrere Regimenter unter den franz. Fahnen. Während des Winters wußte Wrangel mit diesen Truppen im Geheimen Unterhandlungen anzuknüpfen. Durch Versprechungen auf hohen Sold und Aussicht auf gutes Avancement gelang es ihm, diese Truppen nach und nach zu sich herüberzuziehen. Erst hierdurch wurden die Franzosen bewogen, ihrem General Türenne Befehl zu geben, sich nunmehr mit den Schweden zu vereinigen. Diese Vereinigung fand am 23. März 1648 statt.

Wrangel faßte jetzt den Entschluß, dem Kurfürsten von Baiern noch einmal seinen starken Arm recht empfindlich fühlen zu lassen. Beide Feldherren brachen jetzt als Rächer

der gebrochenen Treue grausamer als das erste Mal in Baiern ein. Sie trieben Melander bis an die Donau vor sich her, versahen die schwer bedrängte Besatzung von Eger, das von den Kaiserlichen belagert ward, mit Lebensmitteln und bezogen am 17. Mai bei Zusmarshausen ein Lager. Hier stellte sich ihnen unter Melander die kaiserlich baierische Armee entgegen. Am 29. Mai kam es zu einer Schlacht, der letzten des langen Krieges, in welcher Melander fiel und die Kaiserlichen eine schwere Niederlage erlitten. Der Kurfürst flüchtete nach Salzburg. Es waren keine Truppen vorhanden, die den nach Oestreich vordringenden Feinden in den Weg gestellt werden konnten. Seinen Sieg verfolgend, überschritt Wrangel bei Rain den Lech und brachte alle Schrecken des Verwüstungskrieges über Baiern. Maximilian suchte in Salzburg Schutz, während die Schweden über die Isar setzten und bis an den Inn vordrangen.

Im ganzen Kriege war der Schrecken der kath. Partei kaum größer gewesen als jetzt. Die Schweden hielten das Land besetzt und kein kaiserl. General war vorhanden, den man einem Türenne, Wrangel oder Königsmarck gegenüber stellen durfte.

Um den Verwüstungen der Schweden Einhalt zu thun, hatte der Kaiser den General Piccolomini aus den Niederlanden herbeigerufen. Dieser sollte den schwachen Rest der österr. Truppen zum Siege führen. Das war aber eine Aufgabe, die nicht zu lösen war. Wohl zogen die Schweden ab, aber nicht aus Furcht vor den anrückenden Kaiserlichen, sondern weil es an dem nötigen Unterhalt zu fehlen begann. Durch rücksichtslose Härte hatten sich die Schweden ihren Aufenthalt in Baiern selbst unmöglich gemacht. Mangel und Krankheiten nötigten sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen.

Schon im Winter hatte der tapfere Königsmarck sich

mit seinem fliegenden Corps durch die Mark nach Böhmen begeben. Sein Unterfeldherr war mit seiner Armee von Domnitz nach Frankfurt an der Oder gekommen. Obwohl der Kurfürst längst mit Schweden Waffenstillstand geschlossen, behandelten die Truppen die von ihnen berührten Gebiete gleich einem feindlichen Lande. Hierüber berichtet Heinsius: „Der Stab dieser Truppe lag in Lossow, der Troß, der sehr groß war, hatte sich in der Gubener Vorstadt einquartiert. Die Truppen lagen in den benachbarten Dörfern. Die Kerle haben gestohlen, geschlachtet und gemordet, gesengt und gebrannt, was ihnen vorgekommen ist. Kein Vieh blieb leben. Alle Weinfässer und Pressen wurden roherweise zu Wachtfeuern verbrannt. Das Eigentum ist gleich nichts geachtet worden. Von der Stadt sind ihnen 500 Pfund Brot, 14 Fässer Bier, eine Menge Speck und Viktualien hinausgebracht worden. Man mußte es ihnen, da sie eben zum Abmarsche kommandiert wurden, bis zur Stadt Fürstenberg nachfahren, denn sie selbst hatten sich mit den gestohlenen Sachen so überbürdet, daß sie nicht mehr mit fortbringen konnten. Sie zogen hinauf gen Breslau."

Um sich einen Begriff von dem Verfall der Stadt Frankfurt zu machen, sei hier angeführt, daß nach einer damaligen Zählung nur 2,366 Personen in der Stadt angetroffen wurden. Man sollte fast glauben, daß hierbei ein Irrtum obwalte, allein die Zahl der Bewohner ist bei jedem Hause angegeben. Es werden im Durchschnitt nur 4, selten 6, eine Menge Häuser aber mit 1 oder 2 Bewohnern aufgeführt. Vor dem Kriege hatte die Stadt 14,000 Einwohner. Es war ein jammervoller Zustand, den die durchziehenden Truppen hier vorfanden und durch ihre unbarmherzige Härte noch erhöhten. Was war aus der blühenden Stadt, aus den reichen und wohlhabenden Familien geworden? Verödet fanden die Schweden die Straßen, menschenleer die

Häuser. Wüste und verwildert lagen Frankfurts Weinberge und Felder, Aus allen Fenstern schaute man die Not, auf allen Plätzen begegnete man der Armut und dem Stumpfsinn. Die Schweden wollten garnicht in der Stadt bleiben, sie nahmen ihr Quartier lieber auf den umliegenden Dörfern. Nur der gefährliche Troß quartierte sich in den Vorstädten ein.

Welchen traurigen Anblick aber diese benachbarten, zum Teil ganz zerstörten und in Trümmern liegenden Dörfer gewährten, kann man aus den Heinsius'schen Angaben entnehmen. Der Prediger Lange hatte das Dorf Biegen deshalb verlassen, weil es ganz wüste und menschenleer geworden war. Nach dem Friedensschluß fanden sich einige Familien ein und nach vielen Jahren wurde die Predigerstelle durch einen ehemaligen Fleischergesellen besetzt, weil dieser den Katechismus konnte. In Treplin waren alle Einwohner bis auf zwei ausgestorben. Als der neue Prediger Schumann im Jahre 1641 sein Pfarramt in Döbberin und Niederjesar antrat, fand er im erstgenannten Orte nur fünf Personen und im zweiten nur 2 Frauen. Die übrigen Einwohner waren umgekommen oder entflohen. Ein im Jahre 1634 nach Falkenhagen berufener Prediger konnte erst 1650 in sein Amt eingeführt werden wegen der Verödung des Ortes. In der Stadt Müllrose grassirte die Pest so sehr, daß die meisten Häuser leer standen. Die verwaisten Kinder lebten von den Almosen Derer, welche auch eher die Sonne als das Brot im Hause hatten. 1648 waren in Sachsendorf nur 3 und in Jacobsdorf nur 7 Personen. Ueberall waren die Aecker unbestellt. Rinder, Pferde, Schafe waren nicht vorhanden. Von Schulen in den Dörfern war keine Rede. Es war fast eine Menschengeneration über diesem Kriege untergegangen und eine neue entstanden, die das Wort Frieden nur dem Namen nach kannte. Väter erzählten ihren

Kindern von dieser ihnen unbekannten bessern Zeit, wo man gute alte Thaler gehabt, das Brot noch weiß und groß gebacken und die Heerde ohne Angst auf die Weide getrieben habe. Es war ein fürchterlicher Aderlaß, welchen Deutschland mit diesem Kriege sich geschlagen hatte. Zwei Dritteile seiner Bevölkerung sind weniger durch Schlachten als durch Seuche, Hungersnot, Marter und Verzweiflung untergegangen. Viele längst vergessene Namen bezeichnen jetzt nur noch den Ort, wo einst blühende Dörfer standen. Nur als „wüste Marken“ haben sie sich dem Namen nach erhalten. Menschen zu Handdienst und Ackerbau waren nicht zu haben, da alles streitbare Volk in den Heeren steckte. In Dresden soll nur der 15. Hausvater, in Schmiedeberg nur 1 Ehepaar übrig geblieben sein. Die Frau des in Wahrenbrück verstorbenen Geistlichen war die letzte im Ort, um ihrem Mann das Grab zu graben. In Ohlau war 1 Bürger übrig.

Alle Schrecken des Verwüstungskrieges brachte auch Königsmarck über die geängstigten Lande. Er beabsichtigte, sich der Stadt Prag zu bemächtigen. Wo der Krieg begonnen hatte, sollte er auch enden: im Herzen Böhmens, in Prag. Während Türenne sich der östreich. Grenze näherte, Wrangel die Landbevölkerung in Oberöstreich zum Aufstande mahnte und der schwed. Thronfolger, Karl Gustav von der Pfalz, in Schlesien bereit stand, wagte der kühne Königsmarck das großartige Unternehmen auf die böhmische Hauptstadt. Ein verabschiedeter kais. Rittmeister, Ottowalski v. Streitberg, der im östreich. Dienst zum Krüppel geschossen und dann ohne Pension entlassen ward, bot sich dem Grafen Königsmarck als Verräther an. Er hatte genaue Ortskenntnis und entdeckte den Schweden die wichtigsten Zugänge zu der Stadt. Königsmarck führte den Ueberfall glücklich aus und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Aktion beschlossen zu haben. Am 26. Juli be=

mächtigte sich Königsmarck in der Nacht der Prager Vorstadt. Der königliche Schatz von mehreren Millionen fiel hierbei in seine Hände. Nicht mehr als einen Toten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich auch die Unentschlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, die durch die Moldau getrennt war, vermochten die Schweden nicht in ihre Gewalt zu bekommen. Alle Versuche scheiterten an der Tapferkeit der Bürgerschaft. Auch der schwed. Thronfolger Karl Gustav, der mit frischen Truppen herbeigeeilt war, vermochte den Sieg nicht zu erringen. Nunmehr wurde auch Wrangel beordert, dem Grafen Königsmarck zu Hülfe zu ziehen. Ehe dieser jedoch eintraf, erschien am 3. Novbr. ein kaiserl. Entsetzungscorps von 8000 Mann. Nun mußten die Schweden grollend abziehen, die früh hereinbrechende Kälte nötigte sie, ihre Winterquartiere aufzusuchen.

Ihrem Abzuge folgte auf dem Fuße der Friedenseilbote aus Münster. Mitte Novbr. empfingen sie die Botschaft des zu Osnabrück und Münster am 24. Oktober unterzeichneten Friedens. Diese Nachricht machte dem 30jährigen Waffengetöse ein Ende, und brachte den schwergeprüften Völkern den heißersehnten Frieden.

Der westphälische Friede.

Durch den westphälischen Frieden wurde ein neues politisches System begründet. Er bildete die Grundlage aller nachfolgenden Friedensschlüsse. Die Städte Münster und Osnabrück waren zu den Orten ausersehen, wo die Gesandten den längst ersehnten Frieden unterhandeln sollten. 1643 nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang und zwar mit den Katholiken zu Münster, mit den Protestanten zu Osnabrück. Außerordentliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, indem jeder Teil nur gewinnen, keiner verlieren wollte, und mehr als einmal drohten die Verhandlungen sich wieder zu

zerschlagen. Während die Gesandten durch Ueberlistungen und Täuschungen aller Art die Verhältnisse auf das äußerste verwickelten, kämpften die Heere weiter, und die Niederlagen hemmten oder förderten die Unterhandlungen. Dieselben wurden absichtlich in die Länge gezogen, weil die kriegführenden Mächte von einem Tage zum andern hofften, daß das Glück der Waffen sich zu ihrem Vorteile wenden würde, so daß alsdann ihre Gesandten mit größeren Forderungen auftreten könnten.

Der Kaiser wünschte, daß die Interessen der deutschen Reichsfürsten, Stände und Städte durch seine Gesandten wahrgenommen würden. Allein Frankreich und Schweden verlangten durchaus die Zulassung der Abgeordneten der deutschen Fürsten und Reichsstände, damit auch diese Gelegenheit hätten, unter dem Schutze der fremden Mächte die „deutsche Freiheit“ wieder herzustellen, welche durch den Kaiser gefährdet sei.“ Der Kaiser war darüber aufgebracht, er wollte es nicht zugeben. Es verging wieder ein Jahr. Endlich gab Ferdinand nach, er willigte in die Beschickung des Congresses durch die Stände.

Die Verhandlungen kamen nicht von der Stelle. Der päpstliche Nuntius erklärte zuletzt: „Er wisse, daß der Kaiser eine wahre Neigung zum Frieden verspüre, die Franzosen hingegen gingen mit lauter Verstellungen um, und suchten nur mit Feuer und Schwert den Frieden zu erzwingen. Woferne dieselben noch mehr nutzlose Einwendungen machen, würde er unverrichteter Sache davon ziehen.“

Der Ernst des päpstlichen Gesandten war es, der endlich dem vielköpfigen Congreß den einheitlichen Geist einhauchte. Fabio Chigi bemühte sich, der Kirche und der Welt den Frieden zu geben. Seine Seele war lauter und er ließ sich zu keiner Unbilligkeit verleiten. Von Eitelkeit war er frei wie von Eigennutz. Als er 1655 zum Papst erwählt

wurde, nahm er durchaus keine Geschenke an; er blieb demütig und liebte es, sich viel mit dem Tode zu beschäftigen. Auf seiner Tafel stand mitten unter den Speisen stets ein Totenkopf. Ein Sarg hatte seinen Platz unter seinem Bette. Dabei war sein auf das Ewige gerichteter Sinn frei von allem Zwang der kath. Kirchenlehre. Er verhehlte die Wahrheit des evangelischen Glaubens nicht, war duldsam gegen die Protestanten und hatte seine Neigung für diesen Glauben erkennbar durchblicken lassen.

Ohne einen solchen Mittler wäre zwischen dem Stolz der Spanier, der Rechthaberei der Kaiserlichen und der schlüpfrigen Politik der Franzosen keine Annäherung erreicht worden, zumal da die letzteren geflissentlich bemüht waren, Zwietracht zu säen und die Verhandlungen zu erschweren.

Nach vielen unwürdigen Streitigkeiten wurden am 11. Juni 1645 endlich die Verhandlungen eröffnet. Die fremden Mächte hatten stets behauptet, daß sie nur zur Beilegung der konfessionellen Zerwürfnisse zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten Deutschland mit Krieg überzogen hätten. Mit Recht erwartete man nun, daß mit der Wiederherstellung des Reiches und der Festsetzung des Verhältnisses der Protestanten zu den Katholiken der Anfang gemacht werden würde. Allein vergebens sprachen die deutschen Gesandten dieses Verlangen aus. Schweden und Frankreich verlangten zuerst die Entschädigung für ihre Aufopferung und Anstrengungen bestimmt zu sehen. Selbstverständlich mußten die protest. Fürsten zu der Besorgnis gelangen, es käme den großen Mächten nur darauf an, ihre Wünsche erfüllt zu sehen und nach erhaltener Befriedigung sich dann zurückzuziehen, um sie im Stiche zu lassen, dem Kaiser und den Katholiken zum Raube.

Den Bemühungen des Kurfürsten von Baiern war es zu danken, daß sich's die Protestanten gefallen ließen, die Entschädigungssache der Franzosen zuerst vorzunehmen.

Die franz. Forderungen bestanden, außer der völligen Hoheit über die Bistümer Metz, Toul und Verdun, in dem ganzen Elsaß, dem Sundgau und Breisgau, der Festung Breisach, den vier Waldstädten in Schwaben und dem Besatzungsrecht in Philippsburg. Was die Franzosen beanspruchten, war fast durchgehends östreichisches Eigentum und schien um so kostbarer, da es zu der Vormauer des Reiches gegen diese räuberischen Nachbarn gehörte. Lange zauderte der Kaiser, und nur auf Baierns heftiges Drängen gab er nach. Abgerungen wurden ihnen nur die Waldstädte und das Breisgau, und als eine geringe Entschädigung des Erzherzogs Ferdinand Karl, bisherigen Herrn des Elsoß, die Summe von drei Millionen Livres. Auch wurde es dem Könige von Frankreich zur Pflicht gemacht, die Reichstädte, sowie die übrigen unmittelbaren Stände des Elsaß in ihrer bisherigen Freiheit und in ihrem Verhältnisse zum deutschen Reiche zu belassen.

Der Kaiser war mit diesen Forderungen sehr unzufrieden. Er sandte noch einen Bevollmächtigten zu den Friedensunterhandlungen ab. Es war dies der Graf von Trautmannsdorf.

Mit Spannung erwartete man in der Friedensversammlung die Ankunft Trautmannsdorf's. Plötzlich erschien er. Er hatte keinen feierlichen Einzug gehalten, um nicht in die Zänkereien wegen streitigen Ranges zu geraten.

Den Eindruck, welchen Trautmannsdorf machte, war ein nicht gerade angenehmer. Mager und sehr lang, nicht wohl gebildet, mit tiefliegenden Augen, aufgezogener Nase, und das Gesicht beschattet von einer abscheulichen Perrücke, erregte er zuerst die Empfindung des Lächerlichen. Aber sein natürlicher Ernst, in Verbindung mit seinem 62jährigen Alter, sowie sein sicheres, würdiges Auftreten ließen dieses Gefühl nicht lange aufkommen.

Wenn er sprach, so wurde es lautlos still und man be-

wunderte sein scharfes Urteil und seine Ueberzeugungskraft. Hatte er eine Arbeit begonnen, so trieb er sie mit unablässigem Bemühen. Den einmal gewonnenen Punkt der Vereinigung verlor er nicht mehr aus dem Auge. Wenn sich Rangstreitigkeiten breit machten, so beachtete er dieselben nicht. Er war redlich und offen. Die Gesandten der deutschen Staaten faßten bald zu ihm Vertrauen und auch die französischen Bevollmächtigten sprachen es offen aus, daß nach seiner Ankunft der Friede zu Stande kommen werde.

Die von Frankreich aufgestellten Forderungen bewiesen, daß sie weit mehr als die schwedischen das deutsche Reich beeinträchtigen würden. Ueberdies war jede Vergrößerung der franz. Macht dem kaiserl. Hofe viel gefährlicher, als ein Emporkommen Schwedens. Auch hoffte der protest. Teil Deutschlands an Schweden einen Rückhalt zu haben, man traute dieser evangelischen Macht lautere Absichten zu, als dem katholischen Frankreich. Mit Schweden hoffte Trautmannsdorf die evangelischen und auch die katholischen Reichsstände zum Kaiser hinüberzuziehen, während der Gunst Frankreichs bei weitem nicht alle katholischen, geschweige der protestantischen gefolgt wären.

Mit solchen Gedanken erfüllt, eilte der Botschafter von Münster nach Osnabrück und offenbarte den Schweden eine Freimütigkeit, die ihm die Sympathien derselben erwarb. Er sagte ihnen, daß Oestreich die Schweden nicht für notwendige Feinde halte, wie die Franzosen.

In gereizter Stimmung sollten sich nun die Reichsstände über die Forderungen von Frankreich und Schweden erklären. Allein sie wußten nicht, bei welchem Gegenstand sie beginnen sollten. Gern hätten sie ihre Fehde mit dem Kaiser zuerst ausgeglichen und ihre Lage im Reich festgegründet. Allein die Ausländer kannten zu gut die Furchtbarkeit des einträchtigen Germaniens und waren weit entfernt,

eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und den Ständen früher zuzugeben, bis sie ihre Entschädigungen erlangt hatten.

Trautmannsdorf hatte vom Kaiser die Vollmacht, bezüglich der Religionsfrage ziemlich weit zu gehen. Ferdinand hatte längst erkannt, daß er den exklusiv-katholischen Standpunkt nicht behaupten könne. Trautmannsdorf ermahnte die Parteien zur Versönlichkeit und stellte ihnen die Notwendigkeit des Zusammenhaltens vor. Den Franzosen bot er zuerst die drei lothringischen Bistümer, die sie zwar schon besaßen, aber unter der Hoheit des Reiches. Allein die Franzosen bestanden darauf, noch den ganzen Elsaß und die erwähnten Besitzungen in ihre Hände zu bekommen.

Frankreich hatte unter den deutschen Fürsten seine guten Freunde. Würtemberg, Baden-Durlach, vor allem den Kurfürsten von Baiern. Jetzt versprach es ihm Vergrößerung eines Gebietes, wenn es die franz. Ansprüche unterstützen wolle. Baiern bot daher seinen ganzen Einfluß auf, um den Kaiser zu bereden, das Elsaß zu opfern. Und als Frankreich dieses hatte, setzte es auch seine anderen Forderungen mit Breisach und Philippsburg durch. Schon im Mai 1646 war man darüber in's Reine gekommen. Es wurde auch noch von Seiten des Reichs zugegeben, daß von Basel bis Philippsburg keine neue Festungswerke angelegt werden sollten.

Nicht so leicht wurde es Schweden, seine Forderungen durchzusetzen. Sie ließen Schlesien fallen und auch von Pommern bestanden sie zuletzt nur auf Vorpommern und auf Stettin. Für das Uebrige wollten sie sich durch eine Geldsumme abfinden lassen. Der Kurfürst von Brandenburg beharrte aber so fest dabei, Stettin müsse ihm übergeben werden, daß hier die Schwierigkeiten unauflöslich zu werden schienen. Der Kaiser ließ dem Kurfürsten endlich fragen, ob er verlange, daß das ganze Reich um seinetwillen im Kriege verbleiben solle.

Um Pommern zu gewinnen, bot Friedrich Wilhelm dem Grafen Trautmannsdorf 100,000 Thlr. an, wenn es ihm gelänge, seinen gewaltigen Einfluß dahin geltend zu machen. Aber dieser lehnte die Belohnung ab. Dennoch erkannte er s als gerechtfertigt an, dem Kurfürsten für den Verlust von Vorpommern und Stettin eine Entschädigung an geistlichen Gütern zuzuwenden. Trautmannsdorf glaubte sein Ziel am schnellsten zu erreichen, wenn er dem Kurfürsten einige Bistümer überwies. Es lag ihm daran, Friedrich Wilhelm dem Kaiser geneigt zu erhalten, weil er die großen Eigenschaften des brandenburgischen Fürsten wohl erkannte. Zu dem Ende wurden das Erzbistum Magdeburg und die drei Bistümer Halberstadt, Minden und Camin säkularisiert und dem Kurfürsten als Erbfürstentümer überlassen. Magdeburg verblieb jedoch dem sächsischen Prinzen August, so lange er lebte, und vier Aemter des Erzbistums kamen gänzlich an Kursachsen. Dagegen machten die Schweden eine ungeheure Geldforderung von der man ihnen nach langem Handeln 5 Millionen Thale r zugestand.

Mecklenburg erhielt, wegen des abgetretenen Wismar, die Bistümer Schwerin und Ratzeburg. Außerdem wurde es mit Johannitercommenden entschädigt.

Dem Hause Braunschweig-Lüneburg wurde die Succession im Bistum Osnabrück alternierend mit einem jüngeren Prinzen aus dem Hause Hannover zugesichert, sowie die Klöster Walkenried und Groningen überlassen.

Die Entschädigung der Landgräfin Amalie von Hessen-Kassel verursachte größere Schwierigkeiten. Sie erhielt die gefürstete Abtei Hersfeld und die Aemter Schauenburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen, außerdem eine Summe von 600,000 Thalern. Die kluge und schöne Landgräfin konnte hiermit zufrieden sein, da sie nicht das geringste ab-

getreten hatte und auch gar keine Ansprüche zu machen berechtigt war.

Der Sohn des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz trat gleichfalls mit seinen Ansprüchen hervor. Die Protestanten wollten den geächteten Sohn in einen Teil der väterlichen Besitzungen wieder eingesetzt sehen. Aber Karl Ludwig verlangte auch die Kurwürde zurück, welche längst an Maximilian von Baiern vergeben war. Er mußte sich zuletzt mit der Unterpfalz begnügen, und für ihn und seine Nachkommen wurde eine neue, die achte Kurwürde errichtet.

Die pfälzische Kur mit der Oberpfalz blieben bei Baiern, ebenso die Grafschaft Cham, dagegen entsagte Maximilian für sich und seine Erben der Schuldforderung von 13 Mill. und allen Ansprüchen auf Oberöstreich.

Den Schweizern wurde ihre der That nach schon längst bestehende Unabhängigkeit vom deutschen Reiche bestätigt.

Die Unabhängigkeit der Niederlande, mit denen König Philipp am 30. Jan. 1648 ebenfalls zu Münster Frieden schloß, wurde stillschweigend anerkannt.

Neben der Schlichtung dieser politischen Streitigkeiten verursachte die Beilegung der religiösen Zerwürfnisse die größten Schwierigkeiten. Der geistliche Vorbehalt und das Recht der Landesfürsten, in ihren Gebieten den Religionszustand zu bestimmen, waren Gegenstände, über welche die Parteien ihre Ansichten mit der größten Hartnäckigkeit behaupteten. Trautmannsdorf ermahnte die Katholiken lange vergebens zur Nachgiebigkeit. Zuletzt verglich man sich dahin, daß in den Reichsgerichten, wenn religiöse Gegenstände entschieden werden sollten, die eine Hälfte der Richter Protestanten, die andere Katholiken sein sollten. Die Religionsfreiheit wurde zunächst in demselben Sinne zugestanden, wie in dem Augsburger Religionsfrieden. Die Landesherren hatten das Recht, in ihrem Lande eine Religion einzuführen, welche sie

wollten. Nur auf die östreichischen Lande wurde diese Religionsfreiheit nicht zugestanden, wie diese denn auch von der allgemeinen Amnestie insofern ausgeschlossen wurden, als die früheren Verurteilten zwar zurückkehren durften, aber ihrer Güter nicht mehr teilhaftig wurden.

Was die Bestimmungen über die Reichsverfassung, die Verhältnisse der Stände zum Kaiser, betrifft, so haben es sich die fremden Mächte besonders angelegen sein lassen, die Ansicht zu verbreiten, daß die kaiserliche Gewalt nur eine sehr beschränkte sein dürfe, daß hingegen die Reichsstände die volle unabhängige Gewalt besitzen müßten.

Es folgte eine Spaltung des Reiches in viele besondere Staaten, von denen jeder seine eigene Regierung hatte. Es wurde den Fürsten die Landeshoheit als ein ausdrückliches Regierungsrecht zugesprochen, in dessen freier Ausübung ein jeder befestigt und von Niemandem gestört werden sollte. Die Reichsstände erhielten gleichzeitig das Recht, sowohl untereinander, als auch mit auswärtigen Mächten ohne die Zustimmung des Kaisers Verträge zu schließen und selbständig Gesandtschaften bei fremden Höfen zu unterhalten. Nur gegen den Landfrieden und gegen Kaiser und Reich sollte Niemand etwas unternehmen dürfen.

Aber auch für die Reichsregierung wurden Bestimmungen erlassen, welche die Gewalt des Kaisers überaus beschränkten. Er sollte fortan ohne Einwilligung der Reichsstände kein Gesetz geben, keinen Krieg erklären, keine Werbungen anstellen, keinen Frieden oder Bündnis schließen, keine Steuern auflegen und keinen Länderbesitz veräußern oder erwerben dürfen. Der Nationaleinheit des deutschen Reiches brachte das Friedenswerk unermeßlichen Nachteil. Das Reich verlor durch den Frieden ein Gebiet von 1900 Quadratmeilen mit 4 Millionen Menschen. Es mußte die Aufrichtung einer dreihundertfachen Vielherrschaft und die Verwicklung so vieler Grenz- und

Hoheitsrechte das Aufblühen des Landes sehr behindern, sie mit Formen überladen und die Volksstämme feindselig auseinander reißen.

Dagegen wurde Deutschland nun der Schauplatz der europäischen Staatshändel. Mit dem westphälischen Frieden entstand die Kabinetsregierung der deutschen Höfe: Mißtrauen, Zwietracht, Uebervorteilung und Absonderung zwischen den einzelnen Regierungen. Es bildete sich ein kleiner Hof- und Kriegsstaat nach dem andern, und die deutsche Nation strengte ihren Fleiß und ihre Kraft fast nur dazu an, um für einige Hundert Hofhaltungen, Gesandtschaftscorps, Ministerien und Kriegsheere die Kosten zu erschwingen. Bei allem erlangte die deutsche Nation weder Achtung noch Macht und Sicherheit vor dem Auslande, vielmehr wurden jetzt die meisten europäischen Kriege auf ihrem Grund und Boden ausgefochten. Die Entschädigungen, welche der westphälische Friede brachte, geschahen nur zu Gunsten der Fürsten. Für das Haus Oestreich war der Friede sehr nachteilig, denn es wurde aus dem Herzen des Reichs auf seine Erbstaaten zurückgedrängt.

Den deutschen Staatsmännern, welche dem westphälischen Frieden seine Gestalt gaben, darf man seine Mängel nicht zur Last legen: sie konnten nicht mit einem Mal umschaffen, was frühere Jahrhunderte im deutschen Reichshaushalte verdorben hatten. Der westphälische Friede war das endliche Ergebnis von tausend unglücklichen Begebenheiten und darf nicht als das Werk deutscher Staatskunst angesehen werden. Er war das Werk europäischer oder vielmehr französisch-schwedisch-öftreichischer Politik. Daß man bei all den ungeheuren Schwierigkeiten doch endlich mit dem so künstlich zusammengesetzten Werke zu Stande kam, ist vornehmlich der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit des Grafen Trautmannsdorf zuzuschreiben.

Wenngleich sich sehr bald zeigte, daß dieser Frieden die

politische Ohnmacht Deutschlands für Jahrhunderte besiegelte, so wäre es dennoch verfehlt, der damaligen Generation den Jubel über den Abschluß zum Vorwurf zu machen.

Man muß versuchen, das Gefühl zu begreifen, welches der fromme Paul Gerhard mit den Worten ausspricht:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Friedenswort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf! und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor!

Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte durch alle Gemüter. Dem alten Landmanne kam der Friede vor wie die Rückkehr der Kinderzeit, da man noch fröhliche Tage unter der längst umgehauenen Dorflinde gefeiert. Das junge, in den Kriegsjahren aufgewachsene Geschlecht vernahm es wie ein Märchen, daß jetzt eine Zeit nahe, in welcher Saat und Ernte gedeihen würde, wo man nicht mehr aus halbverfallenen Heimstätten in unwegsame Schlupfwinkel flüchten würde.

Freilich waren die Gemüter immer noch nicht beruhigt. Es war noch eine schwere Aufgabe zu lösen, nämlich die Ausführung dessen, was für jetzt erst auf dem Papiere stand. Die Franzosen hielten noch lange die Festungen besetzt, und die schwed. Truppen lebten jahrelang auf Kosten der Deutschen, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Doch Jedermann wußte, daß doch Friede war. Man hatte endlich einen Anhaltspunkt gewonnen, von wo aus man den Schutt des ...ßen Brandes aufzuräumen und das Gerettete als sein ...tum zu betrachten wagen durfte.

Die Folgen des Krieges.

Die traurigen Folgen des Krieges, der die Kraft des deutschen Volkes in seinem innersten Nerv gebrochen hatte zeigten sich erst nach dem Friedensschluß recht erkennbar Deutschland war einem großen Kirchhof oder einer Wildnis zu vergleichen. Tausende von Dörfern, Hunderte von Städten lagen in Asche. Zwei Drittteile seiner Bewohner waren zu Grunde gegangen; ganze Länderstrecken waren verödet. Von dem Lande war kaum ein Drittel in Kultur, zwei Dritte der Felder lagen wüste. Auf den Brandstätten der zu Grund gegangenen Ortschaften hatten Wölfe und Raben ihr Asy aufgeschlagen, die hier die Leichname der Erschlagenen ver zehrten. Ganze Koppeln herrenloser Hunde trieben sich i Wäldern und verödeten Orten herum und fielen heulend wehr lose Menschen an.

Der Krieg war mit entsetzlicher Barbarei geführt worden Die Soldateska, schon beim Beginn des Krieges verwilder erstieg im Verlaufe eines dreißigjährigen Räuber- und Mörder lebens die höchste Stufe der Grausamkeit und der Entmen schung. Es gilt dies auf gleiche Weise von allen Heeren Die Schweden waren nach dem Tode Gustav Adolf's u nichts besser als die anderen. Noch lebt im Munde de Volkes die Erinnerung an ihre furchtbare Erscheinung:

Der Schwed ist kumme,
Hat Alles mitg'numme,
Hat Fenster 'neing'schlage,
Hat's Blei davon g'trage,
Hat Kugeln draus gosse,
Und d' Bauern erschosse.

Die Heere bestanden aus den Angehörigen der ve schiedensten Nationen; unter den „Stradioten“ waren sog Muhamedaner; am verhaßtesten waren die Kroaten. abenteuerliche Leben des Kriegsmannes, der nur den

blick sein nennt, erzeugte ungeheure Lasterhaftigkeit. Die Sehnsucht, diesem zügellosen Genießen möglichst lange zu fröhnen, beförderte die Gottlosigkeit und den Aberglauben. Durch allerlei Zauber glaubte man unverwundbar „fest“, „gefeit“ werden zu können. Der „Passauer Zettel“ führte den Reim: „Teufel hilf mir, Leib und Seele geb ich dir!“ Tilly und Waldstein galten für „fest“, auch Gustav Adolf's Schwert für „gefeit“.

Nicht die Fahne, auf die man schwur, hielt diese Banden zusammen, sondern nur die Gier nach Beute. Darum trat man ohne Bedenken von einer Partei zur andern über. Nach verlornen Schlachten liefen die Soldaten massenhaft davon, um dann einige Monate auf eigene Faust zu rauben und zu stehlen. Die, welche unter der Fahne standen, unterschieden sich von jenen nur dadurch, daß sie systematisch die Aussaugung der überfallenen Gebiete vornahmen. Wer sich nicht in das unzugänglichste Dickicht, Moorgruben, versteckte Höhlen und undurchdringlichen Wald flüchten konnte, verfiel unrettbar den Greueln des Krieges. Daß die Soldaten alles mitnahmen, was sie fortschleppen konnten, daß sie bei dem Sturm einer Stadt in der ersten Wut alles niedermachten, was ihnen unter die Hände geriet, ist begreiflich; aber sie quälten auch mit ausgesuchter Grausamkeit die Bauern und Bürger, um aus ihnen Geständnisse zu erpressen, wo sie etwa ihre Güter verborgen hätten, oder auch aus bloßem Mutwillen und teuflischer Freude am Martern. Von den schrecklichen Mitteln, die armen Opfer zu Geständnissen zu zwingen, sei der „schwedische Trank“ erwähnt. „Die Tyrannei ist schrecklich und übergroß; wen die Feinde ergriffen, den haben sie gereitelt, gesiedelt, einen schwedischen Trunk eingegeben, darumb es also bewandt: Nach grausamem Prügeln und Schlagen haben sie die elende Person auf den Rücken gelegt, Sperrhölzer in den Mund gestecket und mehrmals etzliche

Kannen Mistpfütze eingeflößet. Wenn solche zurück ihnen wieder aus dem Munde zu laufen angefangen, so ist einer mit Füßen ihm auf den Leib gesprungen, durch welche greuliche Marter die Henkerbuben die Vorräte haben finden wollen. Aber leider Gott, dir sei es geklagt, die meisten Personen starben elendiglich." Die Franzosen richteten auch Hunde zur Aufsuchung der Lebensmittel ab.

Hatten die Truppen ermüdende Märsche gemacht, so daß sie hungrig im Dorfe anlangten, dann wehe den armen Bewohnern, wenn diese selbst nichts mehr besaßen. Der Soldat wurde wütend und glaubte durch Grausamkeit die Lebensmittel zu erreichen. Man schlug den Unglücklichen Pflöcke zwischen Nägel und Fleisch, schnitt Lebenden Riemen aus der Haut, setzte Daumschrauben an, sägte die Kniescheiben ein, schnitt die Fußsohlen auf und streute Salz hinein. Selbst im Backofen bratete man arme Opfer, zündete unter kopfabwärts Aufgehangenen Feuer an, hing Männer an den empfindlichsten Gliedern auf und kneipte ihnen diese ab. Oft war nicht blos Mord und Beutelust, sondern auch Rache und religiöser Fanatismus die Triebfeder dieser Greuel.

Was man am weiblichen Geschlechte gesündigt, läßt sich nicht schildern. Daß Kirchen und Gräber nicht verschont blieben, ist selbstverständlich. „Schweden, Lappen, Finnländer, Irländer wüteten von der einen, Kroaten, Kosacken, Polaken, Spanier, Italiener, Franzosen, Wallonen von der andern Seite, und wußte Niemand wer Freund oder Feind wäre. Wer Geld hatte, war Feind, wer es nicht hatte, wurde doch dafür gehalten und ebenso gemartert;" so sagt ein Augenzeuge. Und es giebt kein Land in Deutschland, welches nicht zu diesem schauderhaften Gemälde seinen grauenerregenden Beitrag geben könnte.

Gleiche Brutalität wie gegen die Menschen, bewiesen die Soldaten auch gegen die Sachen. Wo sie Lebensmittel fan-

den, ergaben sie sich viehischer Völlerei. Was sie nicht verzehren konnten, vernichteten sie, so daß weder den unglücklichen Eigentümern, noch den nachfolgenden Soldaten etwas übrig blieb. Außerdem zerschlugen sie aus bloßem Mutwillen Haus- und Küchengeräte, Fenster, Thüren und Möbel.

Die Ankunft einer Rotte Soldaten galt als das größte Unglück. Zitternd und bebend entfloh Alles in die entlegensten Winkel der Wälder. Welchen fressenden und plündernden Troß schleppte auch die kleinste Armee hinter sich her! Bei Waldsteins Heere vor Nürnberg befanden sich 15,000 Weiber! Durch die Schlemmerei entstanden Krankheiten und Seuchen. In manchen Orten, die 20 bis 30 mal geplündert waren, ließen die Besitzer Haus und Hof im Stich und Niemand fand sich, der in ihre Stelle trat. In Würtemberg gingen 400,000 Menschen zu grunde, die Kriegsschäden schätzte man auf 200 Millionen Gulden. Die Pfalz hatte vor dem Kriege 500,000 Einwohner, zur Zeit des Friedens aber nur 40,000. Man nimmt an, daß die Bevölkerung Deutschlands in den Kriegsjahren von 17 auf 4 Millionen zusammengeschmolzen ist. In Würtemberg waren 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und 36,000 Häuser niedergebrannt. Viele Dörfer sind nie wieder aus der Asche erstanden.

Wo man die Thatsachen feststellen kann, ergiebt sich das grauenhafte Resultat, daß über 80 Prozent an Pferden, Rindern und Ziegen verloren gegangen sind. Die Schafe aber waren sämtlich vernichtet: für Deutschland war dieses wichtige Tier vom Erdboden vertilgt.

Wer im Krieg gewesen, verachtete das ehrliche Handwerkszeug und den Pflug. Niemand wollte arbeiten: ganz Deutschland wimmelte von Gaunern, Strolchen, herumziehendem Gesindel, welche bettelten oder plünderten, oder das Haus über dem Kopfe des Besitzers ansteckten. Die Sittlichkeit

war tief gesunken. Schulen und Universitäten waren verödet. Das Beten hatte man verlernt und an unseres Gottes Gnade wollte man nicht mehr glauben.

Nationalsinn und Christenglaube empfingen durch den dreißigjährigen Krieg einen so tötlichen Schlag, daß es fast schien, als seien diese unschätzbaren Güter unserem Volke ganz abhanden gekommen. Wohl hat unser Volk früher schon gewaltige Kämpfe zu bestehen gehabt: dem Mißlingen derselben folgte allemal eine Zeit der Erschlaffung, des Versinkens des Nationalsinns, der Entsittlichung und Selbstsucht. Aber noch nie hatte eine Bewegung so lange gedauert, wie diesmal, und noch nie war sie von so furchtbaren Greueln begleitet gewesen. Je länger sie anhielt, je stärker infolge davon alle Kräfte angespannt werden mußten, um so furchtbarer mußte auch die Rückwirkung sein. Die früheren Kriege haben trotz ihres Mißlingens doch immer wieder ein Durchdringen des nationalen Geistes zugelassen, und zwar nach nicht sehr langer Zeit. Aber der dreißigjährige Krieg ist gleichsam als der Totengräber des deutschen Geistes zu betrachten. Er hat die lebenskräftigen Triebe, den Nerv des Volkes an der Wurzel angefressen und vernichtet. Das Volk wurde durch die greuelhafte Behandlung, durch die viehische Rohheit der entmenschten Soldateska entehrt: es wurde im innersten Keime seines Wesens gebrochen. Es verlor das Selbstgefühl, das Bewußtsein seiner Nationaleigentümlichkeit, das Gefühl des Rechtes, da es 30 Jahre sich daran gewöhnt hatte, sich bedingungslos vor der brutalen Gewalt zu beugen. Weil Deutschland, wie auch heute noch, ein ackerbautreibendes Volk ist, und seinen Kern und seine Majorität nicht in den Städten, sondern auf dem Lande zu suchen hat, so mußte durch die Zerstörung des ländlichen Wohlstandes das ganze Volk dem Siechtum verfallen. So wurde die Nation durch die namenlosen Leiden des Krieges völlig entnervt, stumpf-

sinnig, gleichgültig gegen jedes höhere Streben und rücksichtslos gegen das Wohl des Mitbürgers und des Gesamtvaterlandes. Das nationale Element, das eine so bedeutsame Rolle in unserer Geschichte spielt, schlug nun vollkommen in jene unerfreuliche Richtung um, welche sich in Selbstsucht, Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, Mangel an Gemeinsinn, Glaubenslosigkeit und Trägheit äußert. Man fühlte es kaum noch, daß diese verderbliche Richtung nicht der richtige Weg sei. Alle befanden sich auf dieser gewohnten, breiten Straße, und Niemand wollte den längst verlorenen, schmalen Weg, der zum Leben führt, aufsuchen, geschweige denn betreten. Der christliche und deutsche Geist schien für immer jene Schnellkraft eingebüßt zu haben, mit welcher er sich aus ähnlichen Zuständen früherer Zeit immer wieder emporgerissen hatte.

Es hing mit dem Ruin der Landwirtschaft zusammen, daß der Gutsherr den ohnehin schwer belasteten Bauer, welcher sich bei großer Verschuldung kaum über dem Wasser halten konnte, mit Frohnden und Abgaben noch weit mehr drückte, als je zuvor. Der Gutsherr besaß wenig oder nichts, mochte der Bauer zusehen, wie er den Anforderungen der Zeit nachkam. Er durfte nicht murren, eisern lastete auf ihm der Druck der Verhältnisse. Im Stillen ballte mancher Bauer wohl die Hand gegen seinen adligen Herrn und sagte verstohlen: „jungen Edelleuten und jungen Sperlingen müsse man bei Zeiten die Köpfe eindrücken;“ aber er litt und gehorchte. Es ist begreiflich, daß in einem solchen Bauernstande jedes tiefere Gefühl, jeder höhere Gedanke erstarb. Und doch bildete dieser, wie heute, den Hauptbestandteil der deutschen Nation.

Auch das Bürgertum hatte seine Selbständigkeit längst verloren. Dazu kam, daß die seit dem Frieden gesteigerte landesherrliche Hoheit dem selbstbewußten Bürgersinn wenig

zugethan war, und mit Verordnungen und Steuerauflagen so viel als irgend möglich eingriff.

Das Hauptgeschäft der Stände, die Bewilligung der Steuern, wurde von den Landesherren mehr oder weniger nach eigenem Ermessen geleitet. Man sah sich gezwungen, alle Steuern zu erhöhen.

Im allgemeinen trägt das Abgabenwesen jener Zeit nur das Gepräge der Not. Es ist ein Kampf zwischen Nehmen und Geben, ein Aufreißen und Zustopfen, ein Handeln und Schachern zwischen der verarmten Regierung und dem Schweiße des Volkes. Wenn irgend je, so war es damals zu entschuldigen, daß bei dem Drucke einer schweren Zeit die nachfolgenden Geschlechter zur allmäligen Abtragung der Kriegsschulden herangezogen wurden. Noch jetzt giebt es Staats- und Kommunalschulden, welche aus jener Zeit datiren.

Ein Grund der so sehr vermehrten Ausgaben nach dem Kriege war unstreitig der ungemein vergrößerte Hofstaat der einzelnen Fürsten. Ein Fürst suchte den andern an Prunk und Pracht zu überbieten, und das zehrte an dem Mark des Volkes.

Das immer mehr in die Höhe geschraubte Kriegswesen zerrüttete die Finanzen. Nicht nur zur Unterhaltung, sondern schon zum Anwerben der Truppen mußten große Summen aufgebracht werden. Die Soldaten waren meist Ausländer, die dem Bürger im Herzen oft feindlich gesinnt waren; sie hatten kein Interesse für das Wohl des Landes. Viele Faulenzer und Taugenichtse wußten sich in die Regimenter einzudrängen, man sah weniger auf Tüchtigkeit, als auf stramme, große Gestalten. Bei jedem Regiment befand sich außer den Offizieren 1 Schultheiß, 1 Feldprediger, 1 Feldscheerer, 1 Proviantmeister, 1 Stabshalter, 10 Gerichtsgeschworene, 2 Gerichtsschreiber, 1 Gerichtswebel, 1 Profoß, 1 Profoßlieutenant, 1 Stockmeister, 1 Hurenwebel,

2 Steckenknechte, 1 Scharfrichter, 1 Fourier, 1 Musterschreiber, 3 Trompeter und die Musikanten.

Neben diesen angeworbenen Truppen bestand immer noch eine Art Landmiliz, die zunächst nur in dringenden Fällen zur Verteidigung des Landes und zur Unterdrückung des vielen liederlichen Gesindels, welches größtenteils entlassene und arbeitsscheue Soldaten waren, dienen sollte.

Die allgemeine Zerfahrenheit der Zustände wurde noch vermehrt, weil gerade in jener Zeit, in welcher deutsches Volkstum im Untergehen begriffen war, die Einwirkung der fremden Völker eine so tief einschneidende wurde. Die Fremden, vor Allem die Franzosen, gewannen zunächst an den fürstlichen Höfen einen gefährlichen Einfluß. Die Fürsten glaubten in den Franzosen ihre Beschützer gegen die kaiserliche Uebermacht zu erblicken. Der Einfluß war vor Allem ein politischer, aber der sittliche konnte nicht ausbleiben. Die deutschen Höfe wurden die Abbilder des französischen. Ueberall fanden sich nun französische Kammerherren und Köche, Spieler und Weiber, Künstler und Diener, Friseure und Schauspieler ein. Der deutsche Hofadel lernte die französischen Umgangsformen: französische Gouverneurs und Gouvernanten waren jetzt unerläßlich. An den Höfen wurde französisch gesprochen, französisch gedacht, französisch gehandelt. Von den Höfen teilte sich dieses Ausländerwesen dem Mittelstande mit, und zuletzt auch den unteren Schichten der Gesellschaft. So hinderte eben der Einfluß der Ausländer das Emporkommen und die Stärkung des deutschen Geistes. Das gänzliche Erliegen desselben unter dem Einflusse der Fremden drückte sich nirgends deutlicher, als in der Sprache aus. Sie war noch nie so abgeschmackt, wie jetzt wegen der Ueberladung mit Fremdwörtern und des unendlich knechtischen Sinnes, der sich in ihr offenbarte. Die unbedeutendsten Berichte an eine vorgesetzte Person oder Behörde sind in einem

so kriechenden Styl und mit so vielen nichtssagenden Titulaturen verfaßt, daß der eigentliche Inhalt oftmals aus weniger Worten besteht, als die unnötigen Schmeicheleien der Einleitung. Die ganze Literatur des 17. Jahrhunderts ist in Prosa und Poesie, Lyrik und Drama dem Auslande und dem fremden Geschmack fast völlig unterworfen. Verse, Strophen, Stoffe sind meist dem Auslande abgeborgt. Auffallend erscheint es, daß gerade in jener Zeit tiefen Verfalles die ersten Zeitungen in Deutschland aufkommen konnten. Anfangs hatte man nur geschriebene „Gazetten." Die erste gedruckte Zeitung, welche regelmäßig erschien, war das „Frankfurter Journal", dann erschienen 1628 die „Berliner Avisen."

Daß der lange Krieg die Universitäten fast verwilderte und verödete, ist natürlich. In Helmstädt glich die Universität einem Lager: im Winter hielt man Vorlesungen, im Sommer nahmen die Lehrer und Studenten Kriegsdienste. Die deutsche Nationaldichtkunst hatte in dieser dürren Zeit überaus dürftige Fortschritte gemacht. Das fremde Element überwucherte und erdrückte deutsche Gedanken.

Eine gleich unnütze Nachahmung waren die französischen Kleidermoden. Die verständigste Tracht des Mannes, die altburgundische, wurde völlig verdrängt. Der deutsche Rock, der vorn und hinten deckte, ging in den luftigen Frack, der Halskragen in den Jabot über. Die weibliche Tracht war nicht nur unsittlich entblößend, sondern auch abgeschmackt, indem man „Speck", d. h. dicke Wülste von vielen Pfunden um die Hüften zu tragen anfing. Die Nachahmung der französischen Perrücken, Zöpfe und dem Wust von Haaren auf dem Kopfe verunstaltete Gesicht und Kopf.

Das franz. Billardspiel fand immer mehr Aufnahme, und die franz. Spielkarten wanderten zu Hunderten von Paris nach Deutschland ein. Zu den Maskenbällen ließ man sich Pariser Maskeraden kommen; selbst maskirte Schlitten-

fahrten wurden arrangirt. Ballet und Theater fanden in den Städten Aufnahme.

Auch den verderblichen Branntwein, der noch jetzt Tausende zu Grunde richtet, verdanken wir den Franzosen. Dieses, anfangs nur in den Apotheken als Lebenswasser feilgehaltene Getränk wurde im 17. Jahrhundert immer gebräuchlicher Nach dem Branntwein kam durch die Spanier das ekelhafte Tabakkauen, Tabakschnupfen und Tabakrauchen auf. Die Päpste drohten gegen diese Unsitte mit dem Bann; in Rußland wurde 1634 der Tabakgenuß mit dem Abschneiden der Nase bedroht, und in Ungarn verbot eine Strafe von 50 Gulden den Adligen jeden Tabakgenuß. Dagegen am Hofe der Katharina von Medici in Paris gehörte dieser Genuß zum feinen Ton.

Schlimmer als alles äußere Unheil war, daß die alte Zucht und Tüchtigkeit, die deutsche Treue und der lebendige Christenglaube durch die Unsittlichkeit des langen Krieges verschwunden war, daß auch das selbständige geistige Leben Deutschlands darniederlag, daß Frankreich mit der Zeit nicht blos bedeutenden Einfluß auf die Fürsten, sondern auch auf die Gesammtheit des Volkes in Sprache, Kunst, Wissenschaft, Sitte und Mode gewann. Die Franzosen waren im dreißigjährigen Kriege zuerst in Masse nach Deutschland gekommen. In Münster und Osnabrück lernten die bedeutendsten Männer Deutschlands dieselben auch von Seiten ihres Luxus, ihrer Zierlichkeit, ihrer Sitten, ihres feinen, geselligen Tons kennen. Wie man von jeher der ganzen universellen Anlage des deutschen Charakters gemäß, für fremde Vorzüge, als mangelnde Seiten der eigenen Ausbildung, eine zu große Achtung gehegt, so trachtete man auch jetzt mit Eifer danach, sich die franz. Umgangsformen zu eigen zu machen. Wenn auch die in Frankreich geübte religiöse Toleranz der konfessionellen Verfolgungssucht entgegenarbeitete, so konnte dagegen die bei den

Franzosen geltende religiöse Gleichgültigkeit der sittlichen Erhebung in Deutschland keine Stütze sein. Vielmehr mußte die gottentfremdete Zeitphilosophie, die bei den gebildeten Franzosen die Stelle des Christentums einnahm, auch im deutschen Volke den Glauben als das Fundament der Kirche und die einzige Grundlage aller wahren Wohlfahrt untergraben.

Der Westphälische Frieden hatte die Hoffnungen und Wünsche der meisten deutschen Fürsten nicht erfüllt. Die Absichten, durch welche dieser gewaltige Kampf herbeigeführt wurde, waren nicht zu ihrem Ziele gekommen. Denn das Streben des Katholizismus, sich wieder zur alleinherrschenden Kirche zu machen und den Protestanten die bewilligten Rechte zurückzunehmen, hatte seine Erfüllung nicht gefunden. Auch der nebenhergehende Zweck des Kaisers, die Machtentwicklung des östreichischen Hauses, blieb ein verfehltes Beginnen. Der dreißigjährige Kampf endete mit noch größerer Schwächung des Kaiserthrones, mit der Zurückweisung der katholischen Kirche und mit der politischen Anerkennung des Protestantismus.

Nachdem die protestantische Kirche den Kampf auf Leben und Tod mit der katholischen bestanden hatte, ist jenes lange und angestrengte Ringen nicht vergeblich gewesen. Die Freiheit des Glaubens, des Denkens und des Gewissens war im Allgemeinen errungen; das Christentum war nicht mehr, wie früherhin, eine Sache der unbewußten Aufnahme und der naiven Hingebung; sein Bekenntnis war ein Werk eigenen Nachdenkens; es konnte fortan zwischen den nebeneinander stehenden Glaubensformen gewählt werden. Nach der Anerkennung des Protestantismus konnte sich auch die Kirchenverfassung desselben, wie deren Grundsteine von den Reformatoren gelegt waren, ungehindert weiter entwickeln.

Damit für die Zukunft allen Streitigkeiten vorgebeugt werde, sollten die kath. Bischöfe gegen die Evangelischen keine Jurisdiktion haben, aber die Katholiken sich nach der Observanz

von 1634 ihres Rechtes bedienen. Die Obrigkeit beider Religionen soll ernstlich und mit Strenge verbieten, daß Niemand öffentlich oder heimlich in Predigten, Lehren, Disputiren, Schriften oder Ratschlägen diesen Religionsfrieden irgendwo bestreite, in Zweifel ziehe, oder widrige Behauptung daraus zu ziehen suche. Dergleichen soll nichtig sein. Wenn aber etwas Zweifelhaftes hin und wieder vorkäme, oder aus dem Religionsfrieden entstünde, so soll dies auf den Reichsversammlungen zwischen den Ständen beiderlei Religion, aber nur durch gütlichen Vergleich, ausgemacht werden."

Es ist unverkennbar, daß auf beiden Seiten das aufrichtige Bemühen vorwaltet, endlich zu einem dauernden Frieden zu gelangen. Man wollte jeden Anlaß zu neuen Streitigkeiten im Keime ersticken. Deshalb wurden in beiden Hauptrichtungen des großen Friedenswerkes: das staatliche und das religiöse Element der eingehendsten und umfangreichsten Erörterung unterzogen. „Es sei von beiden Seiten eine ewige Vergessenheit und Amnestie in Hinsicht alles dessen, was vom Anfange dieser Unruhen an, wo und wie oder auf welcher Seite es auch sei, feindseliges vorgegangen sei, so daß weder unter dieser Veranlassung, noch unter irgend einem andern Vorgeben, einer dem andern in Zukunft Feindschaft oder Belästigung an seiner Person, an seinem Besitz oder seiner Sicherheit durch sich oder andere heimlich oder öffentlich, direkt oder indirekt, im Reiche oder außerhalb desselben zufüge oder zufügen heiße: sondern es sollen alle und jede, vor oder im Kriege, durch Wort, Schrift oder That zugefügten Beleidigungen, Gewaltthaten, Feindseligkeiten, Schäden, Kosten ohne irgend eine Rücksicht auf Person oder Sache, so durchaus abgethan sein, daß jeder Anspruch, den einer aus diesem Grunde gegen den andern machen könnte, in ewiges Vergessen begraben sein soll. Und dieser Friede soll so aufrichtig und ernstlich gehalten werden, daß jeder Teil

des Anderen Nutzen und Ehre zu befördern suche und daß zwischen Beiden das sichere Bestreben nach Frieden und Freundschaft wieder kräftig hervorblühen könne."

Bei aller aufrichtigen Friedensliebe, der wir unsere Anerkennung nicht versagen dürfen, wurde leider die Trennung der Nation in zwei religiöse Lager nicht vermieden: eine Versöhnung zwischen Protestanten und Katholiken kam nicht zu Stande. Die Einen trennten sich vom Papste, die Anderen erkannten ihn noch an. Der Vorteil, welchen der Sieg des Protestantismus insofern brachte, als die Abhängigkeit von Rom aufhörte, kam nur dem einen Teil der Nation zu Gute: der andere Teil wurde durch die Treue, die er dem Papste bewahrte, seinen deutschen Mitbürgern oft mehr entfremdet, als den Gleichgesinnten anderer Länder.

Der Kaiser wollte die Rechte der Fürsten ebenso wie die Rechte der Untertanen in gleicher Weise geschützt wissen. Zuletzt aber kam die Hauptsache darauf hinaus, ob die Fürsten im Stande waren, ihre Ansprüche durchzusetzen. Waren sie mächtig genug, ihrer Landstände Herr zu werden, so hatten sie von der Einsprache des Kaisers oder gar des Reichstages nichts weiter zu besorgen. Man sieht, die Bestimmungen des westphälischen Friedens enthielten ein geordnetes System eines deutschen Staatsrechtes n i c h t. Das deutsche Reich war und blieb, wie es der geistvolle Zeitgenosse von Pufendorf bezeichnete, „ein schauerliches, ungefüges, ungeheuerliches Monstrum, das man der Sehkraft beraubt hatte."

Nach dem westphälischen Frieden gewannen mehrere größere Fürsten über ihre Landstände so entscheidende Siege, daß das Uebergewicht des Fürstentums seitdem nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Vor allem ist hier Friedrich Wilhelm, d e r g r o ß e K u r f ü r s t, zu erwähnen. Keiner der deutschen Landesherren hatte sich so bestimmt die fürstliche Unumschränktheit zum Ziel gesetzt, wie er, und keiner ging mit so

viel Kraft, Umsicht, Folgerichtigkeit, aber auch keiner mit so viel List, Ränken und Gewaltthätigkeit zu Werke, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Friedrich Wilhelm erkannte, daß, wenn das niedergeworfene Deutschland wieder zu Ehre, Macht und Ansehen gelangen sollte, dies nur dadurch möglich sei, wenn unter den lose zusammenhängenden deutschen Staaten einer unter ihnen stark genug werde, um seinem Herrscher auch ohne kaiserlichen Titel wahrhaft kaiserliche Macht und Bedeutung zu gewähren. Welcher Staat, welcher Herrscher auch immer diese patriotische Aufgabe erfassen mochte: ein schwerer dreifacher Kampf stand ihm bevor. Es galt, emporzukommen dem Hause Habsburg zum Trotz: es galt, sich zu erheben über viele neidische und eifersüchtige, gleichberechtigte Fürstenhäuser: endlich war die Mißgunst des Auslandes zu besiegen, das ein mächtiges deutsches Reich nicht wieder erstehen lassen wollte und daher jeden Versuch einer Neubegründung bekämpfen mußte. So hat denn dieser Kampf über zwei Jahrhunderte lang gedauert und erst nach Besiegung Oestreichs, der deutschen Kleinstaaten und Frankreichs in dem neuen deutschen Reich des preußischen Hohenzollernstaates seinen Abschluß gefunden. Die ganze neuere deutsche Geschichte seit dem westphälischen Frieden ist nichts anderes, als die Geschichte von dem Kampf und Sieg des brandenburgisch-preußischen Staates. Die Persönlichkeiten der Kaiser aus dem Hause Habsburg, das mehr europäische Politik treibt, treten gegen die hohenzollernschen Regenten zurück, welche, allerdings nur durch Stärkung und Konzentration ihrer eigenen Macht, der Nation auf deutschem Boden ein neues Reich zu gründen beginnen.

Niemand hätte während der grausigen Zeit von 1618 bis 1640, oder zur Zeit des Friedensschlusses ahnen können, daß der brandenburgische Staat jene hohe Aufgabe erfassen,

geschweige denn lösen würde. Ein halbes Jahrhundert später konnte es allerdings den verständigen Zeitgenossen des großen Kurfürsten nicht mehr entgehen, mit welcher Großartigkeit dieser Fürst den Staatsgedanken ergriffen und mit welcher Energie er ihn dem Ziele näher geführt. Als er am 9. Mai 1688 mit dem Bibelwort: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ von hinnen schied, ahnte er wohl nicht, daß noch fast zwei Jahrhunderte vergehen würden, bevor das große Werk, zu dem er den Grund gelegt, vollendet sein würde. In dem morschen und unterwühlten Boden Deutschlands legte er „geduldig in Trübsal, fröhlich in Hoffnung und anhaltend im Gebet“ die Fundamente zu einem Territorialstaat, der, in gleichem Sinn, mit gleichem Geschick, nach gleichem Plane ausgebaut, den großen nationalen Aufgaben eine gesicherte Heimstätte werden, der Nation selbst dereinst ein schützendes und schirmendes Obdach gewähren sollte.

Buchdruckerei der „Frankfurter Post“.